Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/neuemonatsschrif32berl

P
Journal
Ger. Hist
IV

# Neue Monatsschrift

für

# Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

---

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

189347.
8.5.24.

Zwei und dreißigster Band.

---

Berlin,
bei Theodor Chr. Fr. Enslin.
1830.

# Inhalt des zwei und dreißigsten Bandes.


Seite

Untersuchungen über die allmählige Entwickelung des preußischen Staats. (Fortsetzung.) . . . . 1
Der Kurstaat während der Regierung des Kurfürsten Johann George.

Staatswirthschaftliche Aphorismen. (Fortsetzung.) . 25

Beitrag zur Berichtigung der Ideen vom Reichthum und dessen Wirkung auf den Gewerbbetrieb und Geldumlauf. . . . . 49
(In Beziehung auf den in Nr. 82. der Allgem. Preuß. Staats-Zeitung enthaltenen Aufsatz.)

Ueber den Einfluß der Zivilisation auf die Dichtkunst und die schönen Künste. . . . . 85
(Aus dem Französischen.)

Ein Wort über Friedrich von Schiller. . . . . 102
(Eingesendet.)

Ueber den Streit der Pietisten und Nationalisten unserer Zeit. . . . . 106
Ein Sendschreiben an ....

Untersuchungen über die allmählige Entwickelung des preußischen Staats. (Fortsetzung.) . . . . 113
Joachim Friedrichs zehnjährige Regierung.

Staatswirthschaftliche Aphorismen. (Fortsetzung.) . 131

Seite

Betrachtungen über die Stellung der Staatskontrolle gegen die Verwaltung. . . . . 156
(Eingesendet.)

Ueber das staatliche Verhältniß des Königreichs der Niederlande zu Frankreich und zu Deutschland. 198

Ueber einen famösen Brief. . . . . 210
Ein Schreiben an den Kammerrath H. B — z.

Untersuchungen über die allmählige Entwickelung des preußischen Staats. (Fortsetzung.) . . . . 229
Verdienste des Kurfürsten Johann Sigismund um sein Geschlecht und um den von ihm verwalteten Staat.

Staatswirthschaftliche Aphorismen. (Fortsetzung.) . 262

Merkwürdiger Schluß einer Abhandlung, die innere Lage Großbritanniens betreffend. . . . . 276
(Aus Quarterly Review No. LXXXIII.)

Ueber Rein-Ertrag. . . . . 294

Ueber den frühzeitigen Hintritt des Geheimen Staats- und Finanz-Ministers Herrn Fried. Christ. Adolph von Motz. . . . . 334

Untersuchungen über die allmählige Entwickelung des preußischen Staats. (Fortsetzung.) . . . . 341
Der Kurstaat während der Regierung des Kurfürsten George Wilhelm.

Staatswirthschaftliche Aphorismen. (Fortsetzung.) . 372

Plan des Abbé's von St. Pierre zur Vertilgung der Seeräuber auf Afrika's Nordküste. . . . . 402

Gegenstück zu dem im siebenten Hefte dieser Monatsschrift mitgetheilten Schluß eines Aufsatzes die innere Lage Großbritanniens betreffend. . . . 425
(Aus Edinburgh Review No. C.)

Ueber die Eroberung Algiers. . . . . 451

# Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.
(Fortsetzung.)

## Zehntes Kapitel.

### Der Kurstaat während der Regierung des Kurfürsten Johann George.

Johann George war 46 Jahr alt, als er seinem Vater in der Regierung des Kurstaats folgte; und man darf annehmen, daß die Strenge, womit er Anfangs auftrat, am meisten gegründet war in der so sehr verspäteten Erfüllung seiner Bestimmung. Unterrichtet in Allem, was in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts für nothwendiges Element der Prinzen-Erziehung galt, hatte er, nach beendigten Universitäts-Studien, der Schlacht bei Mühlberg und der Belagerung Wittenbergs beigewohnt, und sich auf Reichstagen mit der deutschen Welt bekannt gemacht, als er in einem Alter von etwa 30 Jahren, sich gänzlich von dem Hofe seines Vaters zurückzog, seinen Aufenthalt auf Lustschlössern in der Priegnitz und Altmark wählte, und von

hier aus kleine Reisen im Lande machte, um sich von dem Zustande des Ackerbau's und der Gewerbe zu unterrichten. Nichts aber bewog ihn dazu noch mehr, als die Unzufriedenheit — nicht mit seinem Vater, wohl aber mit der Umgebung desselben, die, nach seinem Dafürhalten, nur darauf ausging, den Staat zu Grunde zu richten.

Vor allen waren ihm zwei Personen durchaus zuwider: der Bürgermeister Thomas Matthias und der Jude Lippold. Beide standen bei ihm in dem Verdacht, daß sie die Güte seines Vaters auf eine unverantwortliche Weise mißbrauchten, um sich zu bereichern. Er faßte also auch den Vorsatz, sie dafür zu züchtigen, sobald er in den Besitz der Gewalt gekommen seyn würde.

Dies geschah, wie wir bereits wissen, im Jahre 1571. Auf den Kurstaat drückte, nach Joachims des Zweiten Tode, eine Schuld von 2,600,000 Thalern. Da nun die Kunst, eine Staatsschuld in immerwährende Renten zu verwandeln, noch nicht erfunden war, das übliche Einkommen aber jede Aussicht auf eine schnelle Tilgung verdunkelte: so war der neue Regent nur darauf bedacht, wie er sich der von seinem Vater gemachten Schuld auf eine Weise entledigen wollte, die ihm nicht bloß Erleichterung, sondern auch Vertrauen für die Zukunft gewähren möchte. Sein ausschließender Rathgeber in dieser Angelegenheit war der Minister Distelmaier: ein Schlaukopf, wie es scheint, der diese Gelegenheit benutzte, sich höher zu stellen, als er unter Joachim dem Zweiten gestanden hatte. Johann George fing also damit an, daß er aus dem Staatsdienst alle Diejenigen entfernte, welche unter seinem Vater und seinem Oheim eine Rolle gespielt hatten. Sobald nun dies voll-

bracht war, schritt man zu Verhaftungen. Die erste traf den berlinischen Bürgermeister Thomas Matthias: einen Mann, der dem verstorbenen Kurfürsten mit einer seltenen Uneigennützigkeit gedient, ja den besten Theil seines Vermögens dem Landesfürsten aufgeopfert hatte, ohne irgend eine Bürgschaft zurückerhalten zu haben. Je seltener eine solche Denkungsart ist, desto verdächtiger war Thomas Matthias in dem Urtheil derer, die an keine andere Tugend glauben, als zu welcher die eigene Engherzigkeit den Maßstab giebt. Seiner Aemter entsetzt und obendrein verhaftet, mußte der verkannte Bürgermeister sich gefallen lassen, daß man seine Zimmer, wie seine Papiere, versiegelte. Die anzustellende Untersuchung wurde um so weniger verschoben, weil man große Reichthümer und noch größere Schuld-Dokumente bei dem in Anklage gesetzten zu finden hoffte. Was fand man? Zehn Gulden baares Geld, und statt der Schuld-Dokumente nur die Beweise, daß der Angeklagte Kostbarkeiten und Erbgüter theils verkauft, theils verpfändet hatte, um dem verstorbenen Kurfürsten gefällig zu werden. Man sah sich also in allen Erwartungen getäuscht; und die Verlegenheit Distelmaiers und seiner Werkzeuge war um so größer, weil nichts anders übrig blieb, als die Unschuld des Verfolgten anzuerkennen. Man wollte jedoch nicht Unrecht haben; und um das einmal angefangene Werk durchzuführen, leitete man den ganzen Handel so, daß Thomas Matthias zwar seine Bürgermeisterstelle zurück-, dafür aber keinen Ersatz für seine Darlehne erhielt. Thomas Matthias, gebeugt von so viel Verkennung und Ungerechtigkeit, überlebte sein Schicksal nicht lange; er starb im Jahre 1576 in so großer Dürftigkeit, daß die Seinigen

ihn nicht einmal aus eigenen Mitteln begraben lassen konnten.

War das Verfahren gegen den Juden Lippold gerechter?

Man ist zu der Behauptung berechtigt, daß es nur grausamer gewesen sei.

Lippold war Hof-Bankier, wiewohl diese Benennung im sechzehnten Jahrhundert noch nicht üblich war. In dieser Eigenschaft hatte er keine andere Verrichtung zu erfüllen, als den Kurfürsten Joachim den Zweiten mit den Geldsummen zu versehen, deren dieser zur Durchführung seiner Entwürfe bedurfte. Ich sage: Entwürfe; denn es ist kaum verzeihlich, das Mährchen von dem Luxus zu wiederholen, welcher am Hofe dieses Kurfürsten getrieben seyn soll. Joachim der Zweite legte Festungen an, weil er vorher sah, daß Zeiten kommen würden, wo man ihrer nicht entbehren könnte; derselbe Joachim baucte Paläste, um den müssigen Theil seiner Unterthanen zu beschäftigen; und auch damit noch nicht zufrieden, wendete er bedeutende Summen auf die Auffindung neuer Quellen des Reichthums in seinem Machtgebiet. Was that er also? Was jeder Edelmann thut, wenn er umlaufendes Kapital in stehendes Kapital verwandelt. Dies war an und für sich keine Verschwendung. Lippold war also auch nicht das Werkzeug derselben; und mit besseren staatswirthschaftlichen Einsichten, als dem sechzehnten Jahrhunderte eigen waren, hätte man über das Verhältniß des Hof-Bankiers zum Kurfürsten ganz anders geurtheilt, als es wirklich geschah. Welche Mühe Lippold hatte, die nöthigen Summen herbeizuschaffen — wer hat darüber jemals Untersuchungen an-

gestellt? Geld, als Waare, ist zu allen Zeiten in seinem Preise eben so veränderlich gewesen, als jede andere Waare; und wenn es in dem Gesellschaftszustande des sechzehnten Jahrhunderts nothwendig theuer gekauft werden mußte, so haben wir keine Ursache, vor den 50 Prozent zu erschrecken, die Joachim der Zweite seinem Hof-Bankier bewilligte; in der That um so weniger, weil auch andere Fürsten, z. B. die Könige Frankreichs, in diesen Zeiten sich denselben Prozent-Satz gefallen lassen mußten. Den Rechnungen und Quitungen nach, welche Lippold vorlegte, fiel kein Betrug ihm zur Last. Wenn seine Richter damit nicht zufrieden waren, und durch barbarische Foltern zu Geständnissen zu gelangen glaubten, die, ohne Verletzung der Wahrheit, nicht gemacht werden konnten: so liegt hierin nur ein Beweis ihrer Unwissenheit und Begränztheit. Kirchliche Antipathie und Aberglaube kamen hinzu, damit das Schicksal des unglücklichen Hof-Bankiers noch tragischer werden möchte; man glaubte nämlich in diesen Zeiten an Hexerei und Zauberkünsten, und da man sich nicht vorstellen konnte, daß ein Jude ohne Zauberei sich des Wohlwollens eines Kurfürsten bemächtigen könnte, so hielt man, in dem Abscheu vor dem Teufel und dessen Werken, jedes noch so unmenschliche Urtheil über den Beschuldigten gerechtfertigt. So wie dies Urtheil über den Juden Lippold gesprochen wurde, muß man es als das Erzeugniß einer Jurisprudenz betrachten, welche in den Banden des Aberglaubens geht, aber ihrer Sache deßwegen nicht minder gewiß ist. Dürfte der Geschichtschreiber Schauder empfinden: so würde er eben dadurch berechtigt seyn, zu verschweigen, bis zu welchem Grade die Räthe des Kammergerichts in diesen Zeiten Kannibalen

waren. Ihr Urtheil über den unschuldigen Lippold lautete dahin: „der Böswicht soll zehnmal an verschiedenen Theilen seines Körpers mit glühenden Zangen gezwickt, hierauf gerädert, sein Eingeweide verbrannt, sein Körper in vier Theile zerrissen und jeder einzelne Theil an einen besonderen Galgen an der Landstraße gehangen werden." Mit wie viel Wahrheit sagt also Friedrich der Zweite in seinen „brandenburgischen Denkwürdigkeiten," indem er von einer Institution Joachim Friedrichs spricht: „Was läßt sich von der allgemeinen Verwaltung, von der Gerechtigkeitspflege und von der Finanz-Führung in einem rohen und wilden Lande erwarten, wo es selbst an Leuten fehlt, welche solchen Aemtern vorzustehen erzogen sind!"

Genug von der wahren Lage des Verhältnisses zwischen dem Juden Lippold und dem Kurfürsten Joachim dem Zweiten: ein Verhältniß, das sich der Erinnerung aller Brandenburger allzu tief eingedrückt hat, um nicht einer Berichtigung werth zu seyn, wie die ist, welche wir hier versucht haben. Die aufgeregte Volksleidenschaft brachte es mit sich, daß nach Lippolds barbarischer Hinrichtung die Juden aus der Kurmark vertrieben werden konnten. Dies wurde jedoch sehr bald bereut, weil man fühlte, daß man sich durch diese Art zu liquidiren, am meisten selbst geschadet hatte.

Mehre, von den früheren Geschichtschreibern unbeachtete Umstände scheinen den Kurfürsten Johann Georg, beim ersten Antritt seiner Regierung, zur Verunglimpfung des Andenkens an seinen Vorgänger bewogen zu haben. Als Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft ließ er sich besonders angelegen seyn das Verhältniß zu tadeln, worin

Joachim der Zweite mit einer Frau gelebt hatte, welche von den Geschichtschreibern die schöne Gießerin genannt wird. Diese Beklagenswerthe mußte, weil auch sie die kurfürstliche Gunst gemißbraucht haben sollte, zur Besserung ihres Wandels die Festung Spandau beziehen, und ihre Tochter, die den Titel einer Gräfin Arneburg führte und mit dem Grafen Eberstein verlobt war, sah sich gezwungen, mit Verzichtleistung auf ihre Ausstattung, einen Schreiber zu heirathen, mit welchem sie so glücklich lebte, daß sie darüber zu einem Gegenstand der öffentlichen Hochachtung wurde. Es bedarf, glauben wir, keiner Bemerkungen über ein solches Verfahren, wenn das wahrhaft Edle dadurch zu einem Sieg über das Verabredete und Konventionelle hingeleitet wird.

Die öffentliche Meinung zu gewinnen, hatte Johann Georg vielleicht gegen seine eigene Ueberzeugung gehandelt; denn einem einsichtsvollen Fürsten, wie er war, konnte der Grad von Achtungswürdigkeit, der seinem Vater gebürte, nicht ein Geheimniß seyn. Das Schwierigste aber blieb hierbei noch zurück. Dies nun bestand darin, daß die Stände der Kurmark beredet werden mußten, die von Joachim dem Zweiten gemachte Staatsschuld zu übernehmen, d. h. zu tilgen. Die zu diesem Endzweck nöthige Einberufung erfolgte im Jahre 1572; Kölln an der Spree aber war der Versammlungsort, und dem zum Kanzler ernannten Diestelmaier war das Geschäft übertragen, die große Angelegenheit einzuleiten. Wie dieser Kanzler sich dabei benahm, ist minder bekannt geworden, als das Erstaunen der Stände über eine so schwere Schuldenlast, und die freien und hofmeisterlichen Reden, wodurch sie dies Erstaunen

ausdrückten: Reden, worin sie, ohne im Mindesten einzugehen auf das, was durch die Staatsschuld geleistet worden war, sich bis zu bitterem Tadel über die verkannte Bestimmung, d. h. über Tyrannei und Bedrückung fortreißen ließen. Der Fürst, auf welchen diese Bemerkungen allein bezogen werden konnten, schlummerte im Grabe. Auf Johann Georg waren sie um so weniger anwendbar, weil er sich schon als Kurprinz den Beinamen des Wirthschaftlichen erworben hatte. Eben deßwegen nun mußte man sich, nach überflüssigen Reden, entschließen auf die Sache selbst einzugehen. Dies geschah so, daß Adel und Geistlichkeit 675,000 Thaler von der Landesschuld auf sich nahmen, und daß die Städte nicht hinter ihnen zurückblieben. Die jetzt noch übrig bleibende Million hoffte der Kurfürst den Neumärkern aufbürden zu können. Diese weigerten sich jedoch, so viel sie nur konnten, Schulden zu bezahlen, die weder von ihrem Fürsten, noch zu ihrem Besten gemacht waren. Endlich wurde durch den neumärkischen Kanzler Albinus die Sache dahin vermittelt, daß die Stände dieser Provinz die Hälfte der Million auf sich nahmen, während der Kurfürst die andere Hälfte aus seiner Privatkasse abzutragen versprach. Eine neue Bierziese und erhöheter Hufenschoß wurden die Mittel, sich von einer Schuld zu befreien, die nur drückend war, weil man die Kunst, Staatsschulden zu erleichtern, noch nicht gelernt hatte.

Dieser Sorge überhoben, befand sich Johann Georg in einer um so vortheilhafteren Lage, weil er mit dem Regenten-Kreis seines Großvaters sogar Bestandtheile vereinigte, welche diesem noch gefehlt hatten; nämlich die Herrschaften Beseckow und Storkow, welche der Markgraf

Johann, als böhmische Lehne, die dem Bisthum Lebus verpfändet waren, nach der Säkularisation dieses Kirchenstaats an sich genommen hatte. Die Periode der Leidenschaften war für Johann Georg vorüber. Zwar pflegte er zu sagen, „wenn Jemand ihn in den Kriegssattel werfen sollte, so werde er Mühe haben, ihn wieder herauszubringen;" allein dies war mehr die Aeußerung eines Fürsten, der sich mit Vergnügen daran zurück erinnerte, daß Karl der Fünfte ihn bei Wittenberg zum Ritter geschlagen hatte, als die eines gemachten Kriegers, dem heftige Bewegungen zum Bedürfniß geworden sind. Den Frieden sorgfältig bewahrend, unterstützte er (mehr aus Pflicht als aus Neigung) nur den Krieg, welchen der deutsche Kaiser gegen die Türken zu führen hatte, mit 600 Reitern; außerdem gab er seinen Lehnsleuten die Erlaubniß, den Niederländern in ihrem Kampfe mit Philipp dem Zweiten, König von Spanien, beizustehen. Dies ist alles, was sich von seiner Theilnahme an den Welthändeln anführen läßt. Aber man muß hinzufügen, daß er diese Nachsicht gegen seine Lehnsleute sehr bald bereuete; denn, als er sah, daß nicht bloß Edelleute, sondern auch Bürger und Bauern an den Kriegsabenteuern Geschmack fanden, daß also das Land nützliche Arbeiter verlor, verbot er mit gleicher Strenge die ausländischen Werbungen in seinem Kurstaate, und den Eintritt der Brandenburger in fremde Kriegsdienste. Wie viel durch dies Verbot geleistet wurde, läßt sich freilich nicht angeben.

Im Grunde fühlte Johann Georg keinen anderen Beruf, als die Bewohner seines Kurstaats, die noch immer sehr unwissend und roh waren, zu zivilisiren; wobei er sehr

richtig von dem Gedanken ausging, daß er mit den höheren Ständen den Anfang machen müsse, weil sonst die Kraft des Beispiels verloren gehen würde. Er that also alles, was in seinen Kräften stand, den Adel seines Landes für Wissenschaft und feinere Sitte zu erziehen. Freigebig mit Domherrn-Präbenden und Kanonikaten, hoffte er, durch vermehrte Wohlhabenheit der Adels-Klasse zu seinem Zweck zu gelangen. Doch die Zivilisation beschreibt ihre Bahn nach Gesetzen, die in ihr selbst enthalten sind, und eine Erhöhung des Intellektuellen und des Sittlichen kommt nur dadurch zum Vorschein, daß sie von der Betriebsamkeit ausgeht. Der edle Kurfürst erreichte also nur sehr wenig. Wie der Stand der Dinge war, liegt in einzelnen, von den Chronikanten aufbewahrten Zügen ausgesprochen, von welchen wir, in diesem Zusammenhange, wenigstens einen mittheilen wollen. Ein Herr von Nöbel erhielt durch die Gnade des Kurfürsten ein Kanonikat zu Havelberg, wogegen er seinem Wohlthäter nicht bloß seinen Landbesitz, sondern auch seinen Bart verpfändete: beides, wie es scheint, als Gewährleistung für seine gute Aufführung. Außerdem versprach er in einem von ihm ausgestellten Revers „sich des Vollsaufens zu enthalten, jede Mahlzeit mit zwei guten Bechern Biers und Weins zu beschließen, und so oft er dies Maß überschritte und berauscht angetroffen würde, sich in der Küche einzustellen, um, wie es dem heil. Paulus widerfahren, vierzig Streiche, weniger einen, mit der Ruthe von Denen zu empfangen, welche Se. Kurfürstliche Gnaden dazu bestellen würden.“ Man muß gestehen, daß da, wo solche Reverse ausgestellt werden, die gute Sitte noch sehr zurück ist; und man muß

zugleich bekennen, daß, bei einer Disziplin dieser Art, die Wahrscheinlichkeit, sie ins Leben zu rufen, nicht als groß gedacht werden kann.

Die stärksten Hindernisse der Zivilisation lagen in diesen Zeiten in dem Zustande der Wissenschaften selbst, welche nicht viel mehr als Aggregate von Notizen waren, die, indem sie sich auf eine schlecht verstandene Vergangenheit bezogen, nichts beleben, nichts weiter führen konnten. Das Alterthümliche galt schlechtweg für das Heilige; und es galt dafür nur, weil man noch der Fähigkeit ermangelte, sich in den Kultur-Grad entfernter Perioden zu versetzen, und das Barbarische, das diesen eigen war, zu erkennen. Je weniger man hiervon irgend eine Ahnung hatte, desto sicherer bewegten sich die Geister in einem und demselben Ideen-Kreise, und desto unmöglicher war es, durch vermehrte Bequemlichkeit und durch Verstärkung rein-materieller Vortheile, die Gelehrten-Klasse in die Bahn der wirklichen Fortschritte, d. h. der wahren Aufklärung zu versetzen. Der Kurfürst Johann Georg befreiete die Professoren zu Frankfurt von allen Abgaben, verbesserte ihre Gehalte, stiftete Stipendien und Freitische für Studirende, verordnete Prüfungen, damit seine Wohlthaten nicht entschlossenen Pflastertretern zu Theil werden möchten, und that auf diese Weise alles, was in seinen Kräften stand, um Einsicht und Wissenschaft zu verbreiten; doch scheint dadurch sehr wenig geleistet worden zu seyn, weil der theologische Geist des Jahrhunderts noch allzu vorherrschend war. Größer war das Verdienst, das er sich durch Vervollständigung der Unterrichtsanstalten erwarb. Dem Lande hatte es bis auf seine Zeiten an vorbereitenden Schulen gefehlt. Diesem

Mangel half er dadurch ab, daß er Stifter eines Gymnasiums wurde, das noch gegenwärtig die Benennung des grauen Klosters führt. In Berlin gab es damals zwei Schulen, von welchen die eine die Marien-, die andere die Nikolai-Schule genannt wurde. Der Magistrat der Hauptstadt vereinigte beide zu einer großen Landschule, und der Kurfürst räumte ihr ein Klostergebäude ein, das, ehemals von Franziskanern bewohnt, die Benennung des grauen Klosters führte, weil seine Bewohner graue Kappen getragen hatten. So entstand ein Gymnasium, das noch fortdauert und unstreitig fortdauern wird, bis neue gesellschaftliche Bedürfnisse und verbesserte Methoden sein Wesen eben so abändern werden, wie dieses in jener Zeit abgeändert wurde, wo sich zwei Stadtschulen die Verwandlung in eine große Landschule gefallen lassen mußten. Darf eine Verordnung des Kurfürsten, den Unterricht betreffend, entscheiden: so kam es bei der Unterweisung auf dem grauen Kloster vorzüglich darauf an, eine gute Hand schreiben und die Grammatik gründlich zu lernen. Die Verordnung des Kurfürsten eifert nämlich „wider solche Schulmeister und deren Gesellen, die, weil die Wiederholung der grammatikalischen Regeln mühsam und ermüdend ist, sich lieber zu den Poeten und anderen großen Lektionibus (so ist es ausgedrückt) wenden, und die Zeit damit verderben, daß sie der Jugend unnöthiges Comment in die Feder diktiren.“ Und dieselbe Verordnung macht dem Rath und dem Pfarrer zur Pflicht, die Lehrer dahin anzuhalten, daß sie Tag für Tag die Knaben in der Grammatik und Syntax üben; auch fleißig dekliniren und konjugiren lassen. Ueber Verordnungen dieser Art läßt sich nichts weiter bemerken,

als, daß aller Anfang nicht bloß schwer, sondern auch schwach ist.

Auch die bessere Erziehung des weiblichen Geschlechts lag dem Kurfürsten am Herzen; denn er vermehrte die Zahl der Töchterschulen und ermunterte die Bürger väterlichst, ihre Töchter in dieselben zu schicken.

Was Johann Georgen vielleicht am meisten zur Ehre gereicht, ist, daß er in Beziehung auf die Justiz-Verfassung einen Gedanken verfolgte, der, wenn er im sechzehnten Jahrhundert hätte verwirklicht werden können, Fortschritte aller Art in sich geschlossen haben würde. Dieser Gedanke war, ein, für alle seine Länder gültiges deutsches Gesetzbuch ins Leben zu rufen, um den Richtersprüchen eine solche Grundlage zu geben, wodurch die Willkühr in denselben wenigstens gemäßigt würde. Vielleicht darf man annehmen, daß das Verfahren gegen den Bürgermeister Matthias und gegen den Juden Lippold ihn in seinem Innersten empört hatte. Wie es sich auch damit verhalten mochte: genug, er trug seinem Kanzler Dieskelmaier die Entwerfung eines solchen Gesetzbuches auf. Diesen verhinderten Amtsgeschäfte und Alter an der Ausführung, und Johann Georges Gedanke schlummerte ein, bis er am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts unter Umständen erwachte, welche seiner Verwirklichung günstiger waren . . . Dagegen verschaffte er seinen Landen ein Vorrecht, das um die Zeit, wo es erworben wurde, von unschätzbarem Werthe in Bezug auf den ganzen Staats-Organismus war, so weit sich dieser bisher entwickelt hatte. Dies Vorrecht war das sogenannte jus de non appellando, wodurch der Kurstaat von der Verbindlichkeit befreit wurde, sich in

Appellations-Sachen an die Reichsgerichte zu wenden. Man darf sagen, daß hierdurch der erste Grund zu der Unabhängigkeit gelegt wurde, welche den brandenburgischen Staat sehr frühe vor andern deutschen Staaten auszeichnete; und wenn von der politischen Wichtigkeit des jus de non appellando für das sechzehnte Jahrhundert noch nicht die Rede seyn darf, so muß zum wenigsten bemerkt werden, daß durch die Erwerbung dieses Vorrechts dem Kurstaate nicht bloß bedeutende Summen erspart wurden, die sonst für Prozeßkosten aus dem Lande gegangen waren, sondern auch, daß der Geist des Gehorsams, der, so lange es Reichsgerichte für die Brandenburger gab, sehr wenig gesichert war, durch die Zurückführung auf die ausschließende Autorität des Landesherrn an Bestimmtheit gewann. Staats-Organisationen haben eine große Aehnlichkeit mit Mosaik-Gemälden: beide kommen sehr langsam und immer nur nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten zu Stande; aber beide halten eben deßwegen um so länger vor.

Es handelte sich zu Johann Georgs Zeiten noch immer um eine solche Organisation des protestantischen Kirchenwesens, wodurch die gesellschaftliche Ordnung bewahrt würde. Denn man würde sich im größten Irrthume befinden, wenn man annehmen wollte, daß den Theologen des sechzehnten Jahrhunderts ein höherer Bildungsgrad eigen gewesen sei, als den übrigen Staatsbürgern. Je mehr Luther es von sich abgelehnt hatte, in Glaubenssachen eine Autorität zu bilden; je öfter er wiederholt hatte, „daß er nichts heißen, nichts befehlen, und in keiner Beziehung Autor genannt seyn wolle;" mit Einem Worte: je mehr Luther der Rationalist seines Zeitalters gewesen war, ohne

zu wissen, wie viel er dadurch war: desto größer war die Verlegenheit aller derjenigen Geistlichen, die sich durch sich selbst über ihre wahre Bestimmung zurechtfinden sollten. Abgeschüttelt war das Joch, unter welchem man dem Selbstdenken so bereitwillig entsagt hatte; da die leitende Wissenschaft aber theologisch blieb, so lag nichts mehr in der Natur der Sache, als daß sich bei der Frage, was man glauben, d. h. was man für wahr annehmen solle, die höchste Mannichfaltigkeit der Meinungen entwickelte. Dies ging so weit, daß es darüber nicht selten zu den unanständigsten Zänkereien unter denjenigen kam, die sich Geistliche nannten. In der Nikolai-Kirche zu Berlin kam es zu einer förmlichen Schlägerei mit Leuchtern, und die Prediger von St. Martin vergaßen ihre Würde in einem so hohen Maße, daß sie sich auf dem neuen Markte mit Steinen warfen, und nur mit Mühe auseinander gebracht werden konnten: ein auffallender Beweis, daß in Glaubensmeinungen keine bildende Kraft enthalten ist. Eben deßwegen mußte der Kurfürst darauf bedacht seyn, wie er so viel Disziplin in das Kirchenthum zurückführen wollte, daß zum wenigsten der Anstoß vermieden wurde, der aus groben Verletzungen des Anstandes hervorging.

Zum Wesen der Reformation gehörte, daß sie mit der Hierarchie die verschiedenen Benennungen aufhob, wodurch die Abstufungen der katholisch-kirchlichen Autorität bezeichnet waren; denn für jede neue Sache bedarf es veränderter Benennungen. So waren denn aus den Bischöfen, durch eine freie Uebersetzung des ursprünglich griechischen Worts ins Lateinische, Superintendenten geworden, von welchen jeder einzelne die Aufsicht über die Pfarrer seines

Kirchsprengels führte. Für die Einheit des Organismus war jedoch nur in sofern gesorgt, als dem Landesfürsten das Prädikat eines obersten Bischofs beigelegt war: eine Einrichtung, die nur wenig leisten konnte, weil man im Stillen den alten Unterschied zwischen Laien und Priestern beibehielt, und von dem weltlichen Fürsten nicht wohl voraussetzen konnte, daß er in Glaubenssachen den Ausschlag zu geben verdiene. Johann George nun suchte diesen Fehler dadurch abzuhelfen, daß er, unter der Benennung eines General-Superintendenten eine Art von protestantischem Primas setzte, die Provinzial-Superintendenten in Inspektoren verwandelte, und diesen die Aufsicht über die einzelnen Pfarrer erhielt. Unterstützt von einem weltlichen Rath und einem Schreiber, sollte jener alle zehn Jahre eine allgemeine Kirchen-Visitation durchs ganze Land anstellen, diese aber alle Jahre eine Schul- und Kirchen-Visitation in ihren Sprengeln halten. Verordnet wurde in einer weitläufigen Visitations- und Konsistorial-Ordnung, daß es nicht länger erlaubt seyn sollte, Predigerstellen an Handwerksleute und andere unwissende Menschen zu vergeben; den von ihren Patronen abgesetzten Pfarrern aber wurde erlaubt, ihre Sachen von dem Konsistorium untersuchen zu lassen. Man sieht, daß diese Organisation, ohne der Autorität des Landesfürsten im Mindesten zu schaden, wohl dazu beitragen konnte, mehr Ordnung und Anstand in ein Kirchenwesen zu bringen, das, sich selbst überlassen, immer zur Auflösung hinneigte.

Johann Georg blieb jedoch hierbei nicht stehen. Zu den Eigenthümlichkeiten seines Zeitalters gehörte, daß man an eine bleibende Vereinigung in Glaubensmeinungen glaubte

vor-

vorausgesetzt, daß sie auf eine feierliche Weise zu Stande gebracht würde. Die Glaubens-Divergenz nun war gegen den Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts nur allzu stark. Wer im Mindesten von den Thesen der wittenbergischen Schule abwich, galt für einen Krypto-Kalvinisten, und stieß nicht selten auf Gegner, die ihn schonungslos verdammten. Eine von den Hauptfragen dieser Zeit war: ob der Mensch zu seiner Besserung mitwirken könne, oder ob diese das Werk der reinen Gnade sei. Die, welche die Freiheit des menschlichen Willens behaupteten, führten die Benennung der Synergisten; aber, obwohl sie sich auf die Aussprüche Melanchthons beriefen, galten sie doch für Freigeister, weil Flacius, ein angesehener Professor der theologischen Fakultät zu Wittenberg, es über diesen Punkt mit Luthern hielt, der die Freiheit des Willens immer bestritten hatte. Was dem ganzen Streit zum Grunde lag, ist bald durchschaut, wenn man bedenkt, wie weit man in diesen Zeiten noch von jeder physiologischen Anschauung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft entfernt war. Mit Einem Worte: es war die alte Unwissenheit, die bei diesem Streite den Vorsitz führte. Der Streit selbst aber wurde deßhalb mit nicht geringerem Ingrimme geführt; und es war gar nicht die Schuld der Theologen, wenn nicht die ganze Gesellschaft sich um sie her gruppirte, um der einen oder der andern Parthei den Sieg, wäre es auch mit Blutvergießen, zu verschaffen. Von solchen Erscheinungen angeregt, kam Johann Georg auf den Gedanken, sich mit mehren deutschen Fürsten zu vereinigen, um durch die berühmtesten Theologen ihrer Zeit eine Lehrformel ausarbeiten zu lassen, welche als Inbegriff aller Rechtsgläu-

bigkeit von jedem Geistlichen angenommen werden sollte. Da nun die Einigkeit der Geistlichen ein Bedürfniß für alle protestantischen Staaten Deutschlands war, so kam zu Torgau in Sachsen der gewünschte Zusammentritt der vornehmsten Theologen zu Stande. Nach sechs Wochen war eine Schrift entworfen, welche aus der theologischen Philosophie jeden Widerstreit für immer verbannen sollte. Sie erhielt die Benennung der Eintrachts-Formel (formula concordiae) und wurde, nachdem sie zu Kloster Bergen noch einmal durchgesehen war, von den drei Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen und der Pfalz, von 22 anderen Fürsten, 26 Grafen und 35 Städten angenommen. Was sie leistete, läßt sich nur durch die zweite Frage beantworten: was konnte sie leisten, da man in ihr das Unmögliche wollte — Einigkeit in Dingen, die, vermöge der Natur des menschlichen Geistes, jede Einigkeit ausschließen?

In den übrigen Staaten und Gebieten Deutschlands wirkte die Eintrachts-Formel mit der vollen Kraft eines Gesetzes, das die Freiheit in ihrer Wurzel, d. h. in dem Gedanken selbst zerstört; und die ganz natürliche Folge davon war eine so lebhafte Opposition des Gelehrtenstandes, daß zur Wiederherstellung des öffentlichen Friedens Absezzungen über Absetzungen erfolgen mußten. Wenn dem in den brandenburgischen Staaten nicht so war, so läßt sich die Ursache dieser abweichenden Erscheinung nur darin auffinden, daß Johann George dem Kirchenthum eine Organisation gegeben hatte, welche jede Opposition zu Boden schlug; die Autorität des General-Superintendenten, verstärkt durch die des Kurfürsten, bewahrte, wo nicht den Frieden, doch den Schein desselben; wobei noch der beson-

dere Umstand zu Hülfe kam, daß Johann Georg sie bei jeder Gelegenheit gegen die Kalviniſten als Irrlehrer und Falschgläubige erklärte, um ſeinen Lutheranern deſto mehr Gewicht zu verſchaffen.

Was auf dieſe Weiſe für die Erhaltung des inneren Friedens geſchah, wurde nicht wenig verſtärkt durch die Großmuth, womit der Kurfürſt ſich der Niederländiſchen Ausgewanderten annahm. Philipps des Zweiten Tyrannei und Alba's Grauſamkeit entvölkerten in dieſen Zeiten das Herzogthum der Niederlande; und da die Ausgewanderten hauptſächlich zu der Klaſſe der Betriebſamen gehörten: ſo erwarb die Kurmark in ihnen gerade ſolche Bürger, deren ſie zur Belebung des innern Verkehrs am meiſten bedurfte. Von dem Kurfürſten unterſtützt, ließen ſie Tuchmacher, Färber und andere Fabrikanten zu Brandenburg, Stendal, Wittſtock, Zielenzig, Kroſſen und Züllichau nieder, nicht ohne den Eingebornen durch die Mittheilung ihres beſſeren Verfahrens nützlich zu werden, und die Summe der Verzehrer ackerbaulicher Produkte zu vermehren: eine Wohlthat, die in den Zeiten, wo ſie erwieſen wurde, ſchwerlich nach ihrem ganzen Umfange erkannt wurde, deßhalb aber nicht weniger die größte war, die einem wenig bevölkerten und in der Mannichfaltigkeit der geſellſchaftlichen Verrichtungen noch immer hinter andere zurückſtehenden Lande zu Theil werden konnte.

Wie ſehr es dem Kurfürſten um die Emporbringung der Marken zu thun war, offenbarte ſich beſonders in ſeinem Verhältniſſe zu dem Grafen von Lynar: einem Manne, der ſich durch Wiſſenſchaft und Einſicht vor ſeinen Standesgenoſſen ausgezeichnet zu haben ſcheint. Er führte, was man

auffallend finden kann, den Titel eines Ingenieurs; und wer möchte daran zweifeln, daß er diesen ehrenvollen Titel verdient habe, da sich, unter seiner Leitung, die Salpetersiedereien, so wie die Salz- und die Hüttenwerke hoben, und von den Erzeugnissen derselben ins Ausland ein nicht unbedeutender Absatz gemacht wurde? Gewissen Anzeigen nach war der Graf von Lynar die Seele des ganzen Kurstaats, und im eigentlichsten Sinne des Worts der erste Minister Johann Georgs. Ihm gegenüber vergaß der Kurfürst seine Sparsamkeitsgrundsätze in einem so hohen Grade, daß er sich mit seinem Vater, hinsichtlich der diesem zum Vorwurf gemachten Verschwendung, auf gleiche Linie brachte. Der Graf, welcher bei seinem Eintritt in die Dienste des Kurfürsten einen Gehalt von 1000 Thalern bezog, vermehrte dasselbe seit dem Jahre 1580 (wahrscheinlich durch Tantièmen) bis zu der für diese Zeiten fast unglaublichen Höhe von 12,000 Thalern. Dabei aber genoß er noch Emolumente von bedeutendem Umfange: Emolumente, die wir hier aus keinem anderen Grunde anführen, als um den Zustand der Geldwirthschaft am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts zu bezeichnen. Außer der Hofkleidung für acht Personen, erhielt er jährlich 2 Winspel Weizen, 12 Winspel Roggen, 50 Winspel Hafer, 150 Tonnen Bier, 2 Fuder Rheinwein, 3 Fuder weißen und 1 Fuder rothen Landwein, 6 fette Ochsen, 50 Fetthammel, 25 Schnittschafe, 20 Säuger, 50 Kälber, 30 fette Schweine, 2 Tonnen Heringe, 8 Zentner Hechte, eben so viel Karpfen, 100 Thaler zu frischen Fischen, Gewürz und Zucker, 4 Tonnen Butter, 6 Tonnen Käse, 4 Scheffel Hafergrütze, 2 Scheffel Hirse, 8 Scheffel Buchweizen, 8 Scheffel Erbsen,

6 Tonnen Salz, 1½ Schock Gänse, 8 Schock Hühner, 8 Stein Talg. Man darf wohl sagen, daß nie ein Ingenieur großmüthiger remunerirt worden sei; doch kaum begreift man, wie der Graf von Lynar es angefangen habe, um bei dieser Ueberschüttung mit Nahrungsstoff so viel Freiheit des Geistes zu retten, daß er neue Gedanken erzeugen, und überhaupt seiner Bestimmung gewachsen bleiben konnte. Geister und Charaktere seiner Art mußten am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts in einem gegenwärtig kaum begreiflichen Grade selten seyn, um so viel Auszeichnung zu verdienen.

Was hierbei jedoch nicht unbemerkt bleiben darf, ist, daß Johann Georg, seinen strengen Maximen hinsichtlich der Verwaltung des öffentlichen Einkommens in demselben Maße entsagte, worin er im Alter vorschritt. Vielleicht trug seine dritte Vermählung mit Elisabeth, einer Prinzessin aus dem Hause Anhalt, dazu das Meiste bei. Unter den Kurfürsten des hohenzollernschen Geschlechts, war Johann Georg derjenige, der mit der zahlreichsten Nachkommenschaft gesegnet war. Seine erste Gemahlin, eine Prinzessin von Liegnitz, starb in dem ersten Jahre ihrer Ehe, nach der Geburt des Prinzen Joachim Friedrich, der in der Folge seinem Vater succedirte. Mit der zweiten Gemahlin, einer Tochter des Markgrafen von Anspach, erzeugte er elf Kinder, von welchen ihn nur drei Töchter überlebten. Die dritte gebahr ihm achtzehn Kinder. Johann George war also Vater von dreißig Kindern; und von einem solchen Vater, wenn er Fürst ist, annehmen, daß Engherzigkeit und Knauserei der Grundcharakter seiner Handlungen gewesen, heißt eine Voraussetzung machen, die dem Wesen

des Menschen widerspricht. In der zahlreichen Nachkommenschaft des Kurfürsten selbst lag eine Aufforderung, wir sagen nicht zur Verschwendung, wohl aber zum Aufwande und zu Ausgaben aller Art. Wie viel Kindtaufen, wie viel Geburtstage waren da zu feiern, nicht zu gedenken der Aufforderungen, welche in der Erscheinung von fürstlichen Personen und deren Gesandten am kurfürstlichen Hofe zu Festlichkeiten lagen! Auch fehlte es während der Regierung Johann Georges nicht an Ritterspielen, Bällen, Jagden u. s. w. Die Hauptbelustigungen waren Feuerwerke, welche nie abgebrannt wurden, ohne daß das Zeichen dazu von dem Kurfürsten selbst gegeben wurde, welcher dem Meister Hans zupfiff, daß es losgehen sollte. Die übrigen Schauspiele dieser Zeit verriethen den ungebildeten Geschmack und die Vereinzelung, worin die Staaten lebten, ohne daß sie deßhalb weniger gefielen. Ein Narr, der durch buntschäckige Kleidung, Sprünge, Possen und Späße belustigte, war nicht für den Pöbel allein da. Die Arche Noah's, in allen nur denkbaren Gestalten wiederholt, war ein Hauptquell der Ergötzung; außerdem brachten Sektengeist und Barbarei es mit sich, daß man, wenn es eine Verbrennung galt, den Papst, den türkischen Padischa, den russischen Zaar und den Tartarkan in gleiche Kategorie setzte.

Schuldentilgung, verallgemeineter Schulunterricht, besser geordnetes Kirchenthum, vermehrte Volksthätigkeit in Folge eines anhaltenden Friedens und großmüthig gestatteter Einwanderungen: dies zusammen war das Resultat der Regierung Johann Georgs, als dieser achtungswerthe Regent sich, in einem Alter von 72 Jahren, dem Ende seiner Laufbahn näherte. Vorliebe für den ältesten Sohn seiner dritten

Ehe würde ihn zur Wiederholung des von Joachim dem Ersten begangenen Fehlers, d. h. zu einer neuen Theilung des Kurstaats vermocht haben, wenn der entschlossene Widerstand des Kurprinzen Joachim Friedrich eine so falsche Maßregel nicht abgewendet hätte. Indem der einsichtsvolle Prinz erklärte, daß er sich diese Anordnung seines Vaters nie gefallen lassen werde, brachte er zwar den Kurfürsten dahin, daß dieser sich um die Einwilligung des deutschen Kaisers (Rudolphs des Zweiten) in sein Vorhaben bewarb und dieselbe erhielt; aus der Sache selbst aber wurde, so scheint es, deßhalb nichts, weil um eben diese Zeit die hohenzollersche Linie der Markgrafen von Baireuth und Anspach ausstarb, und folglich Plätze erledigt wurden, die wieder ausgefüllt werden mußten. Außer dem Kurprinzen und den drei Prinzessinnen zweiter Ehe, überlebten den Kurfürsten sieben Prinzen und vier Prinzessinnen aus seiner dritten Ehe. Der zum Markgrafen der Neumark bestimmte Prinz Christian erhielt in der Folge Baireuth, so wie sein nächster Bruder, Joachim Ernst, Anspach; die Prinzen Friedrich und Georg Albrecht löseten sich im Heermeisterthum zu Sonnenberg ab; der Fünfte wurde zum Statthalter in Kleve ernannt, und die beiden jüngsten, Johann und George, welche in österreichische Kriegsdienste getreten waren, fanden das Ende ihrer Laufbahn im dreißigjährigen Kriege. Wenn Friedrich der Zweite in seinen brandenburgischen Denkwürdigkeiten bemerkt, „daß die schlechte Politik der Fürsten dieser Zeit, nur allzu oft die Bemühungen der Glücksgöttin um die Vergrößerung ihrer Häuser vereitelt habe:“ so muß dabei, wie wir glauben, nicht unbemerkt bleiben, daß die Subsistenzmittel nicht zu allen

Zeiten dieselben sind, und daß im sechzehnten Jahrhundert ein starkes Hinderniß der Vergrößerung in der noch schwach entwickelten Geldwirthschaft lag, die sich nicht mit Pensionen vertrug.

Johann Georg starb den 8. Jan. 1598, umgeben von allen Gliedern seines Hauses.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

* * *

Hat die Staatswirthschaftslehre die Kritik der Fehlgriffe beendigt, wodurch die gesellschaftliche Arbeit unterbrochen und nicht selten zum Stillstand gebracht wird: so kehrt sie zu der Hauptfrage zurück: „Welches sind die Bedingungen der besten Vertheilung der Reichthümer?"

Im Allgemeinen ist diese Frage nicht schwer zu beantworten; denn da jede Art des Einkommens ein Theil des Produkts der gesellschaftlichen Arbeit ist, so kann eine gute Vertheilung der Reichthümer nur in sofern Statt finden, „als dieser Theil für Diejenigen, die davon leben, nicht so gering ist, daß sie gar nicht aus der Noth herauskommen, und nie so beträchtlich wird, daß man von ihm annehmen kann, er sei zum Nachtheil der Uebrigen angeschwellt worden."

Muß der Begriff des Einkommens näher bestimmt werden, so kann dies nur dadurch geschehen, daß man sagt: „Einkommen ist der Theil der Produkte, welchen Jemand in dem Laufe eines Jahres dadurch erhält, daß er entweder arbeitet, oder die Mittel zu arbeiten, in deren Besitz er sich befindet, gegen eine Vergütigung oder einen Zins an Andere überläßt."

Die verschiedenen Benennungen, welche das Einkommen erhält, rühren von den Quellen her, aus welchen es

abfließet. Es wird Rente genannt, wenn es von einem Eigenthum herrührt, z. B. von einem verpachteten Landgute, oder von einem auf Zinsen ausgethanen Kapital. Die Benennung des Gewinns erhält das Einkommen, wenn es aus den Vortheilen besteht, welche ein Betriebsamkeits-Unternehmen abwirft. Arbeitslohn heißt es, wenn es der Preis der Arbeit eines Handwerkers oder Tagelöhners ist. Die letztere Benennung verwandelt sich in die von „Gehalt" oder „Emolumenten," wenn die Arbeit immaterieller Art ist. Werden öffentliche Beamte allzu gut bezahlt, so ist die Vertheilung der Reichthümer in dieser Beziehung fehlerhaft; die Sache steht aber noch weit schlimmer, wenn der arbeitende Theil der Gesellschaft Steuern entrichten muß, um Menschen zu bereichern, welche nichts, oder wohl gar nur Schädliches thun.

* * *

Wenden wir das so eben Bemerkte auf das Einkommen von Grund und Boden an!

Ländereien gewähren den Eigenthümern eine Rente, den Pächtern Gewinne, den Feldarbeitern Arbeitslohn; und am Tage liegt, daß eine Familie, welche ihre Flur aus eigenen Kräften bestellt, diese drei Arten des Einkommens vereinigt.

In mancher Beziehung ist die Bearbeitung der Ländereien, der allerwichtigste Zweig der Betriebsamkeit. Sie bringt die Lebensmittel und die rohen Stoffe hervor; sie beschäftigt den größten Theil der Bevölkerung; sie hat, vorausgesetzt, daß sie nicht allzu erschöpfend ist, einen heil-

samen Einfluß auf die physische Kraft des Menschen; sie erzeugt ein Wohlseyn, das Unfällen minder unterworfen ist, als dasjenige, das seine Quelle in den Werkstätten und den Comtoiren hat. Bei allen diesen Vorzügen ist dieser Zweig der Betriebsamkeit weit davon entfernt, der gewinnreichste zu seyn.

Es giebt zwei Arten, ein Kapital in ackerbaulicher Betriebsamkeit anzulegen. Die Eigenthümer haben Ländereien und Gebäude; die Pächter besitzen die Werkzeuge zur Kultur u. s. w. Die Ursachen, welche die eine und die andre Art der Kapitals-Anlage minder gewinnreich machen, werden sich ohne Mühe auffinden lassen.

Der Boden ist begränzt in seiner Ausdehnung, und die Bewerbung um Ländereien dagegen sehr groß. Man liebt die Solidität einer solchen Kapitals-Anlage in einem so hohen Grade, daß sie zu einem Ersatz für die Schwäche des Vortheils wird; in Wahrheit, die Sicherheit ist ein großes Gut! Dazu kommen die Vorzüge, die sich an diese Art des Besitzes knüpfen. In mehren Ländern sind damit Privilegien verbunden; und wo dies auch nicht der Fall ist, genießt der reiche Eigenthümer einer Muße, welche ihm erlaubt, öffentliche Aemter zu übernehmen und Einfluß zu üben. Viele, ohne gerade ehrgeizig zu seyn, sehnen sich nach der Erwerbung eines kleinen Eigenthums. Der Arme betrachtet sein Feld als eine unerschöpfliche Hülfsquelle; seine ganze Art sich zu empfinden, knüpft sich an diesen Besitz; zu Hause ist er auf seinem Grund und Boden. Endlich ketten sich auch Ideen von Frieden und Glück an die Idee von Fluren und Dörfern; sehr Viele denken sich das Feld als einen süßen Zufluchtsort und wollen, wenig-

stens augenblicklich, auf dem Lande wohnen. Aus allen diesen Gründen steht die Quantität des verkäuflichen Grundes und Bodens immer unter der Nachfrage. Daher der hohe Preis, welcher seinerseits bewirkt, daß man von dem auf Ländereien angelegten Kapital nur mäßige Zinsen zieht.

Da die Zahl derer, welche pachten können, weit grösser ist, als die der Eigenthümer: so sehen sich diese hierdurch in den Stand gesetzt, die Rente auf Kosten der Gewinne zu steigern. Indeß wollen die Landwirthe, die es nun einmal sind, lieber Arbeiten, die ihnen zur Gewohnheit geworden, fortsetzen, als sich auf Unternehmungen einlassen, welche, wenn sie auch mehr Gewinn bringen, doch gefährlicher sind, und für welche es ihnen an den nöthigen Kenntnissen fehlt. Auch für diese giebt es also Beweggründe der Sicherheit, welche die Schwäche des Gewinnes aufwiegen.

Ein brittischer Schriftsteller *) erklärt die Entstehung der Pacht auf eine sinnreiche Weise. „In einem neuen Lande," sagt er, „bemächtigen sich die ersten Besitzergreifer der fruchtbarsten und am vortheilhaftesten gelegenen Ländereien. Hätte der Boden eine Ausdehnung ohne Gränzen, und böte er allenthalben eine gleiche Fruchtbarkeit und gleich vortheilhafte Absatzörter dar: so würden alle, welche nach Ländereien streben, sich derselben bemächtigen, und keiner das Land für einen Andern bestellen wollen. Dem ist jedoch nicht so. Sind die besten Ländereien in Beschlag genommen, und bleiben nur noch solche übrig, die der Be-

*) Ricardo in his principels of political oeconomy. T. I.

stellung weniger werth sind: so kann ein Neuangekommener es vortheilhafter finden, vortreffliche Ländereien in Pacht zu nehmen, als mittelmäßige urbar zu machen. Er hat davon weniger Mühe und einen sicherern Gewinn; und eben deßwegen entschließt er sich, für einen Eigenthümer zu arbeiten."

Wie blendend diese Erklärung von dem Ursprunge der Pacht auch seyn möge: so kann doch nur wenig dabei herauskommen, daß man bis auf die ersten Tage der Länderaneignung zurückgeht. Es genügt die Beobachtung dessen, was fast täglich unter unseren Augen geschieht. Was begiebt sich häufiger, als daß Jemand, der eine Maschine besitzt, die er nicht selbst gebrauchen will, sie demjenigen überläßt, der ihm für die Benutzung dieser Maschine einen jährlichen Zins entrichtet? Ein Landgut aber ist ebenmäßig eine Maschine, die sich von denen, welche der menschliche Geist erfindet, nur dadurch unterscheidet, daß sie eine Aktiv-Macht in sich schließt, die wir erhöhen und leiten. Der Eigenthümer eines Landguts kann also diese ihm zuständige Maschine vermiethen, von welcher ein Anderer zum größten Vortheile Beider Gebrauch machen wird. Und so finden denn viele Eigenthümer für gut, ihre Domainen zu verpachten, und sich entweder in den Ruhestand zu versetzen, oder sich Verrichtungen hinzugeben, welche angenehmer oder einträglicher sind, als die, welche sie fahren lassen. Selbst Leute, die, wenn die Eigenthümer ihre Güter selbst bewirthschafteten, nichts weiter seyn würden, als Arbeiter, sehen ihr Schicksal verbessert: sie werden zu Unternehmern; der Arbeitslohn, wovon sie bisher lebten, verwandelt sich in Gewinn, und ihre Lage wird freier und glücklicher. Die

Pacht besteht also zum gemeinschaftlichen Vortheil zweier zahlreicher Klassen.

Die Beschaffenheit der Ländereien hat auf den Betrag der Rente und des Gewinns bei weitem nicht den Einfluß, den man auf den ersten Anblick voraussetzen möchte. Man bezahlt Landgüter nach Maßgabe ihres Ertrages. Ist also die Rente beträchtlich, so ist es auch der Kaufpreis; wobei noch das zu bemerken ist, daß ein durch die Konkurrenz der Erwerber in die Höhe getriebenes Gut, wäre es auch noch so vortrefflich, nach Verhältniß eine weit schwächere Rente abwerfen wird, als ein mittelmäßiges oder wohl gar schlechtes, zu dessen Ankauf sich nur ein Einziger eingestellt hat. Auch die Gewinns-Quota hängt nicht von der Beschaffenheit des Bodens allein ab; denn sie wird hauptsächlich bestimmt von dem Betrage der Rente, welche der Pächter zu bezahlen hat.

Das, was zunächst den Gewinn und sodann die Rente vermehrt, ist die gute Bewirthschaftung. Ein mühsamer, einsichtsvoller und wohlhabender Pachter macht den Boden fruchtbar und sieht seinen Gewinn sich vergrößern. Ist die Pachtzeit abgelaufen, so kommen die Verbesserungen dem Eigenthümer zu Gute; diese gehören ihm und setzen ihn in den Stand, die Rente zu erhöhen.

Sich der Verbesserungen zu bemächtigen, ehe der Pachter die Frucht seiner Vorschüsse eingeerntet hätte, würde eine Ungerechtigkeit in sich schließen. Da jedoch der Pachter nach Ablauf des Kontrakts diese Ungerechtigkeit nicht verhindern kann: so kommt er ihr dadurch zuvor, daß er nur solche Vorschüsse macht, die er zu genießen hoffen darf. Ist demnach die Pachtzeit von kurzer Dauer, so ist die bessere Kultur

unmöglich. In den Zeiten der Unwissenheit verpachten die Eigenthümer auf wenige Jahre, und machen dadurch das Verhältniß zu ihren Pächtern locker. Sie hoffen auf diese Weise mehr Gebieter über ihre Domainen zu bleiben; allein sie verstehen sich weder auf ihren Vortheil, noch auf den der Gesellschaft.

Ein Gutsbesitzer muß nicht nur Pachtverträge auf längere Zeit abschließen, sondern auch nicht allzu theuer verpachten, weil er dadurch den Verbesserungen in den Weg tritt. Mit einer solchen Gesinnung sorgt man nicht bloß für seine Nachkommenschaft, sondern auch für sich selbst, indem man sich dadurch den pünktlichen Eingang der Pachtgelder sichert. Wer fern von seinen Gütern lebt, hat noch eine Aufforderung mehr, so zu verfahren; denn, spannt er die Saiten zu hoch, so verführt er dadurch zu allerlei Winkelzügen, die ihm sehr lästig werden können, selbst wenn er ehrliche Leute nicht gerade zu Schelmen macht.

Wer, als Eigenthümer, einen Pacht-Kontrakt erneuert, sucht einen großen Theil des vermehrten Gewinns auf die Rente zu übertragen. Inzwischen tragen die Fortschritte der Kultur auf eine bleibende Weise zur Vermehrung des Gewinns und selbst der Rente bei. In einem reichen und aufgeklärten Lande weiß der Pachter seine Rechte zu vertheidigen: er will gut genährt, gut gekleidet seyn, und läßt sich das abtreten, was seine Ausgaben heischen. Sodann weiß der Eigenthümer in diesem Gesellschaftszustande, daß ein Theil der Vortheile, welche er aufgiebt, zu neuen Verbesserungen verwendet werden wird; und man kann hinzufügen, daß ein Billigkeitsgefühl ihn verhindert, seine Stellung zu mißbrauchen. Die Boden-Rente hat sich ge-

hoben, und doch hat sie in den Produkten einen geringeren Theil als ehemals; die Gewinne der Pächter haben sich folglich vermehrt. Beide Klassen haben ihr Schicksal durch die Entwickelung der ackerbaulichen Betriebsamkeit sich verbessern gesehen.

Es ist hier die Rede von einem in der Zivilisation vorgeschrittenen Lande. Um dahin zu gelangen, bedarf es eines langen Zeitraums. Die Reichthümer sind sehr verschieden vertheilt, je nach dem Stande derjenigen, welche die Landgüter bestellen.

Die Völker des sogenannten Alterthums gebrauchten Sklaven zur Bestellung des Bodens; und ist wohl das ganze Europa bereits dahin gelangt, daß alle seine Kinder frei über sich selbst und die Früchte ihrer Arbeit verfügen könnten?

Es giebt Gesellschaftszustände, von welchen sich aussagen läßt, daß sie gar keine Vertheilung der Reichthümer in sich schließen; denn die Einen haben alles, und die Andern haben nichts. Alsdann sind Menschen ein Theil des Eigenthums anderer Menschen, und als solches lebendes Kapital, leidende Maschinen. Menschlichkeit und Religion erklären sich zwar gegen eine solche Herabwürdigung; diese pflegt jedoch nicht eher zu weichen, als bis ein aufgeklärter Eigennutz jenen zu Hülfe kommt. Was auch durch die Peitsche und durch andere noch grausamere Mittel bewirkt werden möge: man erkennt zuletzt, daß, um den Menschen zur Arbeit geschickt zu machen, kein Sporn noch mehr antreibt, als die Gewißheit, oder auch die Hoffnung, Früchte der Arbeit in Frieden zu genießen. Nur allzu lange hat man sich gegen die Anerkennung dieser Wahrheit gesträubt.

Daher

Daher die mannichfaltigen Auswege, die man aufgefunden hat, dem sich selbst nicht angehörigen Landbauer einen Schatten von Eigenthum zu geben; aus dem Sklaven ist ein Leibeigener, und aus diesem ein Erbunterthäniger geworden, ehe und bevor von einer bloßen Abhängigkeit des Landmanns vom Gesetz, d. h. von seiner Freiheit die Rede seyn konnte. Will man zu einer Uebersicht der Wirkungen gelangen, welche diese verschiedenen Abstufungen in sich schließen: so muß man den dritten Theil von Herrn Storchs Kursus der Staatswirthschaft lesen; denn daselbst findet man die anziehendsten Nachweisungen über die Vermehrung der Wohlhabenheit, je nach den Graden der Freilassung.

Bemerken muß man jedoch, daß die Freiheit nicht ausreicht, um in einem Lande Pächter anzutreffen. Hat sich durch Handel und Verkehr nicht eine gewisse Wohlhabenheit in diesem Lande eingestellt; mit Einem Worte: ist die Armuth noch vorherrschend, so stößt man nur auf Meier, d. h. auf Landwirthe ohne Kapitale, welche ihre schwache Betriebsamkeit auf Grundstücke anwenden, zu deren Bestellung die Eigenthümer noch alle Mittel hergeben. Allerdings ist auch der Meier für die Fortschritte der ackerbaulichen Betriebsamkeit betheiligt; denn er arbeitet für die Hälfte des Ertrages, oder bezahlt sogar eine verabredete Pacht. Aber höchst selten erhält er von dem Eigenthümer die Vorschüsse, welche große Verbesserungen fordern; und außerdem ist seine Einsicht beschränkt und unzureichend. Er schmachtet also im Elende. In Frankreich bestellten, vor der Umwälzung, Meier die Hälfte alles Grundes und Bodens, sofern er für den Ackerbau benutzt wurde. Thätigere

und sparsamere Landwirthe verschaffen sich Kapital und pachten alsdann Landgüter, auf welche sie alle die Werkzeuge und Gegenstände anwenden, welche eine tüchtige Bestellung erfordert. Dies sind die Pächter, d. h. diejenigen, welche fähig sind, bedeutende Verbesserungen zu Stande zu bringen. Erst wenn sich der Landbau in ihren Händen befindet, entsteht eine größere Fülle von ackerbaulichen Reichthümern, die sich von jetzt an auch besser vertheilen.

Auf den ersten Anblick kann es scheinen, als ob die Vereinigung der Rente und des Gewinnes in einer und derselben Person die meisten ackerbaulichen Verbesserungen herbeiführen werde. In einzelnen Fällen mag dies zutreffen. Im Großen genommen aber spricht die Erfahrung gegen einen solchen Wunsch: vorzüglich wenn große Landgüter den Gegenstand der Bearbeitung ausmachen. Nie darf man vergessen, daß in einem tüchtigen Landwirth Neigung und Kenntniß zusammenwirken müssen. Wo nur die eine oder die andere ist, da kann das Resultat der ackerbaulichen Betriebsamkeit nicht anders als mangelhaft ausfallen. Noch schlimmer steht es, wenn es an beiden fehlt. Die Wahrheit ist also nicht auf Seiten derer, welche, wie es in revolutionären Zeiten nur allzu oft der Fall gewesen ist, darauf gedrungen haben, daß aller Landbesitz auf die wirklichen Agrikultoren übergehen müsse, weil, wer die Last der Arbeit trägt, auch zu einem ungeschmälerten Gewinn berechtigt ist. Ohne bei solchen Thorheiten zu verweilen, darf man wenigstens fragen, ob Landwirthe, als Eigenthümer der von ihnen verwalteten Güter, nicht die Liebhabereien der alten Eigenthümer annehmen werden? und liegt nicht am Tage, daß sie die Bewirthschaftung mit allen ihren

Sorgen und Verdrießlichkeiten Andern überlassen werden, wenn die Rente hinreicht, um ihnen ein angenehmes Daseyn zu sichern? Die gesellschaftliche Lage würde also sehr bald dieselbe seyn, wie früher; und selbst wenn man die neuen Eigenthümer zwingen wollte, Landwirthe zu bleiben, so könnte man sie wenigstens nicht zwingen, sich in ihrer Thätigkeit gleich zu bleiben. Die meisten unter ihnen würden sich, zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, darauf beschränken, nur die Ländereien zu bestellen, welche, für den geringsten Anwand von Mühe und Vorschuß, den rechtlichsten Ertrag gewähren; und damit würde ein furchtbarer Ausfall ländlicher Produkte verbunden seyn. Angenommen jedoch, daß die Thätigkeit nicht vermindert würde: wozu der Zwang? Wollten alle Mitglieder der Gesellschaft sich nur mit materiellen Arbeiten befassen, so würde man die Zivilisation sehr schnell verschwinden sehen. Was würde überhaupt eine Gesellschaft seyn, die man der immateriellen Produkte beraubt hätte? Neben dem Nützlichen muß das Gute, und, so weit es möglich ist, selbst das Schöne bestehen; und indem die Staatswirthschaftslehre diesen Ausspruch thut, erwirbt sie sich ein doppeltes Verdienst: sie lehrt nämlich nicht bloß die wirksamen Mittel zur Verbesserung unseres Schicksals kennen, sondern sie bewahrt auch vor den Träumereien jener Unsinnigen, welche die gesellschaftliche Ordnung umstürzen, indem sie dieselbe zu verbessern wähnen.

Wir müssen jedoch noch eine letzte Bemerkung hinzufügen; nämlich folgende:

Da die Grundeigenthümer abhängiger sind von den Umständen des Landes, worin sie leben, und da sie nicht

wie die Kapitalisten und die Betriebsamkeits-Arbeiter, ihr Werkzeug mit sich nehmen, und sich, im Nothfall, bessere Thätigkeits-Bedingungen aufsuchen können: so hat man daraus geschlossen, daß sie für die Wohlfahrt ihres Landes mehr betheiligt seien, und folglich als wahre Organe desselben vorzugsweise zu Rathe gezogen werden müssen. In dieser Schlußfolge liegt Wahres und Falsches. Erstlich muß in Erwägung kommen, daß man das Vaterland nicht verändert, weil man die Berechtigung dazu hat. Zweitens kann man zugeben, daß die Grundeigenthümer die Wohlfahrt des Landes aufrichtig wollen, ohne daß daraus etwas für ihre vorwiegende Einsicht folgt. Bei einem geringen Grade von Aufklärung bilden sie sich sehr leicht ein, daß die Wolfahrt des Landes einzig von der ungestörten Ruhe desselben abhängt; und die Folge davon ist, daß sie, bei politischen Erörterungen, sich stets zum Vortheil der Autorität gegen die Freunde der öffentlichen Freiheit erklären. Sie sollten aber bedenken, daß, von allen widerwärtigen Umständen, fehlerhafte Maßregeln der Autorität die schlimmsten sind, und daß man, als Vertheidiger einer unfähigen oder verkehrten Verwaltung, nicht selten innerliche Unruhen, die man abwenden möchte, unvermeidlich macht. Sklaverei, Unwissenheit, Aberglauben, ungleiche Gerechtigkeitspflege und Vorrechte, sind Grundbesitzern zuletzt eben so nachtheilig, als allen übrigen Staatsbürgern; und was nicht in Zweifel gezogen werden kann, ist, daß ihr Einkommen den Fortschritten des menschlichen Geschlechts entspricht, so, daß es da am größten ist, wo diese Fortschritte am meisten gesichert sind. In keinem Falle ist Willkühr ein Unterpfand der Ruhe; und die Erfahrung hat gelehrt, daß selbst Un-

ruhen in Philadelphia minder gefährlich sind, als in Konstantinopel. Sofern also Verpachtung für Grundbesitzer das Mittel ist, sich zu einem höheren Grade von Einsicht zu erheben, darf sie am wenigsten zurückgewiesen werden.

* * *

Hat man sich klar gemacht, was es mit Verpachtungen auf sich hat: so ist man auch zu einer richtigen Anschauung von der Geldrente gelangt.

Um die so vielfältig bestrittene Frage von der Rechtmäßigkeit eines Darlehns auf Zinsen aufzuklären, reicht eine einzige Beobachtung hin.

„Das Geld," hat man gesagt, „bringt nichts hervor; ein Darlehn in Geld muß also auch kein Einkommen gewähren."

Allein man borgt nie eine Summe um ihrer selbst willen; denn man hebt sie nicht auf. Was man wirklich borgt, sind immer nur die verschiedenen Gegenstände, wogegen man jene austauscht. Ein Betriebsamer will sich auf eine Unternehmung einlassen. Kann er nun die nöthigen Vorschüsse nicht aus eigenen Mitteln bestreiten, so verschafft er sich dieselben durch eine Anleihe, die ihn in den Stand setzt, Gebäude aufzuführen, Maschinen zu kaufen u. s. w. Er bezahlt die Miethe für diese Arbeitswerkzeuge, indem er demjenigen, der ihn fähig gemacht hat, sein Unternehmen zu beginnen und wohlhabend zu werden, einen Zins entrichtet.

Denken wir uns einen Strumpfwirker, der sich, weil es ihm an Kapital fehlt, Strickstühle anzuschaffen, diese

zu borgen genöthigt ist! Wer zweifelt daran, daß er für diese Werkzeuge seiner Thätigkeit eine Miethe zu entrichten hat, wenn dergleichen zum Voraus bedingt ist? Dieselbe Bewandniß hat es mit einem erborgten Kapital; denn ein Kapital ist nichts weiter, als ein Werkzeug, dessen sich derjenige, der es darleiht, zum Vortheile dessen beraubt, der es borgt. Der Unterschied zwischen einem erborgten Strickstuhl und einem Geldkapital besteht bloß darin, daß, wer das letztere borgt, keinen Ersatz für die Abnutzung des Werkzeugs zu leisten nöthig hat, weil er einen Werth zurückgiebt, der dem, ihm anvertrauten Werthe gleich kommt, d. h. weil er das ihm geborgte Werkzeug in gleicher Beschaffenheit wieder abliefert.

Es giebt also in der Gesellschaft Geldeigenthümer, wie es Eigenthümer von Grund und Boden in ihr giebt. Die Einen, wie die Andern, haben das, was man ihr Vermögen nennt, aus denselben Quellen geschöpft: sie verdanken es entweder ihren eigenen Arbeiten und Ersparungen, oder den Arbeiten und Ersparungen ihrer Väter. Jene, wie diese, können, um sich ein Einkommen zu verschaffen, ihr Eigenthum entweder selbst bewirthschaften, oder die Bewirthschaftung desselben den Betriebsamen gegen eine Pacht oder gegen einen Zins überlassen.

Nichts desto weniger hat die allgemeine Meinung einen großen Unterschied festgestellt zwischen den Verpächtern von Ländereien und den Darleihern von Kapitalien: einen Unterschied, wobei alles zum Vortheil der erstern ist. Beide Klassen der Gesellschaft sind für die Menge ein Gegenstand des Neides; besonders aber sind es die Kapitalisten sehr lange geblieben, wofern man nicht sagen muß, daß sie es

noch immer sind. Die allgemeine Ursache scheint keine andere zu seyn, als der Abscheu vor der Arbeit, der dem Menschen so natürlich ist, so lange er noch nicht begriffen hat, daß es ohne Arbeit keinen Genuß giebt. Was den Kapitalisten betrifft, so wird er nur deßhalb mehr beneidet, weil sein Leben noch müssiger zu seyn scheint, als das eines Landeigenthümers, welcher verpachtet hat. Der Letztere darf sich der Sorge für sein Eigenthum nie ganz entschlagen, weil dieses einer Verbesserung und einer Verschlechterung fähig ist; er muß, bei mehr als einer Gelegenheit, dem Pachter mit Rath und That an die Hand gehen, und ist er der rechte Mann, so kann er dem Ackerbau wesentliche Dienste dadurch leisten, daß er sich zum Vermittler zwischen dem wissenschaftlich-gebildeten Agronomen und dem rohen Praktiker aufwirft. Ohne Zweifel giebt es viele Landeigenthümer, welche mit Bemühungen dieser Art nichts zu schaffen haben mögen; diese vernachlässigen jedoch ihre Pflichten eben so sehr, als ihre Vermögensumstände. Die Kapitalisten dagegen haben bei den Arbeiten derer, die ihr Vermögen verwalten, nicht mitzureden; thäten sie es gleichwohl, so würden sie sehr ungern gesehen seyn. Sie leihen ihr Geld, erhalten die nöthigen Sicherheiten, beziehen ihre Zinsen und empfangen zur festgesetzten Zeit Rückzahlung, ohne daß ihre Kapitale sich durch den Gebrauch, den der Anleiher davon gemacht hat, vermehrt oder vermindert haben. Es kommt noch ein Umstand hinzu, welcher, in der allgemeinen Würdigung, den Kapitalisten unter den Eigenthümer von Grund und Boden stellt, wenn beide ihre Werkzeuge überlassen. Grundstücke zu einem übermäßigen Preis zu verpachten, ist sehr schwer, während es leicht ist, vom

Gelde einen übermäßigen Zins zu beziehen. Das Letztere geschieht von den Wucherern, welche die Menge mit allen denen verwechselt, welche Geld leihen.

Am besten würde sich das Urtheil über Kapitalisten und Landeigenthümer, sofern beide verpachten, auf folgende Weise stellen. Ein müssiggängerischer Kapitalist ist freilich kein der Achtung würdiger Gegenstand; dies rührt aber nicht daher, daß sein Vermögen ihm ein Einkommen gewährt, sondern nur daher, daß sein Leben in einem schmachvollen Egoismus dahin fließet. Der verpachtende Landeigenthümer befindet sich vollkommen in derselben Lage. Wenn nun Menschen, die von den hergebrachten Arbeiten freigesprochen sind, sich ihren Gelüsten überlassen und ein schlechtes Beispiel geben: so ist nichts billiger, als daß die öffentliche Verachtung als Korrektiv eintrete. Wenn dagegen eben diese Menschen ihre Unabhängigkeit zur Erwerbung gemeinnützlicher Einsichten benutzen und Aufklärung verbreiten: so muß man das Schicksal segnen, das ihnen eine Muße gewährte, von welcher sie einen so wohlthätigen Gebrauch zu machen verstehen.

* * *

Herr von Sismondi bemerkt, daß der von dem katholischen Glauben über das Austhun von Kapitalien ausgesprochene Fluch, eine von den Ursachen ist, welche die katholischen Länder hinsichtlich des Reichthums so weit hinter den protestantischen Ländern zurückgelassen haben.

Was sich gar nicht in Zweifel ziehen läßt, ist, daß da, wo (um die Sprache der Frömmlinge zureden) die gute Wirth-

schaft nur Veranlassung zur Sünde giebt, weil man auf Zinsen leiht, die Verschwendung zur Tugend wird, bestände diese Tugend auch nur darin, daß man Priester und Mönche mit Geschenken überschüttet.

Viele unserer Maximen und Gesetze sind in den Zeiten der Unwissenheit entstanden; wir werden von ihnen aber bei weitem mehr regiert, als wir glauben. Wie spät ist man zu der Entdeckung gelangt, daß Zinsen proskribiren, nichts weiter heißt, als die Betriebsamkeit lähmen! Eine sehr große Zahl von arbeitsamen und einsichtsvollen Menschen kann ihre Familien nur dadurch zu Wohlstand erheben und nur dadurch zum Wohlseyn der Gesellschaft beitragen, daß sie ihre Zuflucht nimmt zu Anleihen, um sich, vor allen Dingen, die Werkzeuge zur Arbeit zu verschaffen. Was wird aus diesen, wenn die Wahrheit auf Seiten der katholischen Geistlichkeit ist? Fast alle Zweige der Betriebsamkeit werden von mehr oder minder beträchlichen Darlehnen belebt: von Darlehnen, welche von dem Augenblick an aufhören würden, wo die Kapitalisten keinen Nutzen davon zögen. Mit Ausnahme der Wenigen, welche durch Beweggründe reinen Wohlwollens bestimmt werden, würden Alle, die ihre Kapitale nicht selbst anwenden mögen, sie zurücklegen, wäre es auch nur, um sie desto sicherer zu bewahren. Hieran knüpft sich aber noch die wichtige Betrachtung, daß man das Austhun auf Zinsen nicht brandmarken kann, ohne zur Vergeudung aufzumuntern; denn wer wird, wenn Austhun auf Zinsen Wucher, dieser aber Sünde ist, nicht lieber die kleinen Summen verthun, welche, vermehrt durch Ersparungen und zuletzt ausgeliehen auf Zinsen, den doppelten Vortheil gewährt haben würden, einmal

zum Wohlseyn ihrer Besitzer beizutragen, und nächstdem, der Betriebsamkeit nützlich zu werden? Herr von Sismondi hat also die Wahrheit vollkommen auf seiner Seite, wenn er in den staatswirthschaftlichen Grundsätzen, welche sich an den katholischen Glauben geknüpft haben, eine von den Ursachen der Armuth antrifft, die auf die katholischen Länder in Vergleich mit den protestantischen drückt; wobei man freilich zugleich eingestehen muß, daß die katholische Geistlichkeit es schwerlich zu so großem Reichthum gebracht haben würde, wenn bessere staatswirthschaftliche Grundsätze in früheren Zeiten hätten die Oberhand gewinnen können.

Die Lehre von den Darlehnen auf Zinsen ist von so großer Wichtigkeit für die Fortbildung der Gesellschaft, daß wir noch einige Beobachtungen, diesen Gegenstand betreffend, hinzuzufügen für nöthig und nützlich halten.

Die ganze Masse des Baaren, das sich in einem Lande findet, theilt sich in drei Theile. Der eine versteckt sich, oder wird für besondere Fälle zurückgelegt; woraus seine Ueberflüssigkeit, zum wenigsten für den gegenwärtigen Augenblick, ganz von selbst folgt. Der zweite wird verwendet zu den Ausgaben, die man für sich und für die Seinigen macht; durch ihn verschafft man sich alle die Gegenstände, welche in den sogenannten Verzehrs-Fond fallen. Der dritte besteht aus den Summen, welche zu Betriebsamkeits-Unternehmungen dienen, und aus solchen, die dazu verwendet werden können, weil ihre Besitzer die Absicht haben, sie auszuthun. Dieser letzte Theil ist der einzige, welcher die Geld-Kapitalien bildet, die man nicht, wie es nur allzu

häufig zu geschehen pflegt, mit der Totalität des gemünzten Geldes verwechseln darf.

Vorurtheile gegen Darlehne auf Zinsen verbreiten, heißt, dem Anwuchs dieses kostbaren Theils des allgemeinen Ausgleichungsmittels der gesellschaftlichen Arbeit schaden; heißt, ihn zum Vortheil der beiden anderen Theile vermindern; heißt also, dem Geiz und der Verschwendung zum Nachtheil der Betriebsamkeit Vorschub leisten.

Sind Darlehne nöthig, um die Arbeit zu bethätigen, so ist es nicht schwer, die Entdeckung zu machen, daß Darlehne dieser Thätigkeit um so mehr zu Statten kommen, je gemäßigter die Zinsen sind. Ein Theil der Produkte theilt sich in Zinsen für den Darleiher und in Gewinne für den Unternehmer. Was folgt daraus? Dies, daß jene nicht vermehrt werden können, ohne diese zu vermindern. Geschieht das Letztere, so wird den Produzenten der Muth genommen. In der Konkurrenz mit dem Auslande hat dasjenige Land, worin der Zinsfuß niedrig ist, nothwendig den Vorzug vor demjenigen, wo der Zinsfuß hoch ist. Geschicklichkeit und ökonomische Fabrikations-Mittel können die Nachtheile eines hohen Zinsfußes aufwiegen; dabei bleibt es aber immer ausgemacht, daß zwei Kaufleute oder Fabrikanten, von welchen der eine wohlfeiler anleihet, als der andere, sich vollkommen in derselben Lage befinden, wie zwei Wettläufer, von welchen der eine einen Schritt voraus hat.

Den Vortheil eines niedrigen Zinsfußes als ausgemacht vorausgesetzt, läßt sich nicht verkennen, daß es nützlich ist, zahlreiche Darleiher im Lande zu haben. Der

Zinsfuß wird nämlich durch das Verhältniß der Angebote zu den Nachfragen bestimmt: ein Verhältniß, wodurch zuletzt der Preis alles dessen bestimmt wird, was ein Gegenstand des Verkaufs und der Verpachtung oder Vermiethung ist.

Sind die verschiedenen Ursachen, die man den Veränderungen des Zinsfußes beimißt, nicht illusorisch, so lösen sie sich in diejenige auf, die wir so eben angegeben haben. Wenn die Betriebsamkeit nachläßt, wenn es nur wenig Handelsgeschäfte giebt: so pflegt der Zinsfuß zu sinken. Weßhalb? Weil mehr Geld angeboten, als verlangt wird. Wenn dagegen die Betriebsamkeit in Umschwung geräth und die Nachfragen sich vervielfältigen: so steigt der Zinsfuß. Weßhalb? Weil mehr Geld gesucht, als angeboten wird.

Ein anhaltendes Gedeihen drückt den Zinsfuß herab; und auch hierüber läßt sich ein hinreichender Aufschluß geben. Das Geld-Kapital ist, wie wir früher gezeigt haben, immer nur ein geringer Theil des Staats- oder Gesellschafts-Kapitals. Ist das Letztere beträchtlich geworden, giebt es Gebäude, Kunststraßen, Kanäle in großer Zahl, fehlt es den Werkstätten weder an Werkzeugen noch an Maschinen, sind die Magazine und Kramläden mit rohen und fabrizirten Stoffen reichlich versehen: so ist es weit leichter, sich alles, was man bedarf, zu verschaffen, als dergleichen loszuschlagen; und die Ursache ist keine andere, als weil in allen Zweigen der Betriebsamkeit eine starke Konkurrenz vorherrscht. Auf diese Weise trägt die allgemeine Wohlfahrt selbst zu einer verminderten Nachfrage nach Geld, und folglich zur Herabsetzung des Zinsfußes bei.

Die steigenden Gewinne der Betriebsamkeit, die Sel-

tenheit der Kapitalien und die Gefahren, welchen die Darleiher ausgesetzt sind, bilden die drei Ursachen, welche den meisten Einfluß haben auf das Steigen der Zinsen, d. h. welche am mächtigsten dahin wirken, daß die Nachfragen den Ausschlag geben über die Angebote. Diese Beobachtung aber reicht vollkommen hin, um das Ueberflüssige, um nicht zu sagen: das Absurde, derjenigen Gesetze darzuthun, welche den Preis der Anleihen vermindern möchten. Auf die beiden ersten, so eben angegebenen Ursachen wirken diese Gesetze gar nicht ein; und ihre Einwirkung auf die dritte kann nur beklagt werden. Sie vermindern die Zahl der Darleiher; und Diejenigen, denen es an Zartgefühl fehlt, und die sehr damit zufrieden sind, daß eine schwächere Konkurrenz ihnen Vortheile sichert, benutzen eben diese Gesetze, um sich nicht nur das, was ihr Geld werth ist, sondern auch die neuen Gefahren, denen sie Trotz bieten, bezahlen zu lassen.

Es giebt daher nur einen einzigen Weg, auf welchem die Gesetzgebung auf die Verminderung des Zinsfußes einwirken kann; und dieser Weg heißt: Verminderung der Gefahr für Darleiher. Die Sicherheit des Verkehrs gebietet, daß der Anleiher mit seinem Vermögen und selbst mit seiner Person für seine Verbindlichkeiten hafte. Man stellt die Frage schlecht, wenn man, von einer unverständigen Philanthropie geleitet, geltend macht, daß es gegen alle Moral sei, die persönliche Freiheit gegen ein wenig Geld abzuwägen. Was faßt der wahre Gesetzgeber ins Auge? Die Redlichkeit, die Treue, womit man ein gegebenes Versprechen erfüllt. Und was ist dagegen die Freiheit einiger Einzelwesen?

Ganz unabhängig von den gesetzlichen Sicherheiten, giebt es solche, welche ein Unternehmer in und durch sich selbst darbieten muß. Der, welcher den Ruf eines rechtschaffenen Mannes seit langer Zeit bewahrt hat; der, dessen Verstand und Thätigkeit als Beispiel und Muster angeführt werden, wird immer Geld zu dem niedrigsten Handelspreise finden. Redlichkeit ist eine so starke Gewährleistung, daß selbst Betrüger, wenn sie auf Anleihen spekuliren, die Außenseite strenger Sitten annehmen. Mehre von ihnen gelten für Heilige bis der Tag eintritt, welcher für die von ihnen Betrogenen so verderblich ist. Bisweilen haben sie, vorzüglich wenn sie zur Sekte der Pietisten gehören, ihre Rolle so gut eingelernt, daß es, selbst nach eröffnetem Bankerot, nicht an Leuten fehlt, die sie entschuldigen, und alles Unrecht denen zuwenden, welche das Opfer ihrer Heuchelei geworden sind.

Um ihre Kapitals-Anlage mit Sicherheit zu machen, darf es den Darleihern nicht an sittlichen Ideen fehlen. Der Reichthum und die Sicherheiten des Anleihers sind nicht immer eine hinreichende Gewährleistung. Sucht er nur Geld, um es durchzubringen, oder will er dies Geld zwar zu Unternehmungen anlegen, doch so, daß er dabei als Waghals und als ein Mensch zu Werke geht, dem es an Kenntnissen und an Wirthschaftlichkeit fehlt: so würde es Thorheit seyn, ihm Geld anzuvertrauen. Mit allen Sicherheiten, die er anbieten kann, würde er seinem Kreditor Verluste und Kummer verursachen.

Das freigestellte Austhun auf Zinsen bringt im Uebrigen gar nicht mit sich, daß man die Augen verschließe gegen die Mißbräuche, welche daraus entspringen können; es

verhält sich damit nicht anders, als mit jeder andern Freiheit, und Schriftsteller, welche dies verkennen, in einem so hohen Grade verkennen, daß sie dem Wucher einen Freipaß ertheilen, verdienen, nicht beachtet zu werden. Ungestraftheit der Diebstähle steht in keiner Verbindung mit der Freiheit der Verträge. Jeder, der Geschäfte treibt, hat die Erlaubniß zu einem ihm beliebigen Preise zu kaufen und zu verkaufen; wenn er sich aber Spitzbübereien erlaubt, wenn er Waaren sehr theuer verkauft, um sie wohlfeil wieder an sich zu bringen: so bleibt er der, bei allen zivilisirten Nationen über den Betrug verhängten Strafe ausgesetzt, obgleich keine dieser Nationen sich einfallen läßt, die Kaufmannswaaren einer Taxe unterwerfen zu wollen. Der Preis eines Landguts wird zwischen dem Verkäufer und dem Käufer frei verhandelt; gleichwohl lösen die Gesetze jeden Vertrag auf, durch welchen der Käufer über die Hälfte hinaus verletzt ist. Nun kann man aber beim Austhun von Geldern eben sowohl zum Betrüger werden, als beim Verkauf jeder andern Waare. Wer aber verdient härtere Bestrafung, als der verruchte Darleiher, dessen einzige Beschäftigung darin besteht, daß er junge Unbesonnene und unglückliche Familien aufsucht, die alle Bedingungen unterschreiben? Uebt er denn nicht Diebstahl, und übt er diesen nicht an Personen, welche die Gesetze in demselben Maße mehr beschützen sollten, als sie weniger im Stande sind, sich zu vertheidigen?

Nur bieten sich große Schwierigkeiten dar, wenn es darauf ankommt, dergleichen Vergehungen zu ahnden; denn die Gesetze können nie die Bedingungen der Anleiher regeln. Nicht aus den bedingten Zinsen, wohl aber aus der Lage

der Personen, von welchen sie gefordert werden, entspringt der Wucher; und weil dem so ist, so sollten Vergehungen dieser Art nicht von den gewöhnlichen Gerichtshöfen, sondern von Handels-Tribunälen, oder von Spezial-Kommissionen, aus Kaufleuten gebildet, abgeurtheilt werden. Nur allzu leicht wird der Zinssatz, den man fordert, versteckt; und Zartgefühl und falsche Schaam bestimmen die Schlachtopfer wucherischer Darlehne in der Regel, lieber ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, als das Verbrechen des Darleihers und ihr Unglück oder ihren Fehlgriff zu verrathen. In Ländern, welche dem Wucher ausgesetzt sind, würde es zuträglich seyn, mit den Repressiv-Mitteln, welche die Gerechtigkeit anwendet, noch andere zu verbinden, welche vielleicht mehr bewirken würden. Kapitalisten werden der Gesellschaft einen wichtigen Dienst leisten, wenn sie Darlehns-Kassen nach dem laufenden Zinsfuß des Verkehrs errichten. Diese Spekulation, welche die Regierung, oder die Provinzial-Verwaltungen durch Hinzufügung einiger Fonds begünstigen könnten, würden den doppelten Vortheil gewähren, einmal, daß sie dem Wucher steuerten, sodann, daß sie die Meinung über die Darlehne auf Zinsen berichtigten, d. h. über diese vollkommen rechtmäßige Weise, sich ein Einkommen zu verschaffen, vorausgesetzt nur, daß sie nicht durch Unredlichkeit und Begehrlichkeit geschändet wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Beitrag

## zur Berichtigung der Ideen vom Reichthum und dessen Wirkung auf den Gewerbbetrieb und Geldumlauf.

(In Beziehung auf den in Nr. 82. der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung enthaltenen Aufsatz.)

### Vorwort.

Flugblätter und Zeitschriften gewähren ohne Zweifel eine gute Gelegenheit zur Ausbildung solcher Ideen, in welchen, ihrer Benutzbarkeit wegen, das urtheilsfähige Publikum zu klaren Ansichten gebracht werden muß; denn das berichtigende Einwirken der verschiedenen Ansichten und Meinungen aufeinander, erzeugt eine bessere Bekanntschaft mit dem betreffenden Gegenstande und ein wärmeres Interesse für denselben, als das Aufstellen ganzer Lehrgebäude. Wo es nun an Gelegenheit fehlt, im öffentlichen Redewechsel Meinungen zu erörtern, da müssen dergleichen schriftliche Diskussionen diesem Mangel möglichst abhelfen.

Der Herr von Bülow auf Cummerow, ein Mann, der durch seine Kritik derjenigen Regierungs-Maßregeln des preußischen Staats, welche unter dem Fürsten von Hardenberg, als preußischem Staats-Kanzler, genommen worden sind, und durch einige andere Aufsätze sich eine bedeutende Meinung von dem Ihm eigenen treffenden Blick und von seiner nicht minder schätzbaren Umsicht gewonnen hat, scheint

in jenem Dafürhalten mit mir einig; denn es hat derselbe in dem, nur eben von mir ausgesprochene Sinne einen Aufsatz verfaßt, welcher durch die Preußische Allgemeine Staats-Zeitung, in deren diesjährige Nr. 82., dem Publikum zu weiterer Beherzigung vorgelegt worden ist.

Meine Ansichten vom Gelde und dessen Benutzbarkeit scheinen völlig vereinbar mit denen des Herrn von Bülow auf Cummerow, und seine, diesem Aufsatze zum Grunde liegenden Absichten sind meinen Wünschen so völlig gemäß, wie denen aller verständigen Freunde des Glücks der Völker, und besonders ihrer Mitbürger. Ich benutze daher gern jenen von Bülowschen Aufsatz, um den darin in Betracht gezogenen Gegenstand jetzt weiter zu besprechen, muß jedoch mir es erlauben, einen Auszug aus dem von Bülow-Cumerowschen Aufsatze meiner jetzt beabsichtigten weiteren Besprechung der Vermehrung der Geld-Kapitalien, und der Benutzung derselben zur Belebung des Gewerbverkehrs voranzuschicken, weil nicht jedem Leser dieses Aufsatzes die Nr. 82. der diesjährigen Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung zur Hand seyn wird.

Herr von Bülow auf Cumerow behauptet in seinem mir jetzt vorliegenden Aufsatze:

Durch die vielen, seit dem Pariser Frieden getilgten oder ausgezahlten Staatsschuldpapiere sei eine Menge von Kapitalien disponibel geworden, und die dadurch gestärkte Hoffnung auf Auszahlung der in den Händen des Publikums verbliebenen Staatsschuldpapiere habe für den Augenblick die in diesen Staatspapieren steckenden, bloß imaginairen Kapitalien in wirkliche verwandelt; und die so entstandene Menge disponibel gewordener Vermögensmassen

haben die Meinung vom Vorhandenseyn einer den Begehr übersteigenden Menge von Kapitalien erzeugt.

So lange mehr Staatspapiere ausgezahlt, als neue kreirt würden, werde eine Ueberfüllung der Geldmärkte bestehen.

Die Folge hiervon müßte eine Kours-Steigerung seyn, durch welche die sicheren Papiere (nach Verhältniß ihres Zinsfußes) über ihren Nennwerth erhoben, zum Agio-Genuß verholfen, und die unsicheren Papiere zum Gegenstand des Glückspiels gemacht würden.

Den Regierungen gewähre dieses, den Zinsfuß senkende Verhältniß die Möglichkeit, ihre hoch zu verzinsenden Papiere gegen solche zu vertauschen, in welchen mindere Zinsen verheißen würden.

Die Gläubiger laufen daher jetzt eine zweifache Gefahr, nämlich: beim Schwinden des öffentlichen Kredits das Sinken des Kourses ihrer Papiere, und beim Steigen des öffentlichen Kredits, das Sinken ihres Zinsgenusses.

Diesem Uebel können die Papier-Inhaber sich nur dadurch entziehen, daß sie ihr in den Papieren steckendes Geld dem Gewerbsbetriebe (der Pflegung der produzirenden Naturkräfte, dem Heben der Naturschätze, der Waarenbereitung, dem Handel, also überhaupt dem Dienste der Bedürfnisse und Wünsche des Volks) wieder zuwendeten; es werde aber die herrschende Neigung zum bequemen Zinsengenuß die Geldbesitzer von allen Grundstücks-Erwerbungen und eigenen Unternehmungen zurückhalten, und dagegen durch neue Kredit-Gewährungen zu neuen Ueberschuldungen und zur Erneuerung des daraus entstehenden Elends führen.

Hieraus ergebe sich die Rathsamkeit des allmähligen Tilgens der auf Landgütern haftenden Schulden; es werde das Beste seyn: diese Schulden-Tilgung gesetzlich anzuordnen. Eine solche gesetzliche Anordnung würde für die Zukunft über die schädlichen allgemeinen Indult-Bewilligungen hinweghelfen, auf welche ferner kein Grundbesitzer hoffen dürfe, weßhalb denn auch die letzteren um so williger dem zu erlassenden Schuldentilgungsgesetze sich unterwerfen würden.

Ein großer Theil der aus den Staatspapieren frei werdenden Kapitalien, können auch bei uns zu gemeinschaftlich zu machenden großen Unternehmungen, auf welche Aktien auszubieten wären, bestimmt werden; und es würde dieses viel besser seyn, als wenn ferner das freiwerdende Geld zum Börsenspiel mit allerlei fremden Staatspapieren verwendet würde.

Dem Kredite der Staatspapiere drohe Gefahr; denn sehr zweifelhaft sei es: ob England unter seiner großen Schuldenlast (gegen 900 Millionen Pf. Sterl. oder 6300 Millionen Preuß. Thaler) aus den vielleicht nicht länger in ihrem bisherigen Betrage einzuziehenden Abgaben, seinen Gläubigern werde können gerecht werden; aus einem Ueberblick des gesellschaftlichen Zustandes von Europa rechtfertige sich dieser Zweifel.

Seit dem Pariser Frieden habe sich besonders im Norden und Osten Europas die nützliche Thätigkeit stärker als jemals vermehrt, und der so entstandene Ueberfluß an Früchten und Fabrikaten habe eine allgemeine Herabsetzung der Werthverhältnisse (ein Sinken aller Preise) herbeigeführt, wodurch der Ertrag der Güter tiefer gesenkt worden sei, als solches zur Möglich-Erhaltung der Zinsabtragung

für die auf den Gütern haftenden Schulden hätte geschehen sollen.

Die hieraus entstandenen Verlegenheiten hätten zwar auf dem Kontinente vielen Vermögenswechsel erzeugt; es seien aber selbige beim stark Statt gehabten Wachsthume der Volksmenge und der Industrie jetzt bereits ziemlich ausgeglichen; und man könne annehmen, daß alle europäische Völker von den Pyrenäen bis zu Neu-Griechenland ihre Staatslasten zu tragen wohl vermöchten; anders verhalte es sich aber in England.

Das Bestreben der dortigen Regierung: dort die bisherigen Werthverhältnisse (die Preise der Dinge) zu erhalten, habe sich auf die Früchte des Ackerbaues beschränkt; dieses Bestreben werde aber nicht lange von Erfolg seyn.

Schon jetzt vermöchten nicht viel englische Fabrikate auf den Märkten des europäischen Kontinents in Konkurrenz zu treten mit den eigenen Fabrikaten des Kontinents; und zwar deßwegen nicht, weil unerachtet der Hülfe, welche die schönen und mächtigen Maschinen der Engländer gewährten, und unerachtet der Wohlfeilheit der Kapitalien in England, dennoch die Fabrikate des europäischen Kontinents wohlfeiler und zum Theil auch besser wären, als die englischen.

Aus den parlementarischen Behauptungen der Engländer gehe einstimmig hervor, daß die Last der Abgaben dort zu groß sei, und sehr die untere Volksklasse belaste, und daß über die großen Leistungen der Maschinen im Fabriken-Betriebe die Ansprüche an die Armen-Taxen bedeutend erhöhet würden.

England müsse jetzt entweder den Handel mit dem

europäischen Kontinente ganz aufgeben, und dagegen des ausschließlichen Waarenverlags der andern Welttheile sich bemächtigen, oder es müsse seine Fabrikanten in den Stand setzen, mit den Fabrikanten des europäischen Kontinents (und auch Nord-Amerika's) in freie Konkurrenz treten zu können; ja, es sei mit dem letztgedachten Bestreben bereits der Anfang gemacht worden.

Mit der Zeit würden allerdings die Preise des europäischen Kontinents bei der großen Vermehrung seiner Bevölkerung und seines Kunstfleißes (und des dadurch in Wachsthum kommenden Reichthums oder Vermögensbesitzes) den englischen Preisen sich nähern; es früge sich aber, was dort sich werde thun lassen, um bis zum Eintritt dieses (noch sehr fernen) Zeitpunktes die englischen Arbeiter in Nahrungserwerb zu erhalten.

Diesen Aufsatz schließt Herr von Bülow mit der Bemerkung:

> er habe nur darauf aufmerksam machen wollen, daß die friedlichen Gesinnungen der Herrscher in Europa allein nicht das Schicksal der Staatspapiere entscheiden werden,

und daß es sehr nöthig sei:

> in Zeiten die Geldverhältnisse zu ordnen, um den Kapitalien mehr Beschäftigung zuzuweisen,

und

> besonders die Schuldbelastung der Personen und Grundstücke zu mindern, auch Aktien-Vereine aller Art zu vermitteln.

Mir aber scheint es nöthig, diesen Bemerkungen noch

die nachfolgenden hinzuzufügen, deren weitere Vervollständigung und etwanige Berichtigung ich sehr gern dem Herrn von Bülow-Cummerow, so wie jedem anderen Theilnehmer am Ueberdenken und Erforschen deßjenigen überlasse, was zur Befestigung, oder gar zur Förderung des allgemeinen Wohlseyns beitragen kann.

1) Geldforderungen sind zwar allerdings kein baares Geld, und können daher dieses nicht vermehren; sie werden aber sofort und in dem Maße geltende Zahlungsmittel, als ihre Auszahlung auf eine zuverlässige Weise verheißen und sichergestellt worden ist; sie werden in dem Maße koursirend, als sie dabei zum Umlaufe im Verkehr geschickt gemacht worden sind, und sie werden so viel geltend, als sie neben den eben gedachten Eigenschaften hohe oder geringe Zinsen gewähren, und in längerer Zeit, oder gar nicht, wieder eingelöset werden sollen.

Dagegen aber kann

2) selbst durch das Auszahlen der Geldforderungen die Masse des umlaufenden Geldes dann nicht vermehrt werden, wenn das auszuzahlende Geld aus den Taschen oder dem Erwerbe der Schuldner, und bei den Staatspapieren aus den dazu eingezogenen Abgaben genommen worden ist. Ja! es kann sogar die in einem Staate umlaufende Geldmasse durch dergleichen Auszahlungen noch vermindert werden; dann nämlich, wenn die Eigenthümer der ausgezahlten Kapitalien diese demnächst im Auslande anlegen. Nur dann verhält sich dieses anders, wenn das

Geld oder die edlen Metalle, welche zu dergleichen Auszahlungen verwendet werden, der Welt schon lange entzogen, im Kasten oder Schatze gelegen hatten, oder, dem Schooße der Erde abgewonnen, noch nicht im Umlaufe gewesen waren.

3) Je rascher und je wirksamer die angeliehenen Gelder zum Gewerbsbetrieb benutzt werden, um so eher und um so mehr werden sie die Summen der dafür erarbeiteten werthvollen Besitzgegenstände mehren, und aus den Gewinnsten, welche sie vermitteln, neue Kapital-Ansammlungen entstehen machen, welche dann ebenfalls wieder in den Verkehr, es sei unmittelbar oder dazu darleihend, verwendet werden; indem nur im Gebrauche das baare Geld benutzbar wird, so daß also das nicht zu theuer angeliehene Geld dem einzelnen Schuldner, wie dem Staate, der es geliehen hat, mehr Nutzen bringen kann, als es kostet.

Es sind daher die Staatsanleihen nur dann für durchaus schädlich zu halten, wenn das dadurch erlangte und vom Volke zur Rückzahlung aufzubringende, oder auch als bleibende Rente fortwährend zu verzinsende Geld unbenutzt aufbewahrt *), oder einer auswärtigen Macht als Tribut oder Kontribution gezahlt wird.

4) Die Gelegenheiten zum nutzenden Verwenden, oder zum sicheren und lohnenden Verleihen der Kapitalien sind nicht in allen Ländern gleich gesichert, und gewähren eben so wenig gleich große Vortheile. Je betriebsamer und acht-

*) Das Füllen der Schatzkammer kann jedoch, in Zeiten, wo äußere Gefahren drohen, so nothwendig oder rathsam seyn, daß die Nachtheile dieses zu steriler Niederlegung Statt habenden Sammlens getragen werden müssen.

samer auf ihren Vortheil bedacht die Gewerbtreibenden sind; ferner, je schneller und strenger vollkommene Gerechtigkeit in einem Lande gewährt wird; je besser die Landes-Regierung für leichte, schnelle, sichere und wohlfeile Mittheilung und Transportirung, so wie auch für bequemen Handels- und Gewerbbetrieb, sorgt; und endlich, je mehr die Landes-Regierung den Kredit, sowohl der Einzelnen, als der für irgend ein Geschäft Verbundenen hegt und pflegt, um so erwerblicher und reicher wird ein solches Land; um so öfter wird in ihm die Nachfrage oder das Begehr nach Geld-Kapitalien Statt haben; und um so schneller und häufiger das Sammeln von Geld-Kapitalien erfolgen.

5) Die Höhe der Zinsenentrichtung, welche in einem Lande gebräuchlich geworden ist, giebt einen eben so zuverlässigen Maßstab zur Beurtheilung der Höhe des Gewinnstes der im Gewerbbetriebe des Landes mit Geld-Kapitalien zu machen stehet, als die Preishöhe der Verzehrungs- und Verbrauchsbedürfnisse die Größe der im Verkehr steckenden Geldfülle richtig beurtheilen läßt; es kann aber diese Geldfülle auch aus Papieren bestehen.

6) Zeigt sich in einem Lande Mangel an Gelegenheit zu weiteren guten Geld-Kapital-Anlegungen, und kann diese Verwendungsgelegenheit nicht vermittelt werden: so ist es dann sogar rathsam, die sich dort sammelnden Kapitalien in demjenigen Auslande anzulegen, wo mit Sicherheit davon ein besserer Nutzen, als in der Heimath zu ziehen ist; denn, wenn bei Unterlassung auswärtiger Anlegung der vom Verkehr nicht in Anspruch genommene Geldüberfluß im Lande ausgegeben und in Umlauf gesetzt werden sollte, so würde dadurch die Wohlfeilheit aller Bedürfnisse

und auch der Arbeit, hiermit aber auch der Vortheil verschwinden, der im Austausche oder Handel nur mit wohlfeil gefertigten Fabrikaten und wohlfeil erzielten Produkten getrieben werden kann.

Auf die Erhaltung dieses auswärtigen Waarenabsatzes kommt es aber in allen den Ländern gar sehr an, die daran gewöhnt sind, bei sich für andere Länder arbeiten zu lassen, und deren Regierungen deßwegen der schweren Pflicht zu genügen haben, die in zu großer Anzahl in ihnen vorhandenen Waarenerzieler und Bereiter durch zu vermittelnden auswärtigen Absatz unausgesetzt in erwerbender Beschäftigung zu erhalten.

7) Es hängt jedoch, wie schon bemerkt, gar sehr von der Thätigkeit, dem Geschick und dem Unternehmungsgeiste, welcher in einem Volke herrschend gemacht und erhalten werden muß, das heißt: von den Hülfen und Vermittelungen ab, welche für die Ausbildung der Kenntnisse, der Thätigkeit und Geschicklichkeit im Volke, die Landes-Regierung zu gewähren sich bestrebt.

8) Das gesellschaftliche Zusammenthun der Geldbesitzer mit den Bereitungskundigen und mit den für den Absatz der verfertigten Waaren zu benutzenden Kaufleuten, ist eben so wie das Zusammentreten mehrerer Geldbesitzer zu solchen Unternehmungen, die für Wenige zu groß, und deßhalb diesen zu gefahrvoll, nämlich ihrem Vermögen nicht angemessen sind, sehr nützlich; denn es macht Unternehmungen möglich, die so wenig mit den Händen einzelner Waarenbereiter oder mit den Geldkräften einzelner Privaten, als noch weniger im unmittelbaren Betriebe durch die Landes-Regierung mit Erfolg sich betreiben lassen.

Das Veranstalten von Vereinen für das Fertigen und Feilhalten einzelner Waarengattungen, und das Veranstalten guter Aktien-Vereine gehört daher zu den Mitteln, welche für den Wachsthum des Verkehrs durch die Landes-Regierungen zu benutzen sind.

9) Durch das Schaffen von Geld-Effekten kann die Geldbedürftigkeit eines Landes sehr, und unter denen Verhältnissen, deren oben unter Nr. 4. gedacht worden ist, sogar zu sehr vermindert werden; es kommt daher viel darauf an, daß die Landes-Regierung die Einhaltung des zu jeder Zeit erforderlichen Maßes von Zahlungsmitteln beobachtet, und daß sie nur gute, völlig sichergestellte Effekten in Kours kommen läßt *).

10) Das rechte Maß der Menge umlaufender Effekten kann ganz zureichend, und zwar unter Benutzung zweier Wege, gesichert werden, nämlich für die keine Zinsen tragenden Effekten durch Realisations-Anstalten, welche das Eintreten eines Ueberflusses an dergleichen Papieren zu allen Zeiten verhüten werden, und für die Zinsen tragenden Papiere, bei allmähliger Zurückziehung oder Verdrängung der nicht speziell sichergestellten zinsentragenden Effekten, durch das Umgestalten der speziel sichergestelten Forderungs-Dokumente (der Pfandbriefe), welche jetzt eine zu schwerfällige Form haben, und zu wenig gegen Nachfälschung gesichert sind, dieserwegen aber in ihrer jetzigen Form sich gar nicht zum Umlaufen im Gewerbsbetrieb qualifiziren,

*) Gegen diese Regel ist in vielen Staaten gehandelt, und das Errichten von Privat-Banken gestattet worden. England und Nord-Amerika können vor anderen Staaten als warnende Beispiele aufgestellt werden.

in Effekten, die den Kours vor anderen gewinnen können. Bei Genügung dieser Forderung wird nämlich zum Zahlungsleisten stets nur der wirkliche Bedarf des Verkehrs sich im Umlauf befinden, wäre auch die Größe dieses Bedarfes noch so stark schwankend; denn diejenigen dieser zinsentragenden Effekten, welche nicht vom Verkehr als Zahlungsmittel in Anspruch genommen würden, können und müssen dann, wenn sie nicht zum Zahlungsleisten gebraucht werden, wegen des Zinsengenusses, welchen sie gewähren, in den Händen ihrer Besitzer ruhen, ohne daß dieses Ruhen die Besitzer dieser Zahlungsmittel in Nahrlosigkeit bringen kann *).

11) Wenn gleich bisher kein speziel versicherter Kredit den nicht-zinsentragenden Effekten vermittelt worden ist: so können sie doch auf dem eben unter 10. angegebenem Wege in gutem Kourse erhalten werden, und sie vermitteln dann eben diejenigen Gewinnste, welche baares Geld gewährt; ja, es sind diese Effekten zum Machen von Zahlungen, besonders wenn letztere aus großer Ferne her, oder nach selbiger hin, bewirkt werden sollen, beliebter als baares Geld; und sie müssen dieses deßhalb seyn, weil sie leichter zu transportiren, und, bei Anwendung guter Vorsicht, auch sicherer zu verschicken und bequemer im Auf- und Nachzählen sind, als baares Geld.

---

*) Diejenige Regierung, welche zuerst diesem Vorschlag Gehör giebt, und ihn völlig und strenge in Ausübung bringt, wird am ersten dem Spiele der Agiotage an ihren Börsen Einhalt thun, und an diesen um so mehr Handelsverkehr und nur solche Geldgeschäfte treiben sehen, die den wahrhaft bereichernden Gewerbverkehr bedienen.

Es kann aber das Publikum im Gebrauche solcher nicht speziel versicherter Effekten sehr leicht in Verluste gerathen: welche Verluste, sie mögen bei gehöriger Vorsicht vermeidlich oder auch unvermeidlich gewesen seyn, stets bedauernswerth sind, weil sie die Unternehmungskraft derer, die unmittelbar davon betroffen werden, und den reichthumschaffenden Gewerbverkehr schwächen.

In Betracht dieser Gefahr, und aus dem Grunde, weil nur durch den Staat derjenige Schutz bestehet, welchen jede Kredit-Gewährung voraussetzt, ist es nöthig und allein geziemend, daß nur vom Staate und für denselben (d. h. zur Gewinnung eines der Gesammtheit des Staats zu gute kommenden Vortheils) zinslose Effekten, und besonders solche in Kours gesetzt werden, welche nur durch Treue und Glauben im Umlaufe erhalten werden; am besten und ganz gut möglich wird es aber seyn, auch die zinslos kursirenden Effekten speziel sicher zu stellen; nämlich durch Anweisungen auf Grund- und Erbpachts-Zinse und andere dem Staate zu entrichtende Gefälle, welche Anweisungen dann da, wo die Staatspapiergeld-Realisations-Kassen, wegen obgewalteten Unruhen haben müssen eingezogen werden, von den Zahlungspflichtigen realisirt und von diesen an baaren Geldes Statt in die öffentlichen Kassen abgeliefert werden müßten.

Wenn Privat-Papiere dieser Art (wozu Dispositions-Scheine, Kassen-Scheine oder Bank-Noten gehören können) zur öffentlichen Geltung durch Staats-Verwaltungsanordnungen erhoben werden, und ihnen die Annahme in Staats-Kassen gewährt wird: so liegt hierin eine äußerst große Begünstigung, von welcher vermuthet werden muß,

daß sie wohl erwogen und nach wirklichem Verdienst ertheilt worden seyn werde.

12) So bedeutend groß auch die beispielwürdige etatsmäßige Tilgung der preußischen Staatsschuld ist, und so sicher auch auf die vollständigste Erfüllung dieses Schuldentilgungs-Etats bei der höchst regelmäßig in der strengsten Ordnung geführten Finanz-Verwaltung des preußischen Staats deßwegen zu rechnen ist, weil — bei einer steten, mit dem Wachsthume der Bevölkerung in Gleichgewicht sich erhaltenden Zunahme des Gewerbbetriebes, und der aus der Statt habenden Verzehrung am sichersten zu erkennenden Zunahme der Erwerblichkeit, meist aller Gegenden und Provinzen des Staats — der jährlich jetzt verbleibende Ueberschuß der Staats-Kassen-Einnahme fortwährend grösser wird: so kann doch nicht im Allgemeinen behauptet werden, daß die ununterbrochen fortgehende Schuldentilgung des preußischen Staats und anderer ähnlich verwalteter Staaten, das Gedränge um Geldanlegung in Staatspapieren und das Sinken des Zinsfußes erzeuge und fortdauernd machen werde; denn, im Ganzen betrachtet (wie der Geldhandel es nicht anders gestattet) wächst leider in der zivilisirten Welt die Masse der Staatsschulden fortwährend gar sehr, und diesem Wachsthume scheinen, weder in unserer jetzigen Zeit, noch in irgend einer absehbaren Zukunft, Gränzen gesetzt werden zu sollen. Es kann daher nur für wenige Staaten, wie für die preußischen, Hoffnung gefaßt werden auf eine bevorstehende Minderung der Staatsschulden und der für sie den Gewerben aufgelegten Lasten *).

*) Es stehet dagegen aber für andere Staaten, wo die Schulden eher vermehrt als getilgt werden, zu fürchten, daß vornehmlich

13) Der Ueberschuß von Kapitalien, der jetzt den Zinsfuß senkt, hat sein Entstehen nicht in der Schuldentilgung, sondern in der Schuldenvermehrung, und in dem allgemein herrschend gewordenem Verlangen nach Effekten, die so bequem zu Zahlungsleistungen benutzbar, als eine sichere und prompte Zinsenerhebung gewährend, sind, und jetzt in den neuern Staatspapieren geschaffen werden; so wie auch in dem großen Vortheile, welcher für die ersten Erwerber dieser Papiere und für die ihnen folgenden Akquirenten aus dem allmähligen Steigen des Kourses der Staatspapiere erwächst *).

Das steigende Verlangen nach Staatspapieren wird von den Staatsverwaltern, nach dem Rathe der immer erfahrener und schlauer werdenden Geldgeschäftsmänner, auf das Sorgfältigste durch das Schaffen neuer, zwar nur geringe Zinsen gewährender, aber auch verhältnißmäßig wohlfeil zu erlangender Staatspapiere gepflegt, und es tritt dahinzu auch noch der Umstand, daß in neuen Darlehns-

---

da, wo untilgbare Staatsschulden, und aus diesen her ein Reichthumsgenuß Statt hat, für dessen Gewährung das Volk unaufhörlich schwere Steuern tragen soll, dieses Volk mit Verdruß und Haß gegen Diejenigen in rascher Zunahme erfüllt werden wird, die ihre Renten aus seinen Steuern ziehen. Dieses Umstandes wird hier nur allein deßwegen gedacht, weil in vornehmlicher Berücksichtigung seiner es gewünscht werden muß: daß nicht auch bei uns Preußen die Geldmärkte mit fremden Staatspapieren erfüllt zu finden seyn möchten; sondern daß man sich ihrer nur für den mit dem Auslande zu treibenden Waarenhandel bedienen möchte.

*) Auch die Zins-Koupons gehören jetzt zu den zinslos kursirenden Papieren, und sie thun dem Staate an dem Nutzen Abbruch, welcher demselben ausschließlich aus den zinslos umlaufenden Effekten zufließen sollte.

summen an der Stelle des baaren Geldes theils gute Effekten nach ihrem Kourse, und theils solche Effekten angenommen werden, welche bereits Kredit und Kauflust verloren haben.

Auf diese Weise, und durch das Ausbleiben der Zinsenzahlungen für Privat-Darlehne, so wie durch die Beschwerlichkeit und Kostbarkeit gerichtlicher Geltendmachung hypothekarischer Forderungen, ist es dahin gekommen, daß es bei dem solchergestalt ganz unausbleiblich gewordenen Verschwinden aller Neigung zum Geldanlegen und Darleihen zu guten Unternehmungen und auf Hypotheken der Schein entstanden ist, als wären mehr Kapitalien wie Gelegenheit zu deren guten und sicheren Anlegung vorhanden; ja! es bringt die fortwährend bestehende Neigung der meisten Staatsverwaltungen zu neuen Anleihen, diese Staatsverwaltungen dahin, daß sie in den Geldbesitzern den Wunsch, aus Staatspapieren Geldertrag und Gewinn zu ziehen, möglichst nähren, und daß sie dieses Behufs, nicht bloß das schon gedachte Mittel wohlfeiler Ausbietung gering verzinslicher Papiere anwenden, so wie auch gleichen Behufs die Bestimmung einer langen Dauer der Anleihe treffen, und endlich auch noch, nicht nur Antheil nehmen an den Börsenspielen, sondern daß sie sogar auch noch das große Reizmittel der Prämien-Verloosungen anwenden, um, zur Erlangung ihrer Anleihen, das Geld und die gut geltenden Zahlungsmittel in möglichster Menge dem Gewerbsbetriebe zu entziehen.

14) Regierungen, welche, wie die preußische, die Landesschulden nur für den Zweck der Erleichterung und Kräftigung des Volks tilgen, und welche nicht genöthigt sind,

Statt

Statt der getilgten, neue Anleihen zu machen und dadurch die Staatsschuld zu vergrößern, werden fernerhin nicht mehr durch Nährung des Papierhandels dem Gewerbverkehr die Kapitalien entziehen; sondern sie werden gegentheils keine Gelegenheit unbenutzt lassen, um die Kapitalien nicht dem verderblichen und keine neue Werthe schaffenden Papierhandel, sondern Statt dessen dem Gewerbbetriebe zuzuführen!

15) Sollte über diese Veränderung im gebräuchlich gewordenen Geldanlegen, der Zinsfuß im so verwalteten Lande sich heben, und sollte daneben der Kours der nur geringe Zinsen tragenden Effekten sinken: so würden die Regierungs-Verwaltungen sich dessen nur zu freuen haben, und zwar deßwegen, weil sie darin einen Beweis von einem ihrem Staate zu gut gekommenen Steigen der Erwerblichkeit zu erkennen haben würden, dessen Ruhm nicht in Vergleichung zu stellen wäre mit dem eiteln Ruhm einer grossen Füllung des Geldmarktes mit den Papieren auch der entferntesten und kreditlosesten Staaten, und mit derjenigen Steigerung des Effekten-Kourses, welche nicht sowohl in der Kredit-Befestigung, als im Sinken der Erwerblichkeit und des davon abhängigen Zinsfußes, ihren Grund hat, dieserwegen aber nur zu betrauern ist. Auch dem Gelde, wie jedem Besitzthume, muß ein seiner Benutzbarkeit angemessener Ertrag ohne Unterbrechung verbleiben, wenn nicht der Theil der Bürger eines Staats der Verarmung Preis gegeben werden soll, welcher aus dieser Besitzthumsgattung leben, und durch seinen Lebensgenuß wiederum viele Andere in guter Nahrung erhalten helfen, und da, wo es Noth thut, das Verkehr mit Geldkraft unterstützen muß.

16) So wie dem Getreide und den Fabrikwaaren ein billiger Preis nicht fehlen darf, so gebührt dieser auch dem Gelde; und wenn gleich es eine schwere Aufgabe für die Landes-Regierungen ist, einen billigen Preis allen benutzbaren Gegenständen zu erhalten, und obgleich es noch viel schwieriger seyn wird, die bereits lohnlos gewordenen Preise wiederum lohnend zu machen: so muß dennoch nach Erreichung dieses Ziels gestrebt, und die Hoffnung nicht aufgegeben werden, daß sich noch Mittel und Wege dazu auffinden lassen werden. Jedweder, in welchem Ideen hierzu aufsteigen, die, nach fleißigster Ueberlegung aller Schwierigkeiten, ihm dennoch benutzbar zu bleiben scheinen, muß bei dem hohen Interesse, welches für den Staat ein solcher Plan hat, aller Besorgnisse vor der Möglichkeit eines Irrthums — in den verfallen zu seyn ihm von Anderen nachgewiesen werden könnte — sich entschlagen. Selbst leidenschaftliche Angriffe seines Planes muß ein Solcher nicht scheuen, sondern dreist damit hervortreten.

17) In dem Maße, als die Gewerbe (zu welchen der Landbau, die Viehzucht und die Viehmastung, eben so gut als der Handwerksbetrieb, die Fabriken, die Waaren-Transporte und der Handel gehören, wozu aber nicht das, was Glücksspiel genannt werden kann, und also auch nicht der Effekten-Handel, zu zählen ist) durch die erforderlichen Geldmittel unterstützt, in lebendigeren Betrieb gebracht, und zu reichlicherem Ertrage verholfen werden; in eben diesem Maße wird dann auch der Zinsfuß steigen. Es sind also die Kapitalisten auf das Höchste dabei interessirt, daß — zur Hinleitung des Geldes in die dadurch zum Wohle des

Ganzen zu belebenden Gewerbe — durch die Landes-Regierungen dem Gelde, wo möglich, diejenige Sicherheit vermittelt werde, ohne welche auch bei großen Zinsenverheissungen kein verständiger und bedachtsamer Mensch sein Geld zum Gewerbsbetriebe hingeben kann.

18) Was in dieser Sicherheitsbeschaffung für Darlehne, die zum Gewerbbetriebe gewährt werden, sich leisten läßt, das hat sich bereits im preußischen Staate an den Erfahrungen gezeigt, welche durch die errichteten ritterschaftlichen Kredit-Anstalten seit 60 Jahren gemacht worden sind. Es ist aber auch eben in dieser Erfahrung unzweifelhaft klar geworden, daß ohne Einrichtung eines zureichend zu speisenden Schuldentilgungs-Fonds, und ohne Beschaffung besserer Mittel zur Einziehung der Pfandbriefs-Zinsen, als sie bisher in den gebräuchlich gewesenen ruinirenden exekutivischen Beitreibungen, Sequestrationen und Administrationen in Gebrauch gestanden haben, am wenigsten dann diese Kredit-Anstalten aufrecht zu erhalten seyn würden, wenn dem Kredit auf Landgüter eine etwas weitere Ausdehnung gegeben, und neue Kredit-Anstalten für bedeutende städtische und andere von der Theilnahme an den landschaftlichen Kredit-Anstalten ausgeschlossene Besitzungen, ja sogar auch wohl für bedeutende und solide Fabrik-Anlagen, für wichtige mechanische Apparate und Mühlwerke, und selbst für Waarenlager, für Kanal-Grabungen, Chaussee-Bauten, Eisenbahnanlagen und für andre dergleichen durch Vereine zu treibende Werke, eingerichtet werden sollten. Auch leidet es keinen Zweifel, daß dann, wenn diese Kredit-Vermittelung in einer der Natur jedes zu treibenden Werkes ganz angemessenen Art Statt fände, das so unter-

ſtützte Land alle andre nicht ſo hülfreich regierte Länder in Betriebſamkeit weit überflügeln würde; und es muß deßhalb gewünſcht werden, daß im preußiſchen Staate, wo ſchon mehr, als ſonſt wo, für die Förderung der Erwerblichkeit geſchehen iſt, auch allen Gewerbsbetrieben von Bedeutung derjenige Kredit vermittelt würde, welcher durch gut organiſirte Vereine ſich ſchaffen läßt; indem ſie den guten Betrieb und den darin ſichergeſtellten Ertrag der Unternehmungen in Aufſicht nehmen, und die prompte Zinſen-Entrichtung eben ſo vermitteln müßten, als ſolches jetzt die Landſchaftlichen Kredit-Anſtalten in Betreff der bepfandbrieften Güter thun.

19) Ganz ohne Zweifel iſt, nach und nach, und raſcher als es ſonſt geſchehen ſeyn würde, durch die in anderer Art und zunächſt ſehr unglücklich ausgefallene Kontinental-Sperre Napoleons die Werkthätigkeit und das Bereitungsgeſchick auf dem europäiſchen Kontinente ſo allgemein verſtärkt, erhöhet und verbreitet worden, daß England nicht mehr, ſo wie früher, es vermag, für das europäiſche Kontinent zu arbeiten, und in dieſem Arbeitsbetriebe nicht bloß das Geld und die werthvollſten rohen Materialien und Natur-Produkte des Kontinents an ſich zu ziehen, ſondern auch die Ueberzahl der in ihm beſitzlos lebenden, und bloß durch körperliche Kraftverwendung ſich nährenden Menſchen zu beſchäftigen; denn, wenn auch die vollkommenſten Maſchinen, und die aus den viel und leicht in England zu gewinnenden Steinkohlen zu entwickelnden Hitzkräfte, Englands Fabrikaten einen hohen Grad von Gleich- und Regelmäßigkeit geben, und dabei das Erſparen vieler theueren Hände vermitteln; ſo wird doch auch auf dem Kontinente

von diesen Maschinen und von der Kraft der Dampfentwickelung Gebrauch gemacht. Auch werden in England durch Verwehrung des freien Eingangs der wohlfeileren Nahrungsmittel und der wohlfeileren Wolle des Kontinents, die dortigen Fabrikate für den auf dem Kontinente zu findenden Absatz zu kostbar.

20) Durch das Hingeben großer Waarenlager in ein Lotto-Spiel, welches den Gewinnern die Waaren beinahe kostenlos zuwirft, und durch das sehr oft nothwendig gewordene Räumen der gewaltig großen Waarenlager, welches forcirter Fabrikations-Betrieb sehr oft erzwingt, sind aus England her auf unserm Festlande Verkäufe bewirkt worden, welche den Kosten keine Deckung schaffen konnten; und es sind dadurch zwar für den Moment, auf den mit solchen Waaren überschwemmten Messen des Kontinents die Preise verdorben, dennoch aber sind dadurch die Fabriken des Kontinents nicht in Stillstand gebracht worden; sondern es hat dieser Waarenzudrang die Fabrikanten nur zur Stellung der billigsten Preise eben so vermocht, als der sonst Statt gehabte größere Werth der fremden Waaren zur Vervollkommnung der eigenen Landes-Fabrikate gewirkt hat. Auch ist allgemein der Zufluß fremder Waaren deßwegen nicht zu fürchten, weil die Kosten der Transporte und die Beschädigungen und Gefahren, welche die Transporte erzeugen, einerseits, und die Vortheile deßjenigen Verkaufs von Waaren, der in der Heimath ihrer Verfertigung, unmittelbar an den Konsumenten Statt hat, andererseits schützender auf den Gewerbbetrieb eines jeden Ortes und einer Gegend wirken, als solches zu der Zeit bemerkbar werden konnte, wo die Kaufleute — vor Ein-

tritt der jetzt Statt habenden großen Konkurrenz der Feilbieter — es vermochten, an jedem Verkaufe so bedeutenden Vortheil zu machen, daß es dabei minder als jetzt auf die möglichste Herabsetzung der Preise ankam. Es wird aber gerade die aus dem eigenen inländischen Verkaufsgedränge entstehende Verminderung desjenigen Vortheils, der sonst in den höheren Preisen viel besser als jetzt zu machen stand, und für den nur in der Menge des Absatzes Ersatz zu finden ist, irrig der Konkurrenz fremder Waaren zugeschrieben.

21) England wird auch jetzt minder durch den Mangel des Absatzes seiner vielen Fabrikate gedrückt, als einerseits durch das Mißverhältniß, welches dort in der Vertheilung der Kräfte auf die damit zu fertigenden Waaren und damit zu verrichtenden Arbeiten bestehet, und andererseits durch das Uebermaß einer besitzlosen Volksmenge, welche, bei Statt gehabtem Begehr des Auslandes nach englischen Waaren, sich dort in eben der Zeit vermehrt hat, wo die Landesschulden und durch diese die Abgaben des Landes, welche dort besonders die Armuth tragen muß, gar sehr vermehrt wurden.

Was dagegen den Absatz seiner Fabrikwaaren betrifft: so ist dem glücklichst gelegenen, und in dieser glücklichen Lage höchst wohlhabend, kräftig und vielleistend gewordenem England der Fabrik-Waarenabsatz auf allen Küsten der Weltmeere viel besser erreich- und benutzbar, als anderen Ländern; und es verbreitet sich die Zivilisation auf allen diesen Küsten der fernsten Weltgegenden, und von diesen Küsten aus tief in diese Länder eindringend, überall rascher, als bisher; und mit der Zivilisation wird eines Theils die Gewöhnung am Genusse und Gebrauche des Besseren und

Vollkommneren, und andererseits die Thätigkeit für das Gewinnen der von Europa her in Nachfrage kommenden dortigen Natur-Produkte und Naturschätze so sehr gefördert, daß dadurch England mehr als den Abbruch ersetzt erhalten wird, welchen sein Fabrik-Waarenabsatz auf den europäischen Märkten jetzt unabhelflich erleidet. Ja es würde England in den fernen Welttheilen vortheilhafter seine Fabrikate absetzen, wenn nicht die Fülle seiner Kapitalien seine Fabrikanten und Kaufleute zur Ueberfüllung ihrer Waarenläger verleitet hätte, und wenn nicht jetzt aus diesen übervollen Waarenlägern eine zu drängende Feilbietung auf den fernen Märkten und bei eintretenden Bankerotten oder, zu deren Vermeidung, Auktions-Verkäufe da Statt fänden, wo es an Begehr fehlt, wodurch die Preise auch der Fabrikwaaren lohnlos gemacht werden.

22) Möchten aus dem Beispiele her, welches hierin jetzt England gewährt, auf dem europäischen Kontinente — freier von derjenigen Verblendung, welche die überall kurzsichtig machende Gewinnsucht erzeugt — die Gefahren bedacht werden, die mit dem Bestreben, für das Ausland zu arbeiten, und aus dem Lohne für die dem Auslande gefertigte Arbeit zu leben, auf den eigenen Staat gezogen werden: so würden nicht fortwährend auch diejenigen Länder, deren Lage die Erreichung der fernsten Seeküsten zu schwierig macht, dahin streben, auf Plätzen, die ihnen auch zu fremd sind und ihnen zu fremd bleiben werden, Absatz von Fabrik-Waaren zu erlangen, deren überflüssige Anfertigung alle nur nach auswärtigen Absatz strebenden Staaten mit der Zeit in eben die Verlegenheit bringen muß, welche inzwischen das Verschwinden des Fabrik-Waarenabsaz-

zes auf dem europäischen Kontinente für England erzeugt hat.

Verlegenheiten, welche die Länder des europäischen Kontinents demnächst ungleich schwerer empfinden werden, als England selbige empfinden kann, welches sich durch den entfernt zu suchenden Absatz viel eher und besser Hülfe zu schaffen vermag, als die meisten Länder des Kontinents!

23) Am besten muß dasjenige Land sich befinden, dessen Regierung in der Leitung der inneren Werkthätigkeit völlig der Erkenntniß des nachfolgenden Satzes getreu bleiben wird: das innere Wohlseyn eines Staats hängt einerseits von dem Gleichgewichte ab, welches obwalten muß in der Kraft-Verwendung oder Thätigkeit zum Bedarf, als welcher allein aus dem Statt habenden Begehr richtig zu beurtheilen ist; und andererseits von der Ausdehnung, nicht bloß des gewöhnlichen Schulunterrichts, sondern mehr noch von der Verbreitung und Pflegung gut benutzbarer technischer Kenntnisse. Denn diese Kenntnißverbreitung muß die Ueberzahl der durch Besitzlosigkeit elenden Tagelöhner mindern, welche nur von Verwendung roher Körperkraft leben, und welche in ihrer Anzahl durch gute Maschinen und durch Benutzung der Dampfkraft täglich mehr auffer Begehr kommen; auch wird dabei nicht unerkannt gelassen werden dürfen, daß nur durch ein schwer erlangbares und noch schwerer festzuhaltendes Uebergewicht im Besitze und Gebrauche guter Maschinen und jener guten technischen Kenntnisse, den inländischen Fabrikaten der Begehr des Auslandes zu sichern ist.

Nur da, wo das eben gedachte Gleichgewicht in der

Vertheilung der Hände auf alle Arten der damit zu verrichtenden Arbeiten, und das dem jetzigen Grade des Kunstfleißes angemessene Geschick fehlt, deßhalb aber die Anzahl roher ungeschickter, von keinerlei nützendem Besitzthum unterstützten Hände zu groß ist, nur da wird Nahrlosigkeit bemerkbar werden, welche dann irrig für die Wirkung der Uebervölkerung gehalten wird.

24) Wenn hingegen die mit einander im gesellschaftlichen Vereine lebenden Menschen ihre Kräfte in einer angemessenen, das ist in einer solchen Vertheilung verwenden, die allen Bedürfnissen und Wünschen Befriedigung schaffen, und dann alle arbeitende Hände beschäftigen kann: so haben Alle Erwerb, und es kommt dann zu ihrem Wohlseyn nur darauf an: ob unter dem Himmelstriche des von ihnen bewohnten Landes, und nach der Beschaffenheit ihres Grundes und Bodens, die Natur dasjenige, dessen sie bedürfen, gewährt.

25) Da, wo in dieser Weise die Natur dem Menschen sein Bestehen möglich gemacht hat, da muß, unter obiger Bedingung, mit der Größe der gut regierten Bevölkerung das Wohlseyn des Volks sich deßhalb stets mehren, weil die Menschen, je schneller und je leichter sie sich mittheilen, und in ihrer gegenseitigen Hülfsleistung sich erreichen können, auch um so besser und vollständiger ihren Bedürfnissen und Wünschen Genüge leisten werden. Diese Bedürfnisse und Wünsche scheinen mit der Zivilisation und der Bevölkerung in unabsehbarer Ausdehnung steigen zu können; und es werden die Menschen, je nachdem sie von der Vernunft und von dem im Gemüthe wohnenden Gefühle für das Gute, Schöne und Edele ge-

leitet werden, durch die Freuden dieser Befriedigung zu höherem Streben und zu größerem Werthe sich erhoben fühlen. Die Pflegung wahrer Bedürfnisse, und das Befriedigen untadelhafter Wünsche ist deßwegen eine zweifache Pflicht der Staats-Verwaltungen!

26) Beim Ueberdenken der jetzigen Lage Englands, müssen die Einwohner solcher Staaten ihr Schicksal preisen, deren Verwaltungen stets auf ein weises Ersparen Bedacht genommen haben, welches darüber zur guten Gewohnheit geworden zu seyn pflegt, und davor schützt, daß die Schulden eines solchen Landes nicht untilgbar geworden sind, sondern in gesicherter Ordnung nach und nach berichtigt werden können.

27) Wenn aber solche Staaten ganz wohlhabend und des höchsten Glücks dadurch fähig werden sollen: so muß in ihnen auch keine Neigung zur Völlerei und zum Müssiggange, sondern eine kluge Beschränkung im Verzehren (wodurch nicht bloß Gesundheit und Kraft, sondern auch Umsicht, Thätigkeit und Geschicklichkeit gewinnen) und ein vernünftiges Schonen im Gebrauche aller Dinge Statt haben. Dieses ist aber nicht allen Völkern eigen, und ist eine höchst schätzbare besondere Eigenthümlichkeit der Franzosen.

28) Nur aus demjenigen, was erübrigt wird, entstehen ertraggewährende Kapitalien, oder das Stammvermögen, welches in dem Maße schätzbar wird, als die Besitzgegenstände, aus welchen dieses Stammvermögen besteht, eine ausdauernde Benutzbarkeit haben, und in derselben erhöhet werden können.

29) Die benutzbaren Besitzthümer bestehen aber nur

zu einem sehr kleinen Theile in baarem Gelde, und in solchen edlen Metallen, aus welchen gutes Geld geprägt wird. Bei weitem größer ist dagegen der Theil der benutzbaren Besitzthümer, welcher aus Grund und Boden, aus Gebäuden, aus Maschinen und Geräthen, aus Vieh, aus einträglichen Anlagen, wie es Chausseen, Kanäle, Eisenbahnen, Schleusen, Brücken u. s. w. sind, ja auch, und zwar höchst bedeutend, aus Kräften und Talenten, und sogar auch, nach Maßgabe der Höhe, bis zu welcher das geistige und gemüthliche Leben in einem Volke gestiegen ist, aus der Naturgabe, welche Genie genannt zu werden verdient, und welche Wenige vor Vielen erhebt.

Es ist nämlich auch dieser zuletzt gedachte Besitzgegenstand dann, wenn er seinen Besitzer nicht zum Thoren macht, vom höchsten Werthe, und macht, so wie Alles, was ausgebildetes Talent oder Geschicklichkeit genannt werden kann, ein Stammvermögen oder Kapital derjenigen aus, welche das Glück haben, diese Naturgaben zu besitzen.

30) Für den Handelsverkehr können jedoch nur diejenigen Besitzgegenstände benutzt werden, welche veräußerlich und in dieser Eigenschaft fähig sind, Anderen zur Benutzung abgetreten, oder auch nur einstweilen ihnen überlassen zu werden; und unter den veräußerlichen Besitzgegenständen sind nur diejenigen im Verkehre zur Befriedigung von Geldforderungen benutzbar, deren Ertragsfähigkeit von zureichender Dauer, und deren gute Verkäuflichkeit nicht zweifelhaft ist; und es giebt gerade dieser Besitzgegenstände sehr viele.

31) Die Anweisungen auf den Ertrag veräußerlicher Besitzgegenstände sind noch bequemer, besser sicherzustellen

und leichter zu versenden, als edle Metalle und Geld; denn dieses ist nicht nur im Nachzählen der einzelnen Stücke, und im Prüfen ihres Gehalts, wie im Transportiren und Aufzählen beim Ueberliefern, beschwerlicher, so wie auch manchen Gefahren mehr, als die vorgedachten Anweisungen ausgesetzt; sondern es ist auch das baare Geld und edle Metall in seinem Werthe stets wechselnd von der Menge, in der es vorhanden ist, oder fehlt, und von dem Begehr abhängig, welchen sein unbeständiger und durch die Geldeffekten sehr beeinträchtigter Bedarf erzeugt.

32) Es ist daher die Vermehrung, so wie die Wertherhöhung derjenigen benutzbaren Besitzthümer, auf deren Ertrag sich mit Sicherheit Anweisungen ertheilen lassen, und die Vermittelung des Umlaufs dieser Anweisungen mehr noch werth, als das Herbeiziehen oder die Gewinnung edler Metalle und des daraus geprägten Geldes; so daß auch dasjenige Land sehr reich und wohlhabend seyn oder werden kann, dessen Boden keine edle Metalle enthält, oder dessen Bewohner diese edle Metalle im Boden mit gutem Bedachte deßhalb ruhen lassen, weil ihr Reichthum an anderen werthvollen Besitzthümern, und das ausländische Begehr nach den von ihnen gezogenen Früchten und gefertigten Waaren ihnen es möglich macht, dafür wohlfeiler als durch eigenen Bergbau so viel edle Metalle einzutauschen, als sie zu besitzen wünschen. Daher kann denn auch dasjenige Land für ausgezeichnet wohlhabend und reich gehalten werden, welches durch künstliche, aber solide Zahlungsmittel sich möglichst vom Metall-Gelde unabhängig gemacht hat, wenn es nämlich so gut gelegen als volkreich, kunstfleißig, gebildet und betriebsam ist.

33) Dieses einfache Verhältniß wird, so klar erkenntlich es für Jedermann am Tage liegt, nur deßwegen zu oft, und, man kann sagen, gewöhnlich übersehen, weil das sich eingeschlichene vorgedachte Mißverständniß in der Vertheilung der Hände, die durch Arbeit dem Handel Vorräthe von Waaren aller Art schaffen, Erwerblosigkeit erzeugt hat, und diese deßhalb ein nur auf Geld gerichtetes Geschrei hervorbringt, weil Geld das allgemeine Kaufmittel, und zugleich auch der Maßstab für die Werthangabe aller Dinge geworden ist. Weit ruhiger und besonnener würden die Menschen, für sich und Andere sorgend, längst gehandelt haben, wenn sie nicht in der zuletzt gedachten Veranlassung vergessen hätten, daß der bei weitem größte und schätzbarste Reichthum, und dasjenige Stammvermögen, welches den größten Ertrag gewährt — und welches deßhalb so viel Geld erlangbar macht, als nur immer gebraucht und gewünscht werden mag — im fruchtbaren Grund und Boden, in guten Gebäuden und Anlagen, in Maschinen und Geräthen, in geschickten Händen, in gut ausgebildeten Talenten und im Genie, diesem schöpferisch wirkenden Geiste, bestehet; daß also die ängstliche, alles Nöthige in Vergessenheit bringende Sorge um Geld, eine sehr untergeordnete seyn sollte; und daß diese Sorge meistens schon dadurch beseitigt werden kann, wenn Anweisungen auf sichere und für unvergänglich zu haltende Erträge, zu Mitteln der Abfindung aller, im Verkehr entstehenden Anforderungen gemacht, und als solche in einem lebendigen, möglichst erleichterten und gesicherten Umlauf gebracht werden.

Dem schon Gesagten mag nun auch noch schließlich etwas über

„Schuldentilgungs-Fonds"

folgen, welche eben so enthusiastisch gerühmt, als dem Scheine nach allgemein und mit Recht angegriffen, und sogar für durchaus verwerflich erklärt worden sind.

---

Das Schaffen eines besonderen Fonds zur Tilgung von Staats-Schulden, wie ein solcher zuerst i. J. 1716, auf Vorschlag von Sir Robert Walpole, in England

aus Ueberschüssen an Staats-Einkünften

angeordnet ward, und wie, auf Empfehlung des Doktor Price, i. J. 1786 der Minister Pitt

aus der jährlich vom Parliamente bewilligten Einen Million Pfund Sterling, sammt der Benutzung ihrer Zinsen und Zinseszinsen,

ihn errichtete, ist sowohl in England durch Doktor Hamilton in einer Zahlenberechnung, wie auch bei uns in Preussen durch den Regierungs-Baurath Crone zu Stettin, durch algebraische Formeln als zweckwidrig dargethan worden; es kann jedoch, wie solches auch im März-Hefte der Neuen Monatsschrift für Deutschland, Seite 288, aus der Hamiltonschen Demonstration ausdrücklich gesagt worden ist, dieser Tadel als nur dahin gerichtet verstanden werden:

„daß allein durch Verwendung des nach Bestreitung der Staats-Ausgaben verbleibenden Ueberschusses, aber nicht aus der Benutzung eines zu schaffenden eigenen

Fonds, die Staats-Schulden zu tilgen gesucht werden müßten."

Nun könnte es Manchem auffallen, daß das Anlegen von Sparkassen, und das Sammeln und weitere Benutzen eines Tilgungs-Prozents bei den landschaftlichen Kredit-Anstalten, als etwas Gutes gelobt werden könne, während die Anlegung besonderer Schuldentilgungs-Fonds durch die Staats-Verwaltungen entschieden getadelt und als eine bloße Verirrung dargestellt würde. Es scheint daher nöthig: obige Forderung der allein rathsamen Schuldentilgungsart, als übereinstimmend mit dem Tadel der Anlegung besonderer Staats-Schuldentilgungs-Fonds zureichend ausführlich darzustellen.

Nur als mit entbehrlichen Kosten verbunden, aber nicht als in sich selbst Schaden erzeugend, ist das Anlegen von Tilgungs-Fonds allgemein zu tadeln; und es kann selbst dann das Schaffen eines Tilgungs-Fonds nicht getadelt werden, wenn Gelder dazu angeliehen, und deren Zinsen stets wieder zu weiterer Benutzung in die angelegten Tilgungs-Fonds gezogen werden; vielmehr muß die Anlegung solcher Tilgungs-Fonds in dem Falle gelobt oder gut gefunden werden:

wenn diesen Tilgungs-Fonds eine Verwendung zugewiesen werden kann, die nutzbarer und also einträglicher ist, als das zu seiner Aufstellung angeliehene Geld kostbar geworden ist.

Ein Beispiel wird die Richtigkeit dieser Behauptung am klarsten nachweisen:

Hätte eine Landes-Regierung die Einrichtung getroffen, daß alle gerichtliche Depositа und alles baare Ver-

mögen der Minderjährigen oder Blödsinnigen, oder vielleicht auch der geistlichen Stiftungen, unter Gewährung einer unerschütterlichen Sicherheit für alle diese Gelder, gegen nur geringe Zinsen von etwa 2, 2½ bis 3 Prozent, einem von ihr geschaffenem Geld-Institute überliefert werden müßten; genösse zugleich dieses Institut so großen Kredit, daß ihm sogar viele Privat-Gelder gegen 3 oder 3⅓ Prozent Zinsen freiwillig überbracht würden; und verstände dabei dieses Geld-Institut das so empfangene Geld anzuwenden, um damit Pfandbarlehnsgeschäfte, unter behutsamer Bedingung kurzer Fristen, mit Vorsicht und Gewinn zu treiben, und ließe sich dieses Institut, für die gewährten Pfandbarlehne, respekt. nach Beschaffenheit der Gegenstände volle 4, 5 ja auch 6 Prozent Zinsen zahlen: so ist es klar, daß diese Gelddarleihung auf Pfänder mehr Ertrag schaffen würde, als die Anleihe Kosten erzeugt hätte; und es könnten dann, aus dem so entstandenen Ueberfluß, sehr rasch Kapitale gesammelt werden, aus welchen die überliefert erhaltenen Gelder sich würden zurückzahlen lassen, wenn es nicht für noch vortheilhafter gehalten werden müßte, mit den immer stärker zufließenden Depositen das gedachte Geschäft in größerer Ausdehnung fortzusetzen.

Auch würde sich ein Gleiches aus dem Gewinnste einer über den ganzen Staat verbreiteten Zettel-Bank leisten lassen, in welcher sich alle Geldgeschäfte des Landes durchkreuzen würden.

Auch eine jede Korporation oder Stiftung könnte, gleich einem Privat-Manne oder einem Aktien-Vereine, mit geliehenem Gelde vortheilhafte Geschäfte machen, und aus dem Gewinnste das dazu geliehene Geld abzahlen, es wird aber

schwer

schwer seyn, für Korporationen und Stiftungen Unternehmungen zu finden, die ganz unzweifelhaft sicher ihnen so einträglich wären, daß, nach Bestreitung der Kosten der Anleihe und der Verwaltung des Fonds, noch ein bedeutender Ueberschuß zum Entstehen einer Kapitals-Ansammlung verbleiben sollte. Privat-Leute können in dieser Art viel leichter etwas erwerben, wie sich solches Jedermann in tausend Beispielen, als aus höchst geringem Vermögen und nicht selten auch ohne alle reelle Mittel, also einzig durch Kredit, erlangbar gezeigt hat.

Wie wenig aber Staats-Verwaltungen dazu geeignet sind, Erwerb zu machen in Unternehmungen, welche sie unter ängstlicher Aufsicht verwalten lassen: das haben die unter Preußens großem Friedrich errichteten Handels-Institute gezeigt, die nur durch ausschließliche Berechtigungen zu Vortheilserwerbungen verholfen werden konnten; und dennoch nicht so viel erworben haben, daß daraus die nie von ihnen geforderte, ganz gewöhnliche Verzinsung des Anlage- und Betriebs-Kapitals hätte gedeckt werden können.

Deposital-, Leih- und Zettel-Banken sind Anlagen, die kein Privat-Mann mit solchem Vortheil, als der Staat, betreiben kann; und es ist ganz unmöglich dem Geldgeschäftsbetriebe von Privat-Unternehmern diejenige öffentliche Sicherheit zu schaffen, welche, bei tadellos, mit zureichender Vor- und Umsicht angelegten Staats-Bank-Instituten sich durch diese schaffen läßt.

Mit dem Postwesen und den Chaussee- und Kanal-Anlegungen und Unterhaltungen verhält es sich ähnlich; doch muß in deren Benutzung die Staats-Verwaltung sich

eben so, wie zur Benutzung ihrer unveräußerlichen Domainen, der Verpachtung bedienen.

Als allgemeine Erfahrungsregel kann aber der Satz aufgestellt werden:

daß alle andere Staats-Benutzungs-Institute mit Verlusten an dem gewöhnlichen Zinsenertrage des ihnen übergebenen Anlage- und Betriebs-Kapitals werden verwaltet werden, und daß es dergleichen Staats-Instituten noch weniger, und nie ohne Beeinträchtigung des bürgerlichen Gewerbbetriebs, gelingen werde, neben den Zinsen einer angeliehenen Summe, auch noch die bedeutend großen Kosten einer Staats-Anleihe wieder zu gewinnen, welche akkordmäßig die Darlehnsvermittler und Gewährer ziehen, und welche zu bestehen pflegen:

a) aus dem zur Deckung des Kours-Verlustes bedungenem Auszahlungsabzuge an der verschriebenen Kapital-Schuld;

b) aus bedungenen Verzinsungen und Tilgungs-Provisionen; und

c) aus dem Geld-Kours-Verluste, auf welchen spekulirend der Darlehnsvermittler die Geldsorte des Darlehns, und diejenige der Rückzahlung dann bestimmt haben wird, wenn hierzu die Kours-Verhältnisse und diejenigen seines Darlehns Gelegenheit bieten.

Ein Erstaunen erregend großer, aber leider mehr zu bejammernder als zu belachender Irrthum ist es also, welcher derer sich bemächtigt hat, die da behauptet haben, und zum Theil fortwährend behaupten:

es sei möglich, aus den Zinsen, welche Partial-Obli

gationen eines großen und zu diesem Zwecke, über den eigentlichen Geldbedarf erweiterten Anlehns gewähren, und aus den Zinsen dieser stets wieder benutzbar zu machenden Zinsen, mehr als nur einen Theil der Kosten des Anlehns, nämlich, so viel zu ziehen, daß daraus alle Kosten gedeckt, und sogar noch mit dem Vortheilsüberschuß die Schuld getilgt werden könne.

Hierauf beschränkt sich jedoch der gerechte Tadel der in diesem Irrthume angelegten Schuldentilgungen noch nicht; denn er muß noch auf die ganzen Kosten, auch derjenigen Schuldentilgungsanstalten ausgedehnt werden, welche aus neu beschafften Einnahmen oder durch Ausgabeersparnisse gespeiset werden. Diese Ausdehnung des, gegen die Staats-Schuldentilgungs-Fonds zu richtenden Tadels gründet sich darauf, daß die Kosten der Einrichtung und Verwaltung der besonderen Staats-Schuldentilgungsanstalten ganz entbehrlich sind. Es darf nämlich nur dafür gesorgt werden, daß jene Einnahme-Erhöhung, oder jene zu bewirkenden Ersparnisse, aus welchen die Schuld getilgt werden soll, stets ungesäumt von der sie empfangenden Kasse zum Rückkauf, oder, wenn dieses nicht möglich ist, zur Einlösung der verzinslichen Staats-Schuld verwendet werde. Geschiehet dieses durch die Kassen, welche die zur Schuldentilgung bestimmten Mehreinnahmen und Ersparnisse zuerst empfangen: so wird dem Staate so viel und eigentlich mehr noch erspart, als der besonders verwaltete Tilgungs-Fonds sammeln, oder, wie Mancher es uneigentlich nennen wird, gewinnen kann; denn durch das Tilgungs-Institut wird die zinsbare Anlegung in den einzukaufenden oder zur Selbstbenutzung einzulösenden Partial-Obligationen stets später

als in jener unmittelbaren Weise erfolgen; und wenn die vom Tilgungs-Institute angekauften oder eingelöseten Partial-Obligationen zur Zinseneinziehung unkassirt im Bestande behalten werden: so ziehet der Banquier, welcher die Anleihe vermittelt hat, die im Akkorde ihm ausgemachte Verzinsungs-Provision auch noch für diejenige Summe, die schon getilgt seyn könnte.

Es wird jedoch leider! überall die Erfahrung gemacht werden, daß der Wunsch, auf Staats-Unkosten angestellt zu werden, und einen eigenen Wirkungskreis zu erhalten, dem Nachdenken Abbruch thut, welches der möglichsten Wahrnehmung und Förderung des Staats-Interesse stets gewidmet seyn sollte; und es verleitet zu dieser Pflichtvergessenheit der im höchsten Leichtsinn beinahe ganz allgemein angenommene Trost, daß für Millionen Menschen dasjenige etwas Nichtsbedeutendes sei, was zur Versorgung Einzelner erfordert werde. Ja, es nimmt diese leichtsinnige Pflichtvergessenheit besonders da, wo er am gefährlichsten wirkt, am meisten zu, nämlich bei denen, welche wissen, wie hohe Abgaben dem Volke da auferlegt werden können, wo dasselbe nicht so, wie in vielen Staaten, von der Last der öffentlichen Schulden gedrückt wird, und wo der Genuß der Renten aus Staats-Papieren noch nicht zu Viele in Unthätigkeit versetzt hat, die dann, von dem schon zu stark ausgepreßten Schweiße des die öffentliche Last tragenden Volks im Ueberfluß und im Genusse theuerer ausländischer Dinge leben.

C. L. E. v. Knobloch.

# Ueber den Einfluß der Zivilisation auf die Dichtkunst und die schönen Künste.

(Aus dem Französischen.)

---

In der gesellschaftlichen Bewegung ist die Erscheinung einer neuen Schule, welche die Künste auf eine neue Theorie zu gründen versucht, ein gar wichtiges Phänomen. In der Sonderung der Klassiker und Romantiker nichts weiter sehen, als einen eitlen Wortstreit, heißt, wie ich glaube, die Beziehungen der Dichtkunst und der übrigen schönen Künste zu der Entwickelung der Gesellschaften auf eine sehr oberflächliche Weise auffassen. Eben so fahrlässig würde man zu Werke gehen, wenn man den Romantismus jenen Veränderungen gleichstellen wollte, welche der Geschmack bei uns, wie bei andern Völkern, mehr als einmal erfahren hat. Wenn der Schöngeist des Hotels Rambouillet, oder die gezierte Anmuth Dorats unserer Literatur den Ton gab, so berührten diese Modifikationen nur die äußeren Formen der Kunst; der Romantismus dagegen will ihre Grundlagen verändern. Sie hatten ihre Quelle in einer wirklichen, wenn gleich nur vorübergehenden Begeisterung des einflußreichsten Theiles der Nation; der Romantismus ist der Nation und der Epoche gleich fremd. Nimmt man etwa hundert junge Literatoren aus, die ihr eigenes Publikum sind: so sympathisirt Niemand, zum wenigsten in Frank-

reich, mit ihren Anschauungen. Wollte der Himmel, das Publikum wäre romantisch! Darin würde der Beweis liegen, daß es noch literarisch wäre. Es würde nur darauf ankommen, die Eindrücke zu berichtigen; und die der Massen würden nicht lange irrthümlich seyn. Daran fehlt jedoch so viel, daß die Gleichgültigkeit des Publikums für die Dichtung der alleinige Ursprung des Romantismus ist.

Nicht darin besteht der Triumph der Künste, daß man ein Manuskript oder ein Gemälde theuer verkauft, die Ausgaben einer Sammlung vervielfältigt, oder die Menge zu einem Schauspiel hintreibt, aus welchem vielleicht Alle unbefriedigt nach Hause gehen. Die Marktschreierei der Loterien und der Journalismus reichen hin, um diese Betriebsamkeitserfolge zu gewinnen, welche zuletzt nichts weiter beweisen, als daß das Publikum aufgehört hat, Richter in eigener Person zu seyn. D» Triumph der Künste besteht in der lebendigen und anhaltenden Richtung, wodurch ein ganzes Volk sich an die Wirkung eines Kunstwerks anschließt. Der Cid brachte seinem Verfasser vielleicht nicht zweihundert Pistolen; allein er bewirkte im ganzen Frankreich eine elektrische Erschütterung, auf welche ein langer Enthusiasmus folgte. Behandelt wie eine große National-Angelegenheit, setzte er, und zwar nicht mit Unrecht, alle Köpfe in Spannung: der Cid war der Vorhof einer unermeßlichen Menge von Meisterwerken, welche aus unserer Sprache die des zivilisirtesten Europa's machen sollten. Wo sind gegenwärtig die Elemente ähnlicher Erfolge? „Die klassische Gattung ist verbraucht," rufen die Romantiker höhnend. „Der Romantismus kann nur Un-

geheuer hervorbringen," erwiedern ihre Gegner. Und das Publikum? Beobachtet man den Eindruck, welchen die Werke der beiden Schulen auf dasselbe machen — möchte man alsdann nicht sagen, daß es der Meinung der einen und der anderen sei? Noch mehr! Die Romantiker selbst sind nur dann einig, wenn es ein Zerstören gilt. Kommt es auf ein Schaffen an, so sondern sie sich und proskribiren sich wechselseitig. Diese Gleichgültigkeit des Publikums für die alte Literatur, ohne irgend einen Geschmack an der neuen, ist die ernste Seite der Frage, die uns beschäftigt. Eingeklemmt in dem Zirkel literärischer Erörterungen, wird diese Frage lange unentschieden bleiben, weil der wahre Richter sich der Entscheidung enthält. Betrachtet man sie aber aus dem historischen Gesichtspunkt, so kann man es vielleicht dahin bringen, daß man Licht auf sie hinleitet. Vielleicht vermag das Studium der Vergangenheit die Gegenwart zu erklären, und die Zukunft ahnen zu lassen.

Wirft man einen Blick auf die frühere Gesellschaft, die man wohl die alte nennt, so sieht man, selbst in den entferntesten Zeiten, die Dichtkunst, die Malerei, die Skulptur von mehren Völkern gepflegt. Allein diese Künste waren in ihren Händen nur Mittel der Erzählung und der Belehrung, nicht Mittel der Rührung und der Besserung. Sie blieben die Werkzeuge der wahren oder falschen Wissenschaften, ohne einzutreten in den Besitz der Macht, die ihnen eigen ist. Mit Einem Worte: es waren nützliche Künste, nicht schöne Künste. Aegypten, welches alle diese Nationen in gesellschaftlicher Entwickelung übertraf, erreichte in den Künsten nur eine materielle Vollendung, und seine unvollständig gebliebene Zivilisa-

tion schmachtete, eingeschnürt in den Windeln der Theokratie.

Doch endlich tritt auf die Bühne ein Volk, das, indem es die Künste da auffaßt, wo Aegypten stehen geblieben ist, in ihre Kultur ein bis dahin unthätiges Element aufnimmt. Was auch dazu mitwirken mochte in Boden, Klima und eigenthümlicher Organisation: genug, die Griechen, empfänglicher für das Gefühl des Schönen, als andere Menschen, machten das Schöne zum Prinzip ihrer Geisteswerke. Uebergetragen auf harmonische Gesänge, auf edle Standbilder, auf beredte Gemälde, drückt dies Gefühl der Gesellschaft ganz neue Formen ein. Das Physisch-Schöne wird zu einem Typus, den sie allen ihren Gedanken und Anschauungen aufdrücken: Denkmäler, Institutionen, Krieger- und Bürgertugenden, öffentliche und Privat-Handlungen, alles erfährt die Anwendung dieser fruchtbaren Idee, welche dem Menschen zugleich den Umfang seiner Fähigkeiten und die Größe seiner Bestimmung verräth. Daher Sokrates, oder das Sittlich-Schöne; daher Leonidas, oder das Patriotisch-Schöne; daher so viele andere Männer, welche die menschliche Schwäche in Erstaunen setzen. In Wahrheit, dies ist der erste Schritt, den die Menschheit in der Bahn der Zivilisation gemacht hat. Noch jetzt sind nicht bloß unsere Meisterwerke, sondern auch unsere Tugenden, der Antike nachgebildet. Jede Erinnerung, welche sich an diese Periode knüpft, weckt in uns eine Theilnahme, die von Seiten des Menschlichen viel mächtiger ist, als irgend ein National-Interesse. Welches Volk keinen Antheil an der intellektuellen Erbschaft

Griechenlands genommen hat, ist barbarisch geblieben oder in Barbarei gefallen.

Die fortschrittliche Entwickelung Griechenlands dauerte bis zu Alexanders Regierung. In dieser Periode sah man die Musen verstummen und die großen Männer verschwinden. Welchen Ursachen soll man dies Ereigniß beimessen? Alexander besiegte Athen und unterjochte Griechenland. Daß die politischen Tugenden unter seiner Herrschaft aufhörten, begreift sich. Allein warum nehmen wir unter so vielen Gelehrten, Rhetoren und Philosophen, welche aus Alexandrien ein neues Athen machten, keine Dichter wahr? Sind auch sie mit der Freiheit gestorben? Alexander wog also nicht einmal einen Oktavianus Augustus auf! Wenn er, minder glücklich, als der Triumvir, sich vergeblich einen zweiten Homer wünschte, muß man daraus nicht folgern, daß von der äußerlichen Revolution, die er in den Institutionen bewirkt hatte, eine andere Revolution in den Geistern zu Stande gebracht war? Und würde es eine allzu gewagte Vermuthung seyn, sie der Uebersättigung des Schönen zuzuschreiben, so wie dieses in den Werken der Einbildungskraft ausgedrückt ist?

Indem die Musen Griechenland, das ihre Wiege gewesen war, verließen, flüchteten sie in das noch barbarische Italien. Die Römer wurden die Schüler der Griechen; doch, tief unter ihren Lehrern stehend, vermochten sie nicht der Spur zu folgen, weder in den Künsten, noch in den Wissenschaften. Der Geschmack für das Schöne entwickelt sich bei ihnen nur in den Gesetzen, in den bürgerlichen Tugenden und in der Poesie. Und wie kurz ist seine

Herrschaft; wie reißend schnell sein Verfall! Augustus regiert noch, und schon bringt Ovid zugespitzte Gedanken an die Stelle der erhabenen Einfalt des Genies. Nach ihm hinterläßt uns Lucan, indem er, wie es auch in unsern Tagen geschieht, die Poesie der historischen Wahrheit anzupassen strebt, ein Werk, das weder Gedicht noch Geschichte ist. Inmitten einer stets zunehmenden Verderbniß bewahrt nur die Satyre die Lebhaftigkeit ihrer Farben. Wirklich kann die Satyre in einer Gesellschaft, welche häßlich zu werden beginnt, einen Eindruck hervorbringen, welcher dem des Schönen dadurch analog wird, daß man vom Häßlichen ein hassenswerthes Gemälde fertigt. So blüheten Persius und Juvenal als Rächer des Sittlich- und Literärisch-Schönen; so blühete selbst Tacitus, dessen Geschichte eine erhabene Satyre ist, worin er sich zum Rächer des Politisch-Schönen aufgeworfen hat.

Das römische Reich hatte weder Dichter noch Literatoren, würdig dieses Namens, mehr, als das Christenthum die Altäre der Musen umstürzte. Dann kamen Völkerfluthen, die man bis dahin nicht gekannt hatte. Aus welchen Ländern? Dies ist noch immer nicht im Klaren. Erobert wurde die römische Welt, nachdem sie entvölkert war durch Zusammenlegung des Eigenthums (latifundia perdidere Italiam), durch Luxus und durch Sklaverei. Die große Erfahrung hat, glaube ich, die Blicke der Beobachter betrogen. Fast alle haben die Finsterniß des Mittelalters dem Einströmen der nordischen Völker zugeschrieben. Allein die Finsterniß war, wie Guiguenē sehr richtig bemerkt hat, den Barbaren zuvorgekommen, die, wenn man gerecht seyn will, nur Ueberbleibsel zerstörten. Es ist sogar sehr

wahrscheinlich, daß diese Barbarei, ohne sie, von noch längerer Dauer gewesen seyn würde; denn, um daraus hervorzutreten, bedurfte es neuer Sitten, neuer Sprachen, vielleicht sogar neuer Menschen.

Der Verfall der Poesie hatte bei den Griechen und den Römern sehr verschiedene Wirkungen hervorgebracht. Bei jenen, die so reich an anderen Fähigkeiten waren, lebte der Geist von der Wissenschaft, sich der Sprache der Musen enthaltend, gleichsam als hätte er sie zu entweihen gefürchtet. Außerdem offenbarten die Griechen noch lange den Genius der Künste, wo nicht durch die Schöpfung neuer Meisterwerke, doch wenigstens durch eine glückliche Reproduktion alter Muster. Die Römer hingegen, welche mit der Poesie das letzte Element ihrer Zivilisation einbüßten, bestrebten sich, sie bis ans Ende zu bewahren, indem sie dieselbe ihrem verderbten Geschmack anpaßten; und unter ihren letzten Schriftstellern sind die am mindesten barbarischen noch Versifikatoren.

Spüren wir nun den Ursachen dieser sittlichen Umwälzung nach, welche in allen Völkern auf die Dauer das Gefühl des Schönen in den Künsten schwächt: so werden wir finden, daß sie das nothwendige Ergebniß mehrer Thatsachen ist, die sich an die gesellschaftliche Entwickelung knüpfen.

Zuvörderst sind die Formen des Schönen nicht unendlich. Sie lassen sich auf sehr beschränkte Zahl von einfachen Gedanken zurückführen, welche so beschaffen sind, daß sie alle Geister treffen, und deren Bethätigung bei verschiedenen Nationen immer nur die Vollendung einer großen Arbeit, die Bildung der Sprache, erwartet. Haben mehre

Jahrhunderte aus der Quelle des Schönen geschöpft, bedecken zahlreiche Denkmäler den Raum, wo es den Künsten erlaubt ist, ihre Werke aufzuführen, so wird es tagtäglich schwieriger, Gedanken zu finden, welche zugleich neu und schön sind. Um unbekannte Wirkungen hervorzubringen, muß das Genie die Kunst verwickeln, d. h. sie verderben. Darüber kommt sogar eine Zeit, wo es dem Charakter eines furchtsamen Nachahmers nur dadurch entgehen kann, daß es bizarrer Neuerer wird; das Bedürfniß zu schaffen, wirft es aus den Gränzen des Schönen.

Und während sich die Kunst erschöpft, erfährt die Gesellschaft eine merkwürdige Veränderung. In seiner ersten Unwissenheit hatte der Mensch die Natur mit dem abergläubischen Blick der Einbildungskraft betrachtet. In dem Donner sah er den Pfeil eines zürnenden Gottes; die in den Blätter säuselnden Winde bevölkerten in seinen Augen die Gehölze mit Genien der Flur; und der Fluß, der bald tränkt und befruchtet, bald rauscht und verwüstet, war ihm eine eigensinnige Gottheit, die man anbeten und erweichen muß. Doch, gedrängt, diese wilde Natur seinen Bedürfnissen zu unterwerfen, fängt er an, zu beobachten, zu studiren, die Elemente aufzulösen, die Kräfte zu berechnen. Bei jedem Schritt in dieser Laufbahn zieht sich die Gottheit weiter von ihm zurück, bis er endlich unter dem anatomischen Messer und im Schmelztiegel nichts weiter findet, als eine abstrakte Idee, der Poesie und Künste keine Gestalt zu geben vermögen.

Doch unabhängig von religiösen Ideen hatten die ersten Werke des Menschen von ihm selbst einen poetischen Charakter erhalten. Die Hütte von der Hand eines Vaters

gebauet und noch von seiner Asche bewohnt; das Thier, dessen Haut zugleich eine Bekleidung und ein Siegeszeichen war; das Geflechte, von einer Geliebten oder einer Mutter zu Stande gebracht; der Bogen, von einem furchtbaren Gegner erobert oder aus der Hand eines Freundes empfangen, welcher nicht mehr ist: jeder Gegenstand ist bei der Geburt der Künste wie von einer poetischen Erinnerung umhüllt.

Sodann aber tritt die von den Staatswirthschaftslehrern so hoch gepriesene Theilung der Arbeit ein; mit ihr der Tausch, der Verkauf, und alles, was sich daran knüpft. Die Theilung der Arbeit, diese Wunderquelle des Gedeihens, wenn man nichts weiter in Betracht zieht, als das materielle und moralische Wohlseyn der Völker, welche Ursache der Unfruchtbarkeit ist sie für die Genüsse der Einbildungskraft! Alles, was uns umgiebt, ist das Werk von tausend unbekannten Händen und gelangt durch sie zu uns entkleidet von allen Empfindungen, von allen Zurückerinnerungen. Vermöge der Arbeitstheilung wiederholt der Mensch unaufhörlich dieselben Verrichtungen und sieht sein Daseyn beschränkt auf einen engen Umkreis, worin er sich bewegt, um hervorzubringen und zu verzehren. Sein Gefühl der Vernunft und seine Einbildungskraft dem prüfenden Verstande unterwerfend, entsagt er fast jeden Augenblick irgend einer Täuschung; und in demselben Maße, worin er aufhört Dichter zu seyn, wird er immer strengerer Beurtheiler. Gesättigt von dem Bilde der Schönen, will er nur neueren Schönheiten seinen Beifall geben; und indem er diese vergeblich in der Poesie sucht, kettet er sich je mehr und mehr an das, was ihm positive Resultate gewährt,

d. h. er kettet sich an die Wissenschaften und die Gewerbe. Und so endigt das Gute damit, daß es das Schöne entthront.

Diese gesellschaftliche Bewegung, deren Wirkung so weit reicht, daß sie die Völker selbst in Gefahr bringt, wird in der Regel den Fortschritten des Luxus zugeschrieben. Der Luxus gehört indeß allen Epochen an; selbst der Wilde hat den seinigen; denn, ob er in Glas-Korallen oder in Diamanten besteht, macht einen geringen Unterschied. Doch selbst wenn sein Wesen gleichgültig seyn sollte, so würde es noch immer nicht die Quantität der Gegenstände seyn, aus welcher er zusammengesetzt ist. Ich kann nicht glauben, daß ein Geschöpf, welches Tag für Tag beschäftigt ist, sich mit den zahllosen Erfindungen der Weichlichkeit oder der Mode zu umgeben, geeignet sei, die Schönheit eines Gedichts oder eines Standbildes zu genießen. Es wird vielleicht noch nach dem Besitze von Gemälden und Büchern streben, doch mehr, um damit zu prahlen, als um sie zu genießen. Verursachte der sittliche Theil des Schönen ihm einen tiefen Eindruck, so würde er auf den sinnlichen einen ungleich geringeren Werth legen. Auch sehen wir, daß die Völker, je mehr sie poetisch bleiben, desto stärkeren Widerstand den materiellen Fortschritten unserer Zivilisation leisten.

Doch nicht genug, daß die Zivilisation unsere Gewohnheiten verändert, modifizirt sie auch, so scheint es, unsere Fähigkeiten. Die Thätigkeit, in welche sie das Gehirn versetzt, entwickelt die des Raisonnements auf Kosten aller übrigen: das Raisonnement, diese furchtbare Macht, die alles ausmißt, alles abwägt; alles auf seinen wahren

Werth zurückführt! Ein Krieg auf Leben und Tod in Bezug auf menschliche Leidenschaften! Nun gehört die Wahrnehmung des Schönen nicht in das Gebiet des Raisonnements; denn das Schöne läßt sich weder auflösen, noch beweisen; es läßt sich nur empfinden. Analysirt die Liebe, das Genie, den Ruhm, die Aufopferung, den Heroismus, und ihr werdet erschrecken vor dem Wenigen, was euch bleibt. Die Tugend selbst, in den Schmelztiegel manches Philosophen geworfen, läßt nichts weiter zurück, als die Selbstliebe. Das Schöne überführt nicht; es setzt in Leidenschaft. Seltsames Geheimniß! Die Leidenschaften, diese Quelle der größten Verbrechen, sind zugleich die der großmüthigsten Hinneigungen, und das Raisonnement, das sie dämpft, und den Menschen zum Gebieter über sich selbst macht, bildet nur allzu oft ein kaltes Wesen, das, von seinem gut oder schlecht verstandenen Vortheil beherrscht, und noch obendrein von den zahllosen Bedürfnissen regiert wird, womit eine lange Zivilisation uns bekannt gemacht hat.

Und man glaube doch ja nicht, daß diese Veränderung nur die Generation berühre, welche Zeit gehabt hat, in ihren Gewohnheiten zu ergrauen! Es scheint vielmehr, als ob die gesellschaftliche Entwickelung die werdenden Geschlechter in ihrem Keime modifizire. Junge Wilde, die in unsere Sitten erzogen wurden, sind, sobald sie herangewachsen waren, unseren Hörden entwischt, um in ihren Wäldern ihre ursprüngliche Nacktheit und Rohheit wieder anzunehmen. Auf gleiche Weise wird das Kind des zivilisirten Menschen, ohne allen Zweifel, mit einer Organisation geboren, welche der Ordnung der Dinge entspricht, worein die Zeit es gesetzt hat. So bilden die Geschlechter ein

Kollektiv-Wesen, das in seiner Ganzheit die verschiedenen Alter des gesellschaftlichen Lebens durchläuft; und so wie es Epochen giebt, wo das Alter jung ist, so giebt es andere, wo die Jugend alt ist. Da nun die Poesie für Völker, wie für Individuen das Werk der Jugend ist, so darf sie als die Blüthe des menschlichen Geistes betrachtet werden, deren Frucht die Wissenschaft ist.

Es treffen demnach mehre Hauptursachen, wie Erschöpfung der Kunst, Fortschritte in der Betriebsamkeit und Modifikationen unserer Gattung, zusammen, um eine Abnahme des poetischen Elements zu bewirken. Man denke sich diese Masse von Halb-Talenten, welche die Zivilisation entwickelt, diese lästige Schaar, die, indem sie das Genie erstickt, es die Zeit bejammern läßt, wo es zwanglos unter Unwissenden und Dummköpfen aufwuchs! Nicht bloß sind die Werke der Kunst minder schön, sondern, bei gleicher Schönheit ist auch ihre Wirkung geringer. Für einen Menschen, dem es um Ruf und Ruhm zu thun ist, giebt es nur zwei Bahnen: er muß sich entweder, nach dem Beispiel der Griechen, in die Bahn der Wissenschaften werfen; oder er muß, diesseits der Gränzen des Schönen, irgend etwas ersinnen, was die eckele Neugier anregt, und dadurch zum Fortsetzer der Kunst werden, daß er sie verderbt, wie es die Römer thaten. Die letztere Bahn ist die des Romantismus.

Die Aehnlichkeit der neuesten Schule mit den lateinischen Dichtern in den Jahrhunderten des Verfalls ist schon mehr als einem nachdenkenden Geiste aufgefallen. Hinsichtlich des Styls ist Delille der Ovid unserer Poesie gewesen, wie Horaz Vernet der unserer Malerei, und Rossini

der

der unserer Musik ist. C. Delavigne ruft, durch Inhalt und Form, dieselbe Epoche der Kunst zurück, über welche Lamartine und Soumet hinausgegangen sind, übertroffen von Hugo, de Vigny, Sainte-Beuve u. s. w. Heutigen Tages, wie früher, ist die satyrische Gattung die einzige, welche dem verderbten Geschmack am kräftigsten widersteht. Dieser Gattung gehört unser größter Dichter an, der Einzige, der von allen Schulen für solchen erkannt wird — Beranger. Auch Lord Byron ist satyrisch durch sein Genie, während er gleichzeitig romantisch ist durch seine Verschmähung der Einfalt der Meister und durch seine Vorliebe für das Ungeheure. Diese beiden letzten Charaktere, begleitet von Affektationen, und von dem Mißbrauche des Geistes unter allen Formen, sind die Unterscheidungszeichen der neuen Poesie, so wie auch die des westlichen Römerreichs; nur daß unsere Dichter jene wollüstige Sorgfalt, welche die lateinischen Dichter in das Gemälde ihrer ausschweifenden Liebeshändel brachten, in das des Verbrechens und der Marter versetzt, und auf diese Weise die Obscönität der Liederlichkeit durch die Obscönität des Blutvergießens verwandelt haben. Endlich hat derjenige, den die Neuerer für ihr Haupt erkennen, indem sie die Nachahmung des Häßlichen für ein neues literärisches Prinzip ausgeben, den Romantismus, so zu sagen, in seiner Nacktheit gezeigt. Das Schöne nachahmen, um ihm die Liebe zuzuwenden, oder das Häßliche, um es hassenswürdig zu machen, ist, wenn man die Zeiten der Barbarei ausnimmt, immer das Prinzip der Poesie und der Künste gewesen; und diesem Prinzipe, dem man die allgemeine Benennung von Ausdruck des Schönen ertheilen kann, folgend, haben sie

den Antrieb zur menschlichen Vergesellschaftung gegeben. In ihm ruht, wenn ich mich so ausdrücken darf, ihre ganze zivilisirende Kraft. Allein das Häßliche reproduziren, so wie es in der Natur angetroffen wird, ohne daß man damit die Absicht verbindet, die Liebe für das Schöne dadurch zu verstärken, heißt, diese Kraft neutralisiren, und sie sogar zu einer übelthätigen machen. Und da die Zivilisation das natürliche Ziel unserer Gattung ist — eine Tendenz, der sie, sich selbst überlassen, rastlos folgt: — so heißt die Künste von ihr abwenden so viel, als ihre Macht vernichten. Sie können alsdann noch eine flüchtige Neugier rege machen; allein sie können ihren Produktionen keinen dauerhaften Einfluß geben.

Im Leben der Völker würde es demnach ein Alter geben, wo die Künste ihre Fackel nothwendig erlöschen sähen! Diese traurige Wahrheit scheint in der Geschichte, wie in allen Denkmälern, ausgesprochen zu seyn. Das Daseyn der Völker bietet uns drei Perioden dar: das barbarische Zeitalter, in welchem einige beharren; das poetische Zeitalter, eine glänzende, aber vorübergehende Epoche; das wissenschaftliche Zeitalter, das man als unbegränzt betrachten kann; denn die Geheimnisse der Natur, von denen der Kunst nur allzu verschieden, sind für immer unerschöpflich. Der Mensch, dessen Bestimmung es ist, den von ihm bewohnten Ball zu seinem Vortheil zu benutzen, beginnt damit, daß er seine Werkzeuge vorbereitet, indem er seine Fähigkeiten entwickelt. In dieser ersten Periode sind ihm die schönen Künste nothwendig, um seinen Geist urbar zu machen, und aus der Barbarei herauszutreten. Ohne sie würde er weder zur Sprache, noch zur Schrift, noch zur

Auffassung sittlicher Ideen gelangen; denn diese Ideen können in das noch rohe Erkenntnißvermögen nicht anders als in der Hülle von Körpern, d. h. übertragen in die Sprache des Schönen, eindringen. Doch wenn sich der Mensch, im Besitz seines ganzen Genies, der Eroberung und Unterwerfung der äußeren Natur zuwendet: so ersetzen, nach und nach, die Wissenschaften die Künste in der Richtung der gesellschaftlichen Bewegung. Durch die Philosophie zur unmittelbaren Wahrnehmung des Sittlich-Schönen gelangt, verschmäht der Mensch eines Vermittlers, dessen Verfahren ihm bekannt ist. Von jetzt an unnütz für die Fortschritte der Gattung, sind die Künste, indem sie dem Ausdruck des Schönen treu bleiben, nur noch ein Werkzeug individueller Genüsse. Nehmen sie ihre Zuflucht zum Ausdruck des Häßlichen, so wecken sie Anfangs Erstaunen und Neugier, aber diesem folgt sehr bald Tadel und Ueberdruß. Oder, wenn sie gefallen: so verderben sie. So scheint denn gegenwärtig die klassische Gattung nichts mehr für das Vorschreiten der Gesellschaft leisten zu können, und der Romantismus strebt, ihr eine retrograde Bewegung zu geben, welche sie zum Barbarismus zurückführen würde, wenn Barbarei und Wissenschaft sich mit einander vertragen könnten. In jedem Falle können die Produktionen des Romantismus nur auf vorübergehenden Beifall rechnen; denn das Häßliche erschöpft sich weit schneller, als das Schöne. Und was wird aus den Künsten werden, wenn dieser Zeitpunkt gekommen seyn wird?

Nicht unwahrscheinlich wird eine Rückkehr zum Schönen ihnen noch einmal einiges Leben schenken. So hat Italien, nach der Schule des Marini, das Jahrhundert

des Metastasio und Parini gesehen: ein Jahrhundert, freilich minder glänzend, als das des Ariost und Tasso, dessen Glanz jedoch noch lebhaft genug war. So ist, nach der süßlichen Affektation Dorats und Demoustiers, unser komisches Theater noch einmal verherrlicht worden durch die eben so sinnreichen als wahren Produktionen der Collin d'Harville, der Picard, der Andrieux, der Duval. Doch, bei jeder dieser neuen Erscheinungen, wirft der Genius des Schönen schwächeren Glanz, und die Wirkungen sind minder kräftig. Die Schwierigkeit ist also nur zurückgedrängt, und die Epoche, wo die Quellen der Kunst ganz vertrocknen werden, scheint in der Bestimmung des Menschen eingeschlossen zu seyn.

Wenn sodann irgend ein halb wildes Volk auf die veraltete Gesellschaft stößt: so nimmt es auf seine Rechnung den Verfall, der gerade vorherrscht; und aus dem Schooße des Chaos, in das es den menschlichen Geist stürzt, beginnt die Zivilisation aufs Neue durch die Poesie und die schönen Künste. Gegenwärtig haben wir jedoch nicht zu befürchten, daß neue Vandalen das erstaunte Europa verheeren werden. Die am wenigsten zivilisirten Länder sind zugleich die am mindesten bevölkerten, und im Abgang der Künste sichern die Wissenschaften den polizirten Nationen die Herrschaft. Wahr bleibt, daß, wenn der Geschmack am Häßlichen uns durch die Künste bleibend eingeimpft wäre, sich schwer vorhersehen ließe, wie weit seine Verheerungen reichen würden. Die Sitten, die Meinungen, die Institutionen, alles was die gesellschaftliche Ordnung bildet, könnte verschlechtert und zerstört werden. Allein es scheint, als ob diese Voraussetzung den Künsten eine größere Macht

zuschreibe, als sie bewahrt haben. Was man mit der größten Wahrscheinlichkeit vorhersagen kann, ist eine Epoche, wo die Gesellschaft, indem sie sich für das Wohlseyn und den Geschmack der Mehrheit organisirt, sich ausschließlich der Erforschung des Nützlichen zuwenden wird mit Verschmähung des Schönen, für welches es der Masse des Volks eben so sehr an Reizbarkeit als an Muße fehlt.

In Nordamerika, wo fast Alle lesen können, sehen wir, daß eine jungfräuliche und kolossale Natur weder zur Malerei noch zur Dichtkunst begeistert. Dies Volk giebt uns ein prophetisches Bild von den Zeiten, denen die Zivilisation der christlichen Welt sich nähert: Zeiten, gedeihlich für die Wissenschaften, für die Moral und die öffentliche Freiheit; Zeiten, sanft und ruhig für das ganze menschliche Geschlecht, das um so glücklicher zu seyn pflegt, je weniger Lärm es macht, doch unfruchtbar und schmerzlich für die besonderen Seelen, welche die Natur, sich in den Zeiten irrend, mit den Bedürfnissen des poetischen Genius ausgestattet hat.

# Ein Wort über Friedrich von Schiller.

(Eingesendet.)

---

Veranlaßt durch eine Aeußerung des Herrn von Goethe in der Zueignungsschrift an Se. Majestät den König von Baiern, vor dem letzten Theile seines Briefwechsels mit Schiller: „daß Schiller keinen Beschützer unter den Fürsten Deutschlands gefunden habe, durch dessen Gunst ihm das Leben erheitert, dem Vaterlande aber seine Geistesthätigkeit länger erhalten worden wäre," hat Se. Excellenz der Herr Minister von Beyme diesen „mittelbaren Vorwurf für die Fürsten Deutschlands wenigstens von Sr. Majestät dem Könige von Preußen dadurch abzuwenden gesucht," daß er in die Hallische Litteratur-Zeitung (1830 April. Intelligenz-Blatt Nr. 29. S. 233.) die auch in die Berliner politischen Zeitungen aufgenommene „Berichtigung" hat einrücken lassen: Se. Majestät der König habe Schillern bei seiner Anwesenheit in Potsdam einen Gnadengehalt von jährlich 3000 Thalern nebst freien Gebrauch einer Hof-Equipage zugesichert. „Nur Schillers nachher erfolgte Krankheit und frühzeitiger Tod haben den großmüthigen Monarchen und unser engeres Vaterland um den Vorzug gebracht, in Schiller einen ausgezeichneten Preußen mehr zu zählen."

Gewiß nimmt jeder Leser diese Mittheilung mit Dank entgegen, da sie einen abermaligen Beweis von der Sr. Majestät angebornen Neigung enthält, Wissenschaft und Kunst durch hochherzige Liberalität zu fördern. Wir wollen

es jedoch zugleich nicht läugnen, daß, indem wir über die Sache weiter nachdenken, wir uns mit der, dieser Berichtigung zum Grunde liegenden Ansicht nicht ganz befreunden können. Bei dem Interesse, das der Gegenstand nothwendig erregt, mag es gestattet seyn, uns hierüber in aller Kürze zu erklären.

Zuvörderst ist es uns einigermaßen befremdend gewesen, die Meinung ausgesprochen zu sehen, daß Schiller, wenn er nicht zu zeitig gestorben wäre, durch ein Gnadengehalt von 3000 Thl. und dem freien Gebrauch einer Hof-Equipage ein ausgezeichneter Preuße geworden wäre. Wenigstens lag so etwas wohl nicht in den Absichten Sr. Majestät. Denn unserer Beobachtung zufolge ist das Streben Sr. Majestät bei Anstellung von Nicht-Preußen nie dahin gerichtet gewesen, aus ihnen Preußen zu machen, sondern, über den Unterschied der Stammverschiedenheit großartig hinwegsehend, Deutsche für Förderung deutscher Kunst und Wissenschaft zu belohnen und weiter anzuregen. Auch möchte es unschwer seyn, zu beweisen, daß ein Mann wie Schiller gleich unmöglich ein Preuße werden konnte, als er ein Schwabe gewesen, oder ein Sachse geworden ist. Er war und blieb ein Deutscher, gleichgültig ob er in Stuttgard, oder in Weimar, oder in Berlin sich aufhielt.

Außerdem befürchten wir, daß wenn Schiller Weimar verlassen und in Berlin oder an einem anderen Orte ansäßig geworden wäre, diese Veränderung für seine geistige Entwickelung von unerfreulichen Folgen begleitet gewesen seyn würde. Denn hiermit wäre eine Entfernung von Göthe nothwendig verknüpft gewesen, und, um unsere Meinung mit Einem Worte auszusprechen, so wie Schiller vor dem

persönlichen Umgange und dem engen Verhältnisse mit Göthe unbedeutend war, so würde er auch wieder, von Göthe getrennt, zur Unbedeutenheit herabgesunken seyn.

Wer die Natur und den Bildungsgang Schillers, so wie sein Verhältniß zu Göthe kennt, und zugleich Einsicht in das Wesen der Poesie besitzt, wird, hoffen wir, dieser Behauptung seine Zustimmung nicht versagen können. Schiller schrieb vor seiner genaueren Bekanntschaft mit Göthe die Räuber, den Fiesko, Kabale und Liebe und den Don Carlos: Stücke, die einen Mann von Urtheil und Geschmack unmöglich zu Huldigungen gegen ihren Verfasser bewegen können. Seitdem aber Schiller mit Göthe in Verbindung getreten war, gaben seine Werke sprechende Beweise von gesteigerter poetischer Kraft, erhöheter Einsicht und gereinigtem Geschmack, obschon er selbst in seinen besten Arbeiten eine kränkelnde Empfindung, die für Gefühl gelten will, rhetorische Deklamation und Wortprunk nicht ganz loszuwerden im Stande ist. Wenn es daher ausgemacht ist, daß Schillers von vorn herein kränkelnde und hin und her schwankende Natur, um nicht, wie in den ersten Versuchen, immer wieder von Neuem auf Abwege zu gerathen, eines so sichern Anhaltes im Leben, wie Göthe ihn bot, bedurfte, so konnte wohl nichts günstigeres für Schiller sich ereignen, als daß, nachdem er mit Göthe in enge Verbindung gekommen war, diese Verbindung bis an seinen Tod dauerte. Nun aber fragen wir, was würde erfolgt seyn, wenn Schiller Weimar verlassen und Berlin zum steten Aufenthalt gewählt hätte?

Sollten wir mit dieser, aus den Thatsachen sich ergebenden Ansicht bei achtbaren Verehrern Schillers einigen Verdruß gegen unsern Willen rege machen, so geben wir gern,

um unsere Liebe zum Frieden zu beweisen, die Versicherung, daß wir den Unterschied nicht verkennen, der zwischen Schiller, welcher durch den Umgang mit Göthe zu großen Versuchen angeregt wurde, und jenen Vielen Statt findet, welche Göthes Nähe aus ihrer Alltäglichkeit nicht herauszureißen vermochte.

L . . . e.

# Ueber den Streit der Pietisten und Nationalisten unserer Zeit.

## Ein Sendschreiben an ....

Fürchten Sie, hochgeehrter Freund, nichts von dem verhängnißvollen Kriege, der, nach einem Artikel der außerordentlichen Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 25. März d. J., in Norddeutschland seinem Ausbruche so nahe ist. Non hoc ista sibi tempus spectacula poscit. Dies ist meine Ueberzeugung in einem so hohen Grade, daß ich alle Behauptungen, welche auf das Gegentheil hindeuten, nur belächeln kann. Was ich dabei am wenigsten in Anschlag bringe, ist das Verhältniß der weltlichen Macht zu der geistlichen, so wie dieses sich in den letzten drei Jahrhunderten gestaltet hat. Weit höher steht in meinem Urtheil die besondere Beschaffenheit der Streitkräfte, wodurch ein zweiter dreißigjähriger Krieg — denn so lautet die Befürchtung — herbeigeführt werden soll. In Wahrheit, diese Streitkräfte sind so eigenthümlicher Art, daß sich nicht begreifen läßt, wie sie jemals ernstlich aneinander gerathen können. In den feindlichen Reihen stehen auf der einen Seite: Pietisten; auf der andern, Rationalisten. Wie! solche Streiter sollten fähig seyn, wie Römer und Karthager zu agiren? Uebersetzt man sich jene Partei-Namen ins Deutsche, so erhält man die Benennung von „Frommen" und von „Vernunftgemäßen." Diese nun könnten jemals so aneinander gerathen, daß Kampf und Blutvergießen die Folge davon wäre?

Sie erwiedern hierauf:

„Was verschlagen Benennungen! Das Wesentliche „der Sache ist, daß es Partheien giebt, die sich Genugthu„ung verschaffen wollen. Stritte man über Erweisliches: „so wäre Einigung möglich. Allein man streitet über Mei„nungen; und so oft dies der Fall gewesen ist, hat sich er„geben, daß gegenseitige Erbitterung, durch Eigenliebe ver„stärkt, über die Gränzen des Gerechten und des Mensch„lichen hinausgeführt hat. In Frankreich gab es in den „Jahren 1794 u. 1795 eine Parthei, die sich die „Gemäs„sigten" nannte. Entsprachen ihre Handlungen ihrer Benen„nung? Sie häufte Grausamkeit auf Grausamkeit. Weß„halb? Die Gegenparthei wollte es nicht anders. Ein „sinnreiches Sprichwort sagt: „Man glaubt zu schieben, „doch man wird geschoben." Steht man dem Feinde ge„genüber, so muß man sich vertheidigen. Das Uebrige „stellt sich von selbst ein."

Die Richtigkeit ihrer Bemerkung kann und mag ich nicht bestreiten; allein ich komme deßhalb nicht minder auf mein Non hoc ista sibi tempus spectacula poscit zurück.

Welche Benennungen die theologischen Partheien unserer Zeit im 17ten und in jedem noch früheren Jahrh. geführt haben würden, mag hier unentschieden bleiben; genug, daß Pietisten und Rationalisten im 19ten Jahrh. den gesellschaftlichen Frieden nie wesentlich unterbrechen werden. Die evangelische Kirchenzeitung blase zum Kampf, so viel sie vermag: dieser wird deßhalb doch nie blutig werden. Den Hauptbeweis für diese meine Meinung finde ich in der Stellung, welche die theologische Philosophie in unseren Tagen einnimmt. Ehemals, als allein geltende Philosophie,

alle Erscheinungen der physischen und sittlichen Welt erklärend, ist sie gegenwärtig zu einem Gegenstande der Erklärung herabgesunken. In dieser Stellung den Einfluß auszuüben, der ihr in früheren Jahrh., wo sie fast ausschließend galt, gestattet war, ist unmöglich. Nun fehlt es zwar nicht an Köpfen, welche hierüber wehklagen; was daran aber auch zu bejammern seyn möge, so gebricht es doch nicht an Beruhigungsgründen. In jedem Falle haben die Fortschritte des menschlichen Geistes, ohne daß irgend ein Einzelner dafür verantwortlich gemacht werden kann, diese Erscheinung mit sich gebracht. Mögen doch Alle, die, weil sie hievon nichts verstehen, die trügerischen Analogien der Vergangenheit in einen Maßstab für die Erscheinungen der Zukunft verwandeln, an die Möglichkeit einer Wiederkehr glauben, und in diesem Glauben noch so thätig seyn! Ihre wahre Bestimmung ist dadurch in nichts verändert. Wie sie auch eingreifen mögen: sie werden, anstatt zu hemmen, immer nur beschleunigen, und folglich das Gegentheil von dem bewirken, was in ihren Absichten liegt.

Erlauben Sie mir, dies noch weiter zu verfolgen . . .

Beim schärferen Auffassen der theologischen Partheien unserer Zeit, ist mir, die volle Wahrheit zu gestehn, nichts so stark aufgefallen, als ihre Aehnlichkeit mit den politischen Partheien Frankreichs, d. h. mit den Liberalen und den Ultras, von welchen jene vorwärts, diese rückwärts streben. Was können die Rationalisten wollen? Dem Jahrhundert geben, was des Jahrhunderts ist, d. h. die öffentliche Lehre, wäre es auch nur in der Annäherung, dem mühsam errungenen Aufklärungsgrade dergestalt anpassen, daß der Widerspruch zwischen beiden minder fühlbar werde,

und daß der wissenschaftlich gebildete Theil der Gesellschaft sich nicht länger von jener, wie es bisher nur allzu sehr der Fall gewesen ist, zurückziehe. Was wollen dagegen die Pietisten? Das baare Gegentheil. Ein gewisses, nur von ihnen vertheidigtes Dogmen-System soll allgemeine Gültigkeit gewinnen, soll herrschen, soll für die ganze Zukunft herrschen; wobei sich denn ganz von selbst versteht, daß sie, als Träger dieses Systems, Macht und Gewalt üben wollen. Nichts verschlägt es ihnen, nicht beweisen zu können, daß ihr Dogmen-System zu allen Zeiten gegolten habe: sie bleiben dabei stehen, daß es einer stätigen Lehre bedürfe, wenn die Gesellschaft sich nicht in ihre Elemente auflösen solle; und ohne sich weder auf den Stand der Wissenschaft, noch auf irgend etwas von dem, was den Geist des Jahrhunderts bestimmt, einzulassen, werfen sie sich, mit einer fast unbegreiflichen Anmaßung, zu Beherrschern der intellektuellen und sittlichen Bedürfnisse ihrer Zeitgenossen auf.

Ist Rationalismus und Entwickelungsfähigkeit des menschlichen Geschlechts zuletzt eins und dasselbe: so muß man den Rationalisten unserer Zeit wenigstens die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie mit ihren Bemühungen die öffentliche Lehre mit dem vorhandenen Aufklärungsgrade in Einklang zu bringen, der Wahrheit, d. h. dem gesellschaftlichen Bedürfnisse, unendlich näher stehen, als die Pietisten. Nur jene haben also gerechte Ansprüche auf unsere Achtung. Die Pietisten haben diese aus dem sehr einfachen Grunde nicht, weil, wenn in ihrer Ansicht von den Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens die mindeste Wahrheit wäre, sich nicht einmal begreifen lassen würde, wie sie jemals zu irgend einer Wirksamkeit hätten gelangen können:

denn, was ist erwiesener, als daß das Dogmen-System, wodurch sie alles Intellektuelle und Sittliche der Gesellschaft in ihre Fesseln schlagen möchten, einer bestimmten Periode angehört, deren Gränzen sich aufs Genaueste bezeichnen lassen? Gelingt es ihnen nicht, die Menschen stereotypisch zu machen, so ist ihr ganzes Thun und Treiben vergeblich; und gelingt es ihnen, was wird aus ihnen selbst?

Dies ist jedoch nicht der einzige Vorwurf, den man den Pietisten unserer Zeit machen kann. Ein noch stärkerer entspringt daraus, daß sie, anstatt sich, ihrer Benennung getreu, auf ihre innere Welt zu beschränken, mit Verläugnung aller Demuth, so wie aller menschlichen und christlichen Tugenden, gleich den Athleten hervortreten, die zum Kampfe herausfordern. Wie wenig fehlt daran, daß sie, gleich den Römern, laut verkündigen, daß ihr Feind keinen Anspruch auf Daseyn habe! Unstreitig wird nichts von dem geschehn, was in ihren Wünschen liegt; da sie jedoch es nicht verschmäht haben, Horcher aufzustellen, um zu erkunden, was in den Hörsälen ihrer Gegner gelehrt und gelernt wird, so darf man daraus schließen, daß, wenn es sich um die Einführung eines sogenannten heil. Offiziums handelte, sie höchst bereitwillige Werkzeuge desselben werden würden.

Wie! diese Pietisten wären Protestanten? Sie sind immer nur Unwissende; denn wären sie noch etwas mehr, so würde ihnen einleuchten, daß Luther, obgleich dem 16. Jahrh. angehörig, ein Rationalist war — daß die Reformation der Kirche ohne Rationalismus gar nicht hätte anheben können — daß, überhaupt genommen, der Protestantismus nichts weiter ist, als ein Streben nach richtiger Erkenntniß, die ohne Befreiung von jeder Art des Aberglaubens, unmöglich ist.

Oder soll etwa die sittliche Welt stille stehen, weil es im

16. Jahrh. eine Reformation gegeben hat, aus welcher sich im achtzehnten die Sekte der Pietisten entwickeln konnte?

Schwerlich wird die sittliche Welt den Pietisten unserer Zeit diesen Gefallen erzeigen. Sie könnte es nicht einmal, selbst wenn sie den besten Willen dazu hätte; denn zu ihrem Wesen gehört, daß, so oft eine Entwickelung ins Bessere eintreten soll, zwei entgegenstrebende Kräfte dazu beitragen müssen. Was also diese Pietisten auch von sich selbst halten, und wie unbedingt, wie feindselig, wie selbstisch ihr ganzes Wesen seyn möge: ihre Bestimmung, sofern diese eine naturgemäße ist, wird nie etwas Anders mit sich bringen, als den Rationalismus zu bethätigen. Je ungebehrdiger sie sich hierbei benehmen, desto mehr werden sie leisten. Daß sie als Sieger den Kampfplatz verlassen sollten, liegt so sehr außer aller Wahrscheinlichkeit, daß man sie schon jetzt als Besiegte betrachten kann. Wie könnten sie ein anderes Schicksal haben, als was auch den Ultras in ihren hartnäckigen Kämpfen mit den Liberalen zu Theil geworden ist? So wie nun die Ultras mit allem, wodurch sie sich zu heben versucht haben, immer nur den Liberalismus haben verstärken können: eben so werden die Pietisten unserer Zeit nur dem Rationalismus dienen und diesen einem Ziele zuführen, das er, sich selbst überlassen, entweder gar nicht, oder doch weit später, erreicht haben würde. Nicht alles, was die Zukunft angehet, ist zweifelhaft; am stärksten aber fördern die Retrograden, was sie abwenden möchten.

Dies, mein hochgeehrtester Freund, scheint mir die verdienstliche Seite des modernen Pietismus zu seyn. Zwar ist sie nicht glänzend, zwar ist sie sogar ein wenig mephistopheliſch; da sie aber nicht positiv schädlich ist, so muß man sie ertragen, so gut man kann. In jedem Falle findet

sie ihr Korrektiv, wenn nicht in dem theologischen Rationalismus, doch in dem allgemeinen Stand der Wissenschaft. Eben deßwegen möcht' ich diesen Pietisten um keinen Preis Lessings Nathan als einen Kompaß empfehlen, wodurch sie sich auf dem Ozean des Glaubens zurechtfinden können. Noch weniger möcht' ich ihnen den Rath ertheilen, sich das Studium der heil. Schriften nicht allzu leicht zu machen, und eingedenk zu seyn, daß Geisteswerke, welche ihre Entstehung einer früheren Periode verdanken, nur dann gehörig verstanden werden, wenn man sich richtige Anschauungen von ganz verschiedenen Entwickelungsgraden erworben hat. In Wahrheit, wozu könnten jene Empfehlungen und dieser Rath dienen, wenn eine bis zum Infallibilismus gesteigerte Eigenliebe entgegenwirkt? Mögen diese Pietisten also meinetwegen die Bahn durchlaufen, in welche ihr Genius sie geführt hat! Eine bedeutende Strecke in derselben zurückzulegen, erlaubt ihnen ihre eigene Leidenschaftlichkeit nicht. Wie viel Vertrauen sie auch in ihre Feinheit und Weltkenntniß setzen mögen: da selbst die Jesuiten mit allen ihren, seit fast drei Jahrh. gemachten Erfahrungen nicht vom Fleck kommen können, weil der Geist der physischen Wissenschaften ihnen entgegen wirkt, um wie viel mehr werden diese jungen Pietisten scheitern, denen es an aller Erfahrung fehlt! Den reißenden Wolf hinter ein Schaafskleid zu verstecken, ist in unsern Zeiten nicht mehr der Mühe werth, weil die Menschen über alles Gesellschaftliche nach Grade allzu aufgeklärt sind, um sich lange täuschen zu lassen. Wie schnell ist jene Demagogie zu Falle gekommen, welche vor wenigen Jahren ihrem Ziele auf dem Wege der Gewalt entgegenstrebte! Die neue Demagogie, die sich der Unwissenheit des großen Haufens für ihre Zwecke bedienen möchte, und ihrem Ziele in List und Heuchelei entgegentreibt, wird nicht minder zu Falle kommen; schon dadurch, daß sie die Arbeitsamkeit verleidet und zur Träumerei verführt. Sie auf die Dauer zu ertragen, ist ganz unmöglich; denn, um einen Staat zu Grunde zu richten, ist nichts weiter erforderlich, als seine sämmtlichen Bürger zu Pietisten zu machen. Glücklicherweise wird dies immer gleich unmöglich seyn; und weil dem so ist, so kann man dem Thun und Treiben der pietistischen Parthei unserer Zeit mit derselben Langmuth zusehen, womit man so viele andere Verirrungen erträgt.

So viel zu Ihrer Beruhigung! B.

# Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.
(Fortsetzung.)

## Eilftes Kapitel.

### Joachim Friedrichs zehnjährige Regierung.

Als Joachim Friedrich zu Anfang des Jahres 1598 seinem Vater in der Regierung des Kurstaats folgte, herrschten: in Spanien Philipp der Zweite; in Frankreich Heinrich der Vierte; in England die Königin Elisabeth; in Deutschland, als Kaiser, Rudolph der Zweite. Alle gesellschaftliche Bewegungen der westeuropäischen Welt hatten ihre Ursache in der von Luther und Calvin ausgegangenen Erschütterung der öffentlichen Lehre. Das katholische Kirchenthum in seiner Unversehrtheit zu erhalten, schichtete in Spanien die Inquisition Scheiterhaufen auf Scheiterhaufen während der Herzog von Alba, ihr folgsames Werkzeug, in den Niederlanden, rastlos thätig war, die Ketzerei in dem Blute der Freidenker zu ersticken. In Frankreich hatte ein zwei und zwanzig jähriger Bürgerkrieg, ausgezeichnet durch

die Bartholomäus-Nacht und ähnliche Scheußlichkeiten, nach der Ermordung Heinrichs des Dritten durch die Hand eines Fanatikers, so wie nach zehnjährigen Bemühungen des ersten Königs aus dem Hause Bourbon, endlich mit dem Edikt von Nantes geschlossen, wodurch den Protestanten die freie Ausübung ihres Gottesdienstes gestattet war. Elisabeth gab der anglikanischen Kirche die Verfassung, welche ihr seitdem, wenn gleich unter starkem Abfall von Seiten religiöser Sekten, geblieben ist. Deutschlands Kaiser, ohne Ehrgeiz, beschäftigte sich lieber mit der Astrologie, welche, am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts, ihrer Verwandlung in eine positive Wissenschaft, Astronomie genannt, immer näher rückte, als mit den Angelegenheiten des deutschen Reichs, deren Verwirrung ihm Langeweile und Ueberdruß verursachte. Der zu Augsburg im Jahre 1555 abgeschlossene Friede, durch welchen die protestantische Kirche ihre Freiheit gegen Karl den Fünften behauptet hatte, galt zwar als Fundamental-Gesetz; doch waren die Jesuiten im Stillen rastlos damit beschäftigt, das, was sie Einheit der Lehre nannten, wieder herzustellen d. h. dem Katholizismus den Triumph über den Protestantismus zu verschaffen. Und gerade hierin lag der Keim zu allen den Begebenheiten, welche sich vom Jahre 1018 an in einen dreißigjährigen Krieg auflöseten.

Geboren im Jahre 1546, hatte Joachim Friedrich ein Alter von 51 Jahren zurückgelegt, als er zur Regierung gelangte; sehr eigenthümlich aber war die Erziehung, welche das Schicksal ihm während dieser langen Periode gegeben hatte. Er, dessen Geburt seiner Mutter das Leben gekostet hatte, kam so schwach zur Welt, daß Niemand glaubte, er

werde ein höheres Alter erreichen; durch Weine und andere stärkende Mittel mußten in den ersten Jahren seine Lebensgeister zusammengehalten werden. Zur Stärkung seiner Gesundheit trug vielleicht nichts so mächtig bei, als sein Aufenhalt in Zechlin, wohin ihn sein Vater brachte. Unter der Leitung eines durch seine Kenntnisse in der lateinischen und griechischen Literatur eben so sehr, wie durch seine gesunde Beurtheilung ausgezeichneten Gelehrten, Namens Thomas Hübner, gewöhnte sich der Prinz zur Mäßigkeit und Arbeitsamkeit: Eigenschaften, die ihm sein ganzes Leben hindurch blieben. Wenn Joachim Friedrich schon in seinem siebenten Lebensjahre zum Bischof von Havelberg und drei Jahre später zum Bischof von Lebus gewählt wurde: so muß man hierin nichts weiter sehen, als eine Finanz-Maßregel, bei welcher es auf nichts weiter ankam, als ihm ein, von den Staatskassen unabhängiges Einkommen zu sichern. Er hatte ein Alter von zwanzig Jahren zurückgelegt, als auch das Domkapitel zu Magdeburg ihn zum Erzbischof wählte, wenn gleich mit der Bedingung, daß er als Kurfürst von Brandenburg diese Würde niederlegen müsse: eine Bedingung, die in dem Umstande gegründet war, daß dieser Kirchenstaat seine Unabhängigkeit zu behaupten wünschte. Wie sehr der Bischofstitel seine ursprüngliche Bedeutung verloren hatte, offenbarte sich in dem weltlichen d. h. katholisch-ungeistlichen Sinn, worin Joachim Friedrich, während seiner zwei und dreißigjährigen Verwaltung des Erzbisthums, zu Werke ging. Daß er, als Protestant, zum Abfall von dem katholischen Kirchenthum aufforderte, wird Niemandem auffallen; allein er blieb dabei nicht stehen. Von den unmittelbaren Bischöfen Deutschlands war er der erste, der sich

verehelichte und dadurch ein Beispiel gab, daß man, funfzig Jahre früher, für unmöglich erklärt haben würde. Er waltete aber noch in vielen anderen Beziehungen in einem durchaus kosmokratischen Geiste, indem er z B. die Saale schiffbar machen ließ, um das gesellschaftliche Leben in seinem Erzbisthum zu verstärken.

Als Joachim Friedrich den Hirtenstab gegen das Zepter vertauschte, wählte das Domkapitel den jüngsten seiner Söhne, den Prinzen Christian, zu seinem Nachfolger; und da dieser Prinz nur eilf Jahr alt war, so zeigte sich von neuem in dieser Wahl, wie sehr das Materielle den Ausschlag über jede andere Betrachtung zu geben angefangen hatte.

Des neuen Kurfürsten erste und wichtigste Angelegenheit war, das Testament seines Vaters, sofern dadurch die Neumark noch einmal von dem Kurstaat gesondert werden sollte, umzustoßen. Er glaubte dazu der Genehmigung der Stände zu bedürfen. Diese, noch im Jahre 1598 zu Berlin versammelt, erklärten, „daß sie, bei ihrer Abneigung von jeder Einmischung in Familien-Streitigkeiten, um so weniger in dieser Sache entscheiden könnten, weil sie bei der Abfassung des Testaments nicht wären zu Rathe gezogen worden.“ Ihr Votum lief zuletzt dahin aus, daß der Kurfürst mit seinem Vetter, dem Markgrafen zu Ansbach, zu Rathe gehen möchte. Ehe dies geschah, wendete sich der Kurfurst an den Kaiser Rudolph den Zweiten: ein Schritt, der um so nöthiger war, weil der Kaiser, wenn gleich auf eine bedingte Weise, das Testament bestätigt hatte. Rudolphs Widerwillen gegen politische Händel, verbunden mit der Liebhaberei, die ihn für Tycho de Brahe und andere

Astronomen belebte, erleichterte das Werk Joachim Friedrichs. Es erfolgte nämlich die Erklärung, „die kaiserliche Bestätigung des Testaments sei mit der Klausel erfolgt, daß dadurch Niemand in seinen Rechten verletzt werde.“ Hieraus folgte die Berechtigung, von welcher der Kurfürst ohne Zeitverlust Gebrauch machte.

Jetzt erst trat die Unterhandlung mit dem Markgrafen George Friedrich ein. Als letzter Erbe der Nachkommen des Kurfürsten Albrecht Achilles, besaß dieser nicht bloß die beiden fränkischen Fürstenthümer Anspach und Baireuth, sondern auch das oberschlesische Fürstenthum Jägerndorf, das sein Vater für 589,000 Dukaten gekauft hatte. Damit verband er die Anwartschaft auf das Herzogthum Preußen, über welches er schon seit mehr als zwanzig Jahren die Vormundschaft führte, weil Albrecht Friedrich, Herzog von Preußen, blödsinnig war. Er selbst war kinderlos geblieben, wie der Markgraf von Baireuth, dessen Erbe er geworden war; seine nächsten Erben aber waren die Prinzen der kurbrandenburgischen Linie, die, als Söhne Johann Georges, nur allzu zahlreich waren. Allerlei Verabredungen waren vorangegangen, als die Abgeordneten des Kurfürsten und des Markgrafen in Gera zusammentraten und daselbst einen für das Haus Brandenburg nur allzu wichtigen Vergleich schlossen, welcher der Geraische genannt wird. Die Haupt-Stipulationen desselben waren folgende: „Der älteste Prinz des kurfürstlichen Hauses erhält für ewige Zeiten die ganze Mark Brandenburg. Die Fürstenthümer Anspach und Baireuth fallen nach des Markgrafen Tode an zwei Brüder des Kurfürsten. Das Herzogthum Jägerndorf erbt der zweite Sohn desselben. Ueber das Herzogthum Preu-

ßen erhält das Kurhaus Brandenburg nach des Markgrafen Tode die vormundschaftliche Regierung, und zwar so, daß es, nach dem Tode des Herzogs, zum Besitz des Landes gelangt. Alle Prinzen unter achtzehn Jahren, so wie alle Prinzessinnen des kurfürstlichen und des markgräflichen Hauses, werden von dem Kürfürsten erzogen und unterhalten. Eine kurfürstliche Prinzessin erhält zu ihrer Aussteuer 20,000, eine markgräfliche 12,000 Gulden; die Prinzen über achtzehn Jahr erhalten 6000 Thaler, wenn sie nicht mit Ländern, Gütern u. s. w. versorgt sind."

Dies war der wesentliche Inhalt des geraischen Vergleichs, der seit seiner ersten Entstehung unverbrüchlich gehalten worden ist. Die bitteren Klagen, welche der Prinz Christian darüber erhob, verstummten erst nach dem Tode des Markgrafen, welcher 1600 erfolgte. Begleitet von den beiden ältesten Söhnen aus der dritten Ehe seines Vaters, reisete der Kurfürst zum Leichenbegängniß nach Anspach; und hier wurde den 5. Juni des genannten Jahres ein Vergleich geschlossen, nach welchem sich diese Brüder den geraischen Vertrag gefallen ließen. Christian, der ältere von ihnen, erhielt Baireuth und wurde der Stifter derjenigen Linie, welche 1768 ausstarb; Joachim Ernst erhielt Anspach und wurde der Stammvater eines Hauses, dessen letztes Glied jener Christian Friedrich Karl Alexander war, der im Jahre 1793 in den Privatstand trat und sein Erbe dem königlich-preußischen Hause freiwillig abtrat.

Die breitere Grundlage, welche das Haus Brandenburg für seine Wirksamkeit durch den geraischen Vergleich und durch den Vertrag von Anspach errungen hatte, schloß indeß noch mancherlei Schwierigkeiten in sich, welche besei-

tigt seyn wollten. Als nächster Verwandter des blödsinnigen Herzogs von Preußen, war Joachim Friedrich, nach deutschen Gesetzen, der natürliche Vormund desselben. Gleichwohl erhoben sich die polnischen Magnaten gegen diese Vormundschaft mit der vollen Kraft des Eigennutzes, der nichts bewilligen möchte, was nicht einen nahmhaften Gewinn bringt. Wollte sich nun der Kurfürst nicht in einen kostspieligen Krieg einlassen, dessen Ausgang, bei dem Stande der Staatskräfte zu Anfang des 17. Jahrhunderts, leicht mit dem gänzlichen Verlust des ganzen Herzogthums verbunden seyn konnte: so mußte er seine Zuflucht zu den Mitteln nehmen, wodurch man zu allen Zeiten das Meiste über Halbbarbaren vermocht hat. Mit Einem Worte: Er mußte die polnischen Patrioten bestechen. Die brandenburgischen Landstände kamen ihrem Landesherrn hierbei zu Hülfe, indem sie ihm eine Beisteuer von 30,000 bewilligten. Durch dies Opfer wurde die Einwilligung des polnischen Reichstags in die vormundschaftliche Regierung des Kurfürsten erkauft.

Um den künftigen Besitz des Herzogthums Preußen, der auf der, von Joachim dem Zweiten erworbenen Mitbelehnung beruhete, dem brandenburgischen Hause noch von einer anderen Seite zu sichern, entschloß sich Joachim Friedrich, in einem Alter von 57 Jahren, zu einer Vermählung mit Eleonoren, der vierten Tochter des blödsinnigen Herzogs, und wurde dadurch — was in der That allzu selten vorkommt, als daß es unbemerkt bleiben könnte — der Schwager seines eigenen Sohnes, des Kurprinzen Johann Sigismund, welcher bereits seit dem Jahre 1594 mit der ältesten Tochter dieses Herzogs vermählt war. Die politische Wichtigkeit dieser Prinzessinnen beruhete jedoch auf einem

zweiten Umstande. Als Erbin ihrer Mutter, der Herzogin von Preußen, gewährten sie die Aussicht auf die sogenannte klevische Succession; denn jene Herzogin war die älteste Schwester des kinderlosen Herzogs Wilhelm von Kleve, der von dem Kaiser das Vorrecht erhalten hatte, daß seine Länder (Jülich, Kleve, Bergen, die beiden Grafschaften Mark und Ravensberg, so wie die Herrschaft Ravenstein) forterben sollten auf den weiblichen Theil des herzoglichen Hauses. Sofern demnach nicht unberechenbare Hindernisse eintraten, hatte das brandenburgische Haus die Aussicht auf eine bedeutende Vergrößerung gewonnen. Um nun diese Aussicht fest zu halten, schloß der Kurfürst Joachim Friedrich, noch bei Lebzeiten des Herzogs von Kleve, ein Bündniß mit der Republik Holland, welche, nach dem Tode Philipps des Zweiten, Königs von Spanien, sich je mehr und mehr aus dem Zustande der Unterdrückung emporarbeitete, worin jener König sie durch seine Unduldsamkeit zu erhalten versucht hatte. Im nächsten Kapitel werden wir sehen, welche merkwürdige Ereignisse durch die Streitigkeiten herbeigeführt wurden, deren Gegenstand die klevische Succession war. . . .

In der Reihe der brandenburgischen Kurfürsten ist Joachim Friedrich als Urheber eines bleibenden Staatsraths besonders merkwürdig geblieben. Welcher Art diese Schöpfung war, läßt sich nur nach dem Grade der Aufklärung bestimmen, womit zu Anfang des siebzehnten Jahrhunders das Politische überhaupt aufgefaßt und bearbeitet wurde. Ihre Entstehung erklärt sich, gleichsam von selbst, auf folgende Weise. Einem Fürsten, welcher, 30 Jahre hindurch, als Erzbischof an der Spitze eines Domkapitals gestanden

hatte, konnte die Nothwendigkeit eines Kollegiums, wodurch die Staatseinheit bewahrt wurde, nicht zweifelhaft seyn; je mehr aber dieser Fürst den Gewohnheiten seiner früheren Lebens-Periode getreu blieb — Gewohnheiten, die ihm den Frieden über alles theuer machten — desto weniger konnte er abgeneigt seyn von einer Institution, welche den wesentlichen Zweck hatte, ihn vor Uebereilungen und Misgriffen zu bewahren. Ueber die Prinzipien, nach welchen die Organisation des Staatsraths zu Stande kam, läßt sich übrigens nur in sofern etwas Bestimmtes sagen, als man den ganzen gesellschaftlichen Zustand der Mark Brandenburg ins Auge faßt, welcher um diese Zeit noch einfach genug war, um keine große Theilung des Regierungsgeschäftes zu fordern. Es gab zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts noch keine Militär-Verwaltung, kein Polizei- und kein besonderes Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten; zum wenigsten waren alle diese Zweige der Staatsverwaltung noch bei weitem nicht das, was sie ein Jahrhundert später wurden. Ueberhaupt darf man sich den Staatsrath Joachim Friedrichs gar nicht als etwas denken, das abgesondert von den Ministerien, bestanden hätte. Dieser Staatsrath war vielmehr das, was man im neunzehnten Jahrhundert einen Ministerrath nennen würde, geschaffen zu keinem anderen Endzweck, als um der Divergenz der Thätigkeiten in den einzelnen Zweigen der Verwaltung vorzubeugen, weil daraus immer nur Hemmungen und Widersprüche hervorgehen konnten. Auch bestand dieser Staatsrath ursprünglich nur aus acht Gliedern, und wollte man voraussetzen, daß diese Glieder lauter Adelige gewesen wären, so würde man sehr irren. Geleistete Dienste verschafften Eintritt in denselben; und so-

nach fanden drei Nicht-Adelige, unter welchen sich Joachim Hübner, der Sohn des verdienstvollen Erziehers und Jugendlehrers des Kurfürsten, am meisten auszeichnete, Sitz und Stimme in denselben.

Ein zweiter Gegenstand der Sorgfalt des Kurfürsten war das protestantische Kirchenthum, um dasselbe seiner Bestimmung näher zu führen.

Die Zeit selbst hatte bereits entschieden über so Vieles, was, seit der ersten Einführung dieses Kirchenthums, darin von den Eigenthümlichkeiten des Katholizismus zurückgeblieben war; — im Grunde nur, damit Joachim des Zweiten Verfahren minder anstößig seyn möchte. Joachim Friedrich ernannte demnach eine aus zwei weltlichen Räthen und sieben Theologen zusammengesetzte Kommission, welche beauftragt wurde, die kirchliche Verfassung zu prüfen und aus derselben alles zu entfernen, was nicht im Geiste der protestantischen Kirche wäre. Seine Absicht wurde auf das Vollständigste erfüllt. Die Kritik dieser Kommission richtete sich gegen die Prozessionen, gegen das Schlagen des Kreuzes beim Abendmal, gegen die Erhebung des Brots, gegen das Fußwaschen an gewissen Festtagen und gegen so manche andere Handlungen des Schamanismus, wodurch nur die Sinne in Anspruch genommen werden, ohne daß das Innere dabei im Mindesten gewinnt. Dies alles wurde abgeschafft. Einen noch weit größeres Verdienst aber erwarb sich die Komission dadurch, daß sie von den Apostel- und Heiligentagen nicht weniger als 54 aufhob; denn so viel Zeit, der Arbeit zurückgegeben, konnte nicht anders, als beitragen zur Vermehrung des Wohlstandes und selbst der Sittlichkeit, da diese Feiertage immer nur eine Einladung

zu Ausschweifungen aller Art waren. Man darf also wohl sagen, daß diese Prüfungs-Kommission in jeder Beziehung etwas Außerordentliches leistete ....

Doch beschränkte sich der protestantisch-theologische Geist dieser Zeit nicht auf die Bekämpfung des alten Kirchenthums, das seiner Willkühr hingegeben war. Mit einem noch regeren Eifer richtete er sich noch immer gegen den Calvinismus, den er in demselben Maße verabscheute, je näher er ihm stand, d. h. je größer seine Aehnlichkeit mit ihm war. Das Beispiel des Fürsten entschied in dieser Sache; denn Joachim Friedrich war ein gar eifriger Lutheraner und wurde in dieser Eigenthümlichkeit nur allzu sehr bestärkt durch seinen Hofprediger Simon Gedicke, den man einen Fanatiker im Lutheranismus nennen möchte. Diesem Eiferer zu Gefallen verordnete der Kurfürst im Jahre 1600 eine Kommission, welche Untersuchungen darüber anstellen mußte, ob die Prediger auch der Eintrachtsformel gemäß glaubten und lehrten. Man kannte, wie es scheint, das Wesen der Theologie in diesen Zeiten noch allzu wenig, um zu wissen, daß Polemik ihr erster Charakter ist, daß folglich jede vorgeschriebene Eintrachtsformel durch sich selbst zur Zwietracht führt, sobald Anschauungen und Meinungen frei werden können. Was dem Kurfürsten mit seinem eigenen Sohn in dieser Beziehung begegnete, werden wir weiter unten zu bemerken Gelegenheit finden.

Das, was Joachim Friedrichs Namen eine Unsterblichkeit gegeben hat, welche noch lange fordauern wird, ist die Stiftung einer Unterrichts-Anstalt, die noch gegenwärtig seinen Namen führt, und deren Wohlthätigkeit sich in demselben Maße vermehrt hat, worin die Bedürfnisse der Ge-

sellschaft gewachsen sind. Der Kurstaat hatte seit Joachims des Ersten Regierung eine Universität; allein er hatte keine Schule, welche auf Universitäts Studien vorbereitete. Diesen Mangel empfindend, stiftete Joachim Friedrich, unweit eines Jagdschlosses, das er bei Grimnitz besaß, ein Gymnasium, das nach ihm das Joachimthalische benannt wurde. Ursprünglich war diese Schule eine sogenannte Fürsten- (d. h. vom Fürsten gestiftete) Schule. Die Ausstattung derselben war gleich Anfangs fürstlich; denn der Kurfürst wies ihr nicht bloß die zu seinem Jagdschlosse gehörigen Aecker, Wiesen und Gärten zu, sondern auch die Einkünfte des aufgehobenen Berlinischen Domkapitels, wie auch die des Klosters Seehausen und einige andere Güter in der Ukermark, und verschiedene Dörfer in der Altmark. Nicht weniger als hundert und zwanzig Jünglinge, sowohl adeligen als bürgerlichen Geschlechts, sollten hier kostenfrei unterrichtet und erzogen werden. In dem Gedanken, aus welchem diese Anstalt hervorging, erkennt man das Verhältniß des Fürsten zur Gesellschaft, so wie dieses zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts sich durch ganz Deutschland darstellte. Wohlthaten wollten noch aufgedrungen seyn, wenn sie Annahme finden sollten; und dazu war vor allen Dingen erforderlich, daß kein Entgelt gefordert wurde. Mit der ersten Anlage seiner Fürstenschule scheint Joachim Friedrich die Idee verbunden zu haben, daß, weil der erfolgreiche Unterricht sich nicht mit dem Geräusch und Lärm großer Städte verträgt, vor allen Dingen seine Verpflanzung auf das Land in einer heiteren und waldreichen Gegend nothwendig sei: eine Idee, von welcher zu wünschen wäre, daß man sie fest gehalten hätte, ohne jemals eine Versetzung

des joachimthalischen Gymnasiums nach Berlin zu versuchen. Uebrigens war der 24. Aug. des Jahres 1607 der Tag, an welchem das neue Institut in Gegenwart seines Urhebers eröffnet wurde, und Karl Baumann war der erste Rektor dieser unschätzbaren Schule, die man als die erste Pflanzstätte der Gelehrsamkeit und Wissenschaft in der Kurmark betrachten kann.

Aus einer Verordnung Joachim Friedrichs, die Justizpflege betreffend, darf man folgern, daß die Zivilisation seit zwei Jahrhunderten bedeutende Fortschritte in der Kurmark gemacht hatte; und diese Verordnung ist um so weniger mit Stillschweigen zu übergehen, weil sie der Gesinnung dieses Fürsten zur höchsten Ehre gereicht. Nach ihr sollten, bei Appellationen, diejenigen Kammergerichtsräthe, von welchen das erste Urtheil ausgegangen war, kein Votum geben dürfen, und im Rechtsstreit der Unterthanen mit dem Landesfürsten sollten die zu Richtern gewählten Räthe vorher ihres Eides gegen den Landesherrn entbunden werden. Wer verkennt hierin eine Zartheit, welche anzeigt, daß der Landesfürst sich berufen fühlt, seinen Unterthanen gegenüber in der höchsten Unpartheilichkeit und Uneigennützigkeit da zu stehen? Joachim Friedrich that noch mehr; denn er gab den Fiskälen eine feste Besoldung, damit sie durch ihren Eigennutz nicht mehr verführt würden, Prozesse anzuzetteln, oder zu verlängern.

Die Regierung dieses achtungswerthen Fürsten war von allzu kurzer Dauer, als daß für die materielle Wohlfahrt der Gesellschaft viel Neues von ihm hätte ausgehen können. Indeß bewegte er sich auch in dieser Beziehung in der von seinen Vorgängern beschriebenen Bahn. Eine

seiner Lieblingsbeschäftigungen war der Kanalbau, als Mittel zur Vermehrung der inneren Kommunikation. Im vorigen Kapitel ist der Verdienste gedacht worden, welche der Graf von Lynar, als Ingenieur, sich um die Kurmark erwarb. Joachim Friedrich war der erste Fürst dieses Landes, der eine Glashütte anlegte, um seine Unterthanen die Ausgaben zu ersparen, welche für dies Produkt dem Auslande zu Gute gekommen waren. Er verschrieb zu diesem Endzweck sachverständige Männer, nach deren Ankunft die erste Glashütte bei seinem Jagdschlosse Grimnitz angelegt wurde, damit es ihm nicht an Gelegenheit fehlen möchte, den Fortgang seiner Unternehmung zu beobachten. Wirklich hatte er die Freude, daß noch bei seinen Lebzeiten so viel Glaswaaren verfertigt wurde, daß Ausfuhr an die Stelle der Einfuhr treten konnte. Da jede hinzugekommene nützliche Verrichtung allen übrigen zu Statten kommt, sofern sie die Zahl der Verzehrer vermehrt: so darf es uns nicht wundern, wenn von den Chronikschreibern dieser Periode behauptet wird, „das Land sei immer mehr durch seine Wollmanufakturen, Eisenhämmer u. s. w. in Aufnahme gekommen."

Ein glücklicher Instinkt trieb die hohenzollerschen Kurfürsten zur Benutzung der wirksamsten Ziviliſations-Mittel, die immer nur dann angewendet werden, wenn die Mannichfaltigkeit der gesellschaftlichen Verrichtungen durch sie verstärkt wird. Von der andern Seite ließen sie sich jedoch durch den allzu ernsten, fast grämlichen Geist der protestantischen Kirche verführen, ihrer richtigen Einsicht schnurstraks entgegen zu handeln. Die wahre Ursache lag in den geringen Fortschritten, welche die Staatswirthschaftslehre bis zum Eintritt des siebzehnten Jahrhunderts und selbst bis

zum achtzehnten hin, gemacht hatte. Noch immer galt der Grundsatz der katholischen Kirche, daß Austhun auf Zinsen Sünde sei; und indem man dadurch zur Verschwendung verführte, trat ein Umstand hinzu, welcher, bei Beurtheilung der gesellschaftlichen Erscheinungen dieser Zeit, nur allzu allgemein übersehen worden ist. Dieser Umstand war, daß man, aus Mangel an Absatz, nach reichlichen Ernten mit großen Vorräthen sehr leicht in Verlegenheit gerathen konnte und eben deßwegen mit weniger Sparsamkeit zu Werke ging. Irgend einen Grund müssen die wiederholten Beschränkungen des angeblichen Luxus dieser Zeiten gehabt haben; und da man sie durchaus weder auf eine Fülle von Reichthümern, noch auf eine glückliche Vertheilung derselben beziehen kann: so bleibt nichts anders übrig, als anzunehmen, ihr Hauptzweck sei gewesen, jener wirklichen Verschwendung entgegen zu wirken, welche, auf Veranlassung von Hochzeiten, Kindtaufen u. s. w. dadurch entstand, daß die begüterte Klasse sich eines Ueberflusses zu entledigen suchte, der ihr zur Last war, und wenn er gehegt wurde, leicht die Betriebsamkeit vermindern konnte. Der Verordnungen früherer Kurfürsten, diesen Gegenstand betreffend, ist bereits gedacht worden. Joachim glaubte in den Ring zu stechen, wenn er den Aufwand für Kost und Kleidung nach den Klassen der Gesellschaft regelte. Diese wurde demnach in drei Klassen getheilt. Zu den ersten gehö.ten, außer dem Adel und der höheren Geistlichkeit, noch die Pfarrer, die Schullehrer und die vornehmen Kaufleute; diese sollten bei Hochzeiten nicht mehr als für acht Tische Gäste einladen, diesen nur drei Mahlzeiten geben und in jeder nicht mehr als vier Gerichte vorsetzen. Zur zweiten Klasse gehörten

die Gerichtsschöppen, die Handwerker und die übrigen Bürger; diesen wurden fünf Tische, drei Mahlzeiten und drei Gerichte gestattet. Zur dritten Klassen gehörten die Bauern, die Vorstädter, die Tagelöhner und die Dienstboten, denen nur drei Tische, eine Mahlzeit und drei Gerichte erlaubt wurden. Zu den Verrichtungen der Magistrate gehörte, Tische und Gäste zu zählen und für jede, über die vorgeschriebene Anzahl eingeladene Person zwei Thaler Strafe einzufordern. Für Kindtaufen war die Vorschrift, daß nicht über fünf Gevatter und acht Gevatterinnen gebeten werden sollten; dabei durften die höheren Klassen nur drei Schüsseln, die letzte nur eine geben. Alle Gastereien zwischen der Entbindung und dem Kirchgange wurden abgeschafft; außerdem aber das Tragen von Sammt und Atlas, so wie aller Zobel- und Marderpelze, für alle Stände ohne Ausnahme verboten. Wie viel durch solche Gesetze geleistet wurde, ist eine Frage, welche sich der Leser ohne Mühe beantwortet. Hoffte Joachim Friedrich dadurch dem, was man in seinen Zeiten Sittenverderbniß nannte, zu steuern: so sah er sich um so sicherer getäuscht, weil, was den Luxus zu verdrängen sucht, nur der Wohlhabenheit und der Betriebsamkeit schadet. Ist denn nicht selbst der Wilde luxuriös, auch wenn er, statt der Diamanten, nur Glaskorallen zu seinem Schmucke braucht?

Joachim Friedrich war allzu lange Erzbischof gewesen, als daß er von dem Geiste des Priesterstandes nicht hätte mehr annehmen sollen, als einem weltlichen Fürsten zuträglich ist. Er war ein so entschiedener Feind des Tanzens, daß er diese Aeußerung des Wohlseyns und der Erregtheit dem dritten Stande gänzlich untersagte. Den bei-

den

den ersten Ständen wurde das Vergnügen zwar gestattet, doch unter Bedingungen, welche nicht wenig auffallen. Unstreitig ist von Hochzeiten die Rede. Auf diesen nun war es erlaubt zu tanzen, doch nur einen Tag, und zwar auf dem Rathhause „nach einem alten Gebrauch, welcher der Jugend zur Zucht, Ehrbarkeit und gutem Exempel gereiche." Man fühlt sich nach Paraguay versetzt, wenn man dies lieset.

Die Regierung dieses Kurfürsten dauerte 10 Jahre. Begleitet von zweien seiner Söhne, einem Staatsrathe und seinem Leibarzte, machte er eine Reise nach Storkow, um ein von ihm angelegtes Wasserwerk in Augenschein zu nehmen, als er am 17. Juli 1608 von Brustbeänstigungen (seinem gewöhnlichen Uebel) befallen wurde. Auf den Rath seines Arztes reisete er zwar am folgenden Tage nach Berlin zurück; doch ehe er seinen Palast erreichte, starb er nahe bei Köpnick in seinem Wagen.

Wenn der Anblick des nach Berlin verlegten joachimthalischen Gymnasiums das Andenken an die Verdienste Joachim Friedrichs um den Kurstaat zurückruft, so fehlt es nicht an Denkmälern in der Hauptstadt, welche uns sagen, daß seine erste Gemahlin Katharina (eine Tochter des Markgrafen Johann von Küstrin) eine Fürstin von den herrlichsten Eigenschaften gewesen sei. Das erste dieser Denkmäler ist der sogenannte Molkenmarkt, gegenwärtig freilich sehr verändert und unkenntlich gemacht. Diese Fürstin, voll des Geistes ihres, Sparsamkeit und Ordnung liebenden Vaters, legte in der Nähe von Berlin eine Kuhmelkerei an, die sie selbst bewirthschaftete und deren Produkt sie zu Berlin auf dem noch jetzt sogenannten Molken-

markt verkaufen ließ, um Hülfsbedürftige, die sie sorgfältig aufsuchte, zu unterstützen. Das zweite Denkmal ist die Schloß-Apotheke, deren Stifterin sie war, damit es den Armen nicht an Arznei fehlen möchte. Es ist fast unmöglich, ein Vaterland nicht zu lieben, in welchem so edle Geister und Gemüther gewaltet haben.

Diese vortreffliche Frau war Mutter von neun Kindern, von welchen vier Prinzen und zwei Prinzessinnen sie und ihren Gemahl überlebten. Die Prinzen waren: Johann Sigismund, Kurprinz; Johann Georg, Herzog von Jägerndorf; Ernst, Heermeister zu Sonnenburg; und Christian Wilhem, Erzbischof zu Magdeburg. In welchem Geiste Johann Sigismund die Regierung seines Vaters fortsetzte und welche Schicksale sich an sein Regentenleben knüpften, wird das nächste Kapitel lehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

* * *

Hat man sich klar gemacht, was Landrente und Geldrente ist: so kommt die Reihe der Eröterung an die Gewinne und die Arbeitslöhne.

Ein sehr verbreitetes Sprichwort sagt: „Vom Gewinn will der Mensch leben.“

Allein was ist, in letzter Auflösung, Gewinn?

Eine bloße Definition dieses Begriffs würde wenig fruchten, wenn in ihr nicht zugleich die Entstehung dessen, was ausschließlich Gewinn genannt zu werden verdient, enthalten wäre.

Wir bemerken, diesen Gegenstand betreffend, zuvörderst Folgendes:

Zu den Erzeugnissen der Betriebsamkeit ist derjenige Theil, den die Gewinne verschlürfen, bei weitem unbedeutender, als der, aus welchem die Arbeitslöhne bestehen. Allein jener ist minder getheilt in Vergleich mit diesem, der in eine sehr große Zahl von Händen übergeht. Eben deßwegen können die Unternehmer reich werden, während die Arbeiter von Glück zu sagen haben, wenn der Arbeitslohn ihnen ein bescheidenes Auskommen gewährt: — ein Auskommen, das sie in den Stand setzt, die dringendsten Bedürfnisse der Ernährung, der Bekleidung und des Obdachs zu befriedigen.

Diese Ungleichheit aber ist nicht bloß unvermeidlich; sie ist sogar nicht einmal der Gerechtigkeit entgegen, wie so Viele glauben, die, vom Schicksal minder begünstigt, einen Tag, wie den andern, ihr Brot im Schweiße ihres Angesichts erwerben müssen. Denn um ein Betriebsamkeits-Unternehmen in Gang zu bringen, bedarf es bedeutender Vorschüsse, welche entweder durch eigene Anstrengungen oder durch die der Vorfahren haben erworben werden müssen; werden diese Vorschüsse mit angeliehenen Kapitalen gemacht, so setzen sie einen Ruf voraus, welcher Vertrauen verdient; außerdem bedarf es zur Fortsetzung des Unternehmens besonderer Studien, einer eben so richtigen als thätigen Beurtheilung, bisweilen sogar einer ungemeinen Fähigkeit. Es kommt noch Folgendes hinzu: Man errichtet eine Manufaktur auf eigene Gefahr; und während man die in derselben vollbrachten Arbeiten mit gewissenhafter Pünktlichkeit bezahlt, kann man großen Aengsten ausgesetzt seyn, welche daraus entstehen, daß man mit Verlusten bedroht ist, wie sie bei dem ausgebreiteten Verkehr der gegenwärtigen Zeit nur allzu häufig vorkommen. Es ist demnach nicht mehr als billig, daß der Antheil des Unternehmers an dem Produkt einer Manufaktur oder Fabrik bei weitem den des Arbeiters übersteige, der keinen Vorschuß zu machen hat, dessen Lohn gesichert ist und dessen Verrichtung mechanisch genannt werden muß, weil sie einen Tag wie den andern ist und immer dasselbe Maß von Anstrengung voraussetzt.

Das Einkommen eines Unternehmers zerfällt also nothwendig in drei Theile. Er muß in seinem Unternehmen finden: 1) den Unterhalt für sich und seine Familie; 2) die Zinsen seiner Kapitale; 3) Gewinne, mit welchen man

die beiden andern Theile des Einkommens nicht vermengen darf. Diese würde man erhalten, ohne auf eigene Rechnung etwas unternommen zu haben; denn man könnte für einen Andern arbeiten und die eigenen Kapitale an Fremde austhun. Die Summe, welche ein Unternehmer für seinen und der Seinigen Unterhalt ausgiebt, ist ein Arbeitslohn, den er sich selbst bezahlt. Der Zins für seine Kapitale ist ein Theil der Fabrikations-Vorschüsse; denn, wenn man 30,000 Thaler in einer Manufaktur angelegt hat und nach vorwegegenommenen Ausgaben jährlich 1500 Thl. davon bezieht, so hat man noch keinen Gewinn, weil man nur die Zinsen des Kapitals hat.

Die Gewinne sind also der Ueberschuß des Werths der Waaren über den Werth aller der Vorschüsse, welche zu ihrer Hervorbringung gemacht worden sind.

* * *

Die Gewinne können in derselben Gattung der Betriebsamkeit sehr verschieden seyn. Die Ursachen dieser Erscheinung sind zum Theil materiell, indem an manchem Ort der Arbeitslohn geringer, die Herbeischaffung der Materialen wohlfeiler und der Absatz unendlich leichter ist, als anderwärts. Andere Ursachen haben ihren Grund in den Einsichten und in dem Verfahren des Unternehmers; denn mancher bereichert sich in demselben Geschäft, bei welchem ein anderer zu Grunde geht, ohne daß sich von den Ursachen ihres Geschicks eine andere angeben läßt, als welche in ihnen selbst wirksam ist.

* * *

Herr Jean Baptiste Say macht im vierten Theile seines Cours complet d'économie politique pratique, diesen Gegenstand betreffend, noch folgende Bemerkung:

„Staatswirthschafts-Lehrer, welche zum Metaphysizismus hinneigen, gestatten keinen Unterschied in den Gewinnen, welche Betriebsamkeits-Unternehmer bei gleichen Talenten und gleichen Kapitalen machen. Sie gehen von dem Gedanken aus, daß die Unternehmer unter allen Umständen die Befugniß haben, ihre Mittel solchen Unternehmungen zuzuwenden, welche das Meiste eintragen; und stellt sich gleichwohl ein Unterschied in ihren Gewinnen ein, so nehmen jene an, daß er aufgewogen werde durch die Annehmlichkeit oder durch die Unannehmlichkeit der Profession. Nun bleib' ich zwar weit davon entfernt, diese Ursache von Ungleichheit in den Gewinnen zu verkennen; allein es kommt mir vor, als ob die unbedingte Freiheit, über unsere Kapitale und unsere Talente zu verfügen, eine Chimäre sei, selbst in solchen Ländern, wo die Gesetze kein Hinderniß in den Weg stellen. Nur sehr wenige Leute wählen den Stand, in den sie treten, mit Freiheit. Man ist immer mehr oder minder der Sklave der Umstände; und eben deßhalb muß man diese Umstände studiren, wenn man alle Ursachen, welche auf die Vertheilung der Reichthümer einfließen, kennen lernen will .... Die Erziehung, die man erhalten hat, die Familie, der man angehört, machen gewisse Fähigkeiten seltner oder häufiger. Die zu einem kleinen Kaufmann oder Krämer erforderlichen Eigenschaften werden gewiß weit leichter anzutreffen seyn, als die, welche der Großhandel erfordert. Kapitale, welche hinreichen, um die Anfertigung von Schwefelhölzern zu unternehmen, werden sich

leicht bei Leuten finden, welche fähig sind, eine solche Fabrik in Gang zu bringen, während eine Vereinigung von Fähigkeit und Kapital für den Großhandel in demselben Individium ungleich seltener angetroffen werden dürfte. Und was ist die natürliche Folge davon? Keine andere, als daß für die ersten dieser Unternehmer eine so ausgedehnte und so anhaltende Konkurrenz Statt findet, daß ihre Gewinne sich nur sehr wenig über den Arbeitslohn der gemeinen Handwerksleute erheben werden . . . Wie ein hervorragendes Talent, z. B. das eines berühmten Malers oder einer gepriesenen Sängerin, eine weit stärkere Belohnung findet, als ein gewöhnliches Talent: eben so giebt es auch Betriebsamkeits-Unternehmungen, welche specielle Talente erfordern, die nothwendig selten sind. Ihre Gewinne bestimmen sich alsdann nicht nach den Talenten, sondern nach ihrer Seltenheit. Wer kein Geschick zu einer gewissen Gattung von Unternehmungen hat, scheitert; er hört sodann auch auf, mit denen in Konkurrenz zu treten, welche dazu wirklich geschickt und folglich fähig sind, einen beträchtlicheren Theil von den Gewinnen der Produktion zu fordern . . . Was die Gefahren oder auch die Unannehmlichkeiten betrifft, welche die Ausübung gewisser Professionen begleiten: so ist klar, daß, wenn man eine gewisse Zahl von Konkurrenten daraus entfernt, die damit verbundenen Gewinne steigen. Schon Adam Schmith hat die Bemerkung gemacht, daß gewisse Professionen, die eben nicht in großer Achtung stehen, wie die eines Schauspielers, eines Tänzers, u. s. w., nichts desto weniger weit besser bezahlt werden, als andere, die in größerer Achtung stehen, wie die eines Gelehrten, der sich über die Intrigue erhebt. „„Auf den

ersten Anblick,"" sagt Smith, ""scheint es abgeschmackt, daß, indem man Schauspieler, Tänzer u. s. w. nach ihrer Persönlichkeit verwirft, man gleichwohl ihre Talente oft mit der größten Freigebigkeit belohnt. Indeß ist das Eine nur eine Folge des Andern. Sollte sich die Meinung oder das Vorurtheil des Publikums hinsichtlich ihrer Verrichtungen verändern: so würde ihr Gehalt in kurzer Zeit vermindert werden; denn Mehre wurden sich auf diese Art von Betriebsamkeit legen und ihre Konkurrenz würde den Preis herabdrücken. Dergleichen Talente, bis zu einem gewissen Punkt entwickelt, sind, ohne gemein zu seyn, keinesweges so selten, als man wohl glaubt; sehr viele besitzen sie, ohne daß es ihnen einfällt, sie zu einem Gegenstande des Erwerbes zu machen, und eine noch weit größere Anzahl würde fähig seyn, sie zu erwerben, wenn sie eben so viel Achtung als Geld brächten."" Bei dem Schauspieler, Tänzer u. s. w. würde es also zuletzt doch die Seltenheit des Talents seyn, was ihnen große Belohnungen zuwendet. Ueberhaupt aber darf man annehmen daß große Künstler mit Unternehmern von Talent und Einsicht auf gleicher Linie stehen. Ein Maler, ein Bildhauer erster Rangordnung arbeiten für eigene Rechnung, indem sie ein Kunstwerk, das ihnen vielleicht nicht mehr als tausend Thaler Vorschuß verursacht hat, für 10,000 verkaufen und folglich ihr Kapital in einem Jahre mehr als zehnfach wieder einbringen. Dies rührt immer nur daher, daß, bei eminenten Talenten, die Konkurrenz wegfällt. Wenn im Laufe eines Jahres nur ein Meisterstück der Kunst hervorgebracht wird und es nur zwei Liebhaber giebt, die dasselbe würdigen und bezahlen können: so ist die Nachfrage

doppelt so stark, als das Angebot. Daher bisweilen die übertriebenen Preise." So weit Say.

* * *

Die Gewinne sind verschieden, je nach den verschiedenen Zweigen der Betriebsamkeit; wobei noch das zu bemerken ist, daß einige, nachdem sie eine Zeitlang sehr gewinnreich gewesen sind, diesen Vorzug wieder einbüßen. Die großen Ursachen dieser Veränderungen sind: die Bedürfnisse; die Liebhabereien der Verzehrer, welche die Nachfrage nach gewissen Produkten zahlreicher machen, als nach andern; endlich die Konkurrenz der Produzenten, welche bewirkt, daß die Gewinne sich mehr oder weniger theilen. Indeß streben die Gewinne stets dahin, sich in den verschiedenen Gattungen der Betriebsamkeit gleich zu stellen, weil die Kapitale sich denjenigen Arbeiten zuwenden, welche das Meiste einbringen. Nur daß das Letztere richtig verstanden seyn will; nämlich so:

Adam Smith und alle Staatswirthschaftslehrer unter den Engländern nennen Kapitals-Gewinn, was man eigentlich Betriebsamkeits-Gewinn nennen sollte. Sie sagen demnach: „die Kapitals-Gewinne sind mehr oder weniger stark, je nachdem die Profession mehr oder weniger Talent erfordert, und mehr oder weniger Gefahr damit verbunden ist." Nun ist zwar augenfällig, daß diese Gefahren, diese Verluste und diese Gewinne die industriellen Fähigkeiten angehen; allein die Kapitale haben deßwegen noch nicht eine Tendenz, sich gewissen Produktionen mehr zuzuwenden, als anderen; denn woher nähmen sie wohl den Willen dazu? Sagt man „die

Kapitale strömen dahin, wo sie die meisten und stärksten Gewinne antreffen:" so heißt das grade soviel, als: „die Pferde strömen den Unternehmungen zu, wo sie den meisten Hafer fressen." Das Wahre in der Sache ist also, daß man sein Kapital am häufigsten auf Unternehmungen anlegt, die den meisten Gewinn bringen, daß aber die mehr oder minder großen Gewinne, die man aus diesen Unternehmungen zieht, solche sind, die von der Betriebsamkeit der Unternehmer herrühren. Falsche Ausdrücke dieser Art müssen berichtigt werden, weil sie leicht fehlerhafte Ideen erzeugen.

Die natürliche Tendenz, Kapitale dem einträglichsten Gewerbe zuzuwenden — eine Tendenz, welche der guten Vertheilung der Reichthümer, welche die beste Grundlage der gesellschaftlichen Wohlfahrt ausmacht, so günstig ist — wie oft ist sie von den Regierungen gezwängt und verhindert worden! Ist aber die Arbeit in einem Staate nicht frei, wie wollen alsdann die Bewohner desselben ihren Kapitalen die nützlichste Anwendung geben? Die Freiheit reicht dazu nicht einmal aus. Die Unterweisung muß hinzukommen; und selbst unter dem Einfluß der Freiheit und der Unterweisung müssen die Kapitale in solcher Fülle vorhanden seyn, daß die Menschen die Richtung ihrer Betriebsamkeit mit Leichtigkeit wählen, modifiziren und verändern können. Wenn sich unsere Landwirthe über allzu niedrige Kornpreise beklagen, und wenn wir ihnen den guten Rath geben, weniger Korn zu bauen und mehr Vieh groß zu ziehen: so mag dieser Rath noch so heilsam seyn; er wird deßhalb doch nicht befolgt. Warum nicht? Auf der einen Seite fehlt es dem Landmann (unter welchem ich hier den Bauer

verstehe) an Unterweisung, auf der andern an Kapital. Es kommt aber auch noch das hinzu, daß man ungern ein Geleise verläßt, worin man sich lange bewegt hat.

In der That, es ist nichts schwieriger, als Menschen zur Annahme neuer Methoden und Verfahrensarten zu bewegen; bei Zivilisirten, wie bei Barbaren, behauptet die Gewöhnung ihre Rechte mit einer Hartnäckigkeit, welche man vernünftigen Wesen gar nicht zutrauen sollte. Jahrhunderte, Jahrtausende vielleicht, bewegen sich ganze Völker in der einmal betretenen Bahn, oder weder zur Linken noch zur Rechten abzuweichen und den Beispielen und Einladungen zu einem Besserseyn nachzugeben. Die Araber der Wüste haben das Schauspiel der Araber von Yemen täglich vor Augen, und Arabien ist reich an fruchtbaren Gegenden, wo jene sich niederlassen, den Boden anbauen, Handel treiben und Vorräthe aller Art sammeln könnten. Was geschieht? Könnten jene sich dazu entschließen, so würde dazu nicht mehr Muth erforderlich seyn, als sie gegenwärtig entwickeln müssen, um Karavanen anzugreifen und einen benachbarten Stamm, mit welchem sie in Feindschaft leben, zu bekämpfen. Gleichwohl ist, nach der Aussage der Reisenden, nie irgend ein umherziehender Stamm auf den Gedanken gerathen, dem Nomaden-Leben zu entsagen und die Vorzüge des Stilllebens zu genießen, das uns so wünschenswerth scheint, daß wir es durch eine rastlose Arbeit in unseren Werkstätten erkaufen. Was haben ferner alle Einladungen gefruchtet, wodurch die Kolonisten Australiens die Eingebornen zu sich herüber zu ziehen versucht haben? Diese sind ihren Gewohnheiten getreu geblieben, selbst mit Anerkennung der Vortheile und Bequemlichkeiten, die ihnen in

bessere Wohnungen und in einer angemessenern Bekleidung dargeboten wurden. Und sind nicht junge Wilde Amerika's, nachdem sie von Europäern erzogen waren, in ihre Wälder zurückgekehrt?

* * *

Erwägt man, was Mangel an eigenem Kapital, fehlender Spekulations-Geist und die dem Menschen angeborne Schwerkraft, nach welcher er sich so ungern eine Abweichung von der einmal betretenen Bahn erlaubt, hinsichtlich der Produktion bewirken: so ist man meistens im Klaren über die Klagen der Unternehmer wegen Schwäche oder Nichtigkeit ihrer Gewinne; und dabei begreift man zugleich, weßhalb diese Klagen nicht einer Zeit und einem Lande, sondern allen Zeiten und allen Ländern angehören. Die treuherzige Forderung ist, daß diese Gewinne beträchlich seyn und in der möglich kürzesten Zeit zu einem übermäßigen Reichthum führen sollen; aber auf die Bedingungen einer schnellen Bereicherung wird dabei keine Rücksicht genommen. Es kommt nicht selten hinzu, daß man das lucrum cessans als Verlust in Rechnung bringt, ungefähr so, wie jener Bankier, der sich darüber beklagte, in einer Spekulation auf das Fallen von Papier-Effekten 30,000 Thaler eingebüßt zu haben. Der gute Mann hatte darauf gerechnet, daß diese Spekulation ihm 90,000 Thaler eintragen sollte; und da sie ihm nur 60,000 gebracht hatte, so bildete er sich ein, 30,000 verloren zu haben. Nun kann man zwar zugeben, daß die Unternehmer Verlusten ausgesetzt sind, deren Realität nicht bestritten werden kann und

darf; allein es ist deßhalb nicht minder wahr, daß ihre anhaltenden Klagen Uebertreibungen enthalten, wodurch sie das Publikum, die Verwaltung und selbst die Schriftsteller irre leiten.

* * *

Bei einem geringen Grade von Aufklärung und Einsicht kommt der Unternehmer nur allzu leicht auf den Gedanken, daß sein Vortheil mit dem seiner Arbeiter und mit dem der Verzehrer in Gegensatz stehe. Jenen so wenig als möglich zu reichen, diesen so theuer als möglich zu verkaufen: dies sind die beiden Mittel, worauf er die Hoffnung großer Gewinne stützt. Diese Art zu spekuliren kann jedoch nur aus den falschen Berechnungen der Unwissenheit entspringen.

Bemerken wir zuvörderst, daß größere Gewinne, durch solche Mittel errungen, nie ein Zeichen öffentlicher Wohlfahrt sind. Man erringt sie nur in Zeiten, wo es wenig Kapitale und wenig Unternehmungen giebt. Sie verlieren sich also nothwendig in demselben Maße, worin, weil die Spekulationen zahlreicher geworden sind, man die Werkleute theurer bezahlen, und worin man, um Käufer an sich zu ziehen, billiger verkaufen muß.

Berechnet man nun die Gewinne, welche der Betriebsamkeit in jener Periode zu Theil wurden, wo die Unternehmer, eben weil sie nicht zahlreich waren, auf eine alles Maß überschreitende Weise gewannen, und berechnet man sodann die Gewinne, welche der Betriebsamkeit zu Theil werden, wenn die Konkurrenz eigennützige Klagen entstehen

macht: so sieht man, daß das zweite Total jenes erste bei weitem übersteigt. Die Wohlhabenheit ist demnach in der zweiten Epoche viel allgemeiner verbreitet.

Gewinne, welche aus niedrigem Arbeitslohn und aus hohen Verkaufspreisen entspringen, sind verhaßt. Wenn nun die Unternehmer gewahr werden, daß diese Gewinne sich vermindern und darüber in eine zu Klagen verleitende Unruhe gerathen: so könnte man sich darauf beschränken, sie aufmerksam darauf zu machen, wie beneidenswerth ihr Loos noch immer im Vergleich mit dem Looſe derjenigen bleibt, welche die Arbeiten der Betriebsamkeit mit ihnen theilen. In der That, eine Manufaktur kann bestehen, ohne weder Gewinn noch Zinsen abzuwerfen, wenn die Kapitale dem Eigenthümer derselben angehören; denn seine Arbeit wird noch immer so viel eintragen, daß er mit seiner Familie davon leben kann. Welche Anstrengungen muß dagegen der Arbeiter übernehmen, um zu einem unendlich bescheidenern Ergebniß zu gelangen! Man braucht jedoch nicht hierbei stehen zu bleiben; denn man würde sich dabei dem Verdachte aussetzen, als gehöre man zu jenen Schwarzgallichten, welchen fremder Reichthum lästig ist — welche ihn vermindern möchten, als könnten sie den ihrigen auf diesem Wege vermehren. Besser also, man sagt gerade heraus: ein so elendes Etablissement, wie das oben beschriebene, kann zwar fortdauern, allein es wird aufgegeben werden, weil sein Besitzer es vortheilhafter finden wird, seine Kapitale auszuthun und für die Rechnung eines Andern zu arbeiten. Ein allzu tiefes Sinken der Gewinne würde für das Publikum ohne allen Nutzen seyn: viele Manufakturen

würden darüber eingehen und die verminderte Konkurrenz würde die Gewinns-Quote von neuem heben.

* * *

Um jene falsche Theorie, wodurch die Unternehmer zu Feinden ihrer Arbeiter und der Verzehrer werden, vollständig zu widerlegen, muß man die Arbeitslöhne stärker ins Auge fassen.

Ihr kurrenter Preis ist fast immer unter ihren wirklichen Werth. Die Wahrheit dieser Behauptung leuchtet ein, sobald man die verschiedenen Elemente ins Auge faßt, aus welchen dieser wirkliche Werth zusammengesetzt ist. Vor allen Dingen muß der Arbeiter so viel gewinnen, als sein und seiner Familie Unterhalt erfordert. Die Arbeitstage müssen sodann so vergütet werden, daß er darin ein Mittel findet, an den Tagen zu leben, wo man nicht arbeitet; und die letztern sind für ihn nicht bloß die Feiertage, sondern auch die, wo man sich keine Arbeit verschaffen kann, so wie die, wo Krankheit ihn zur Unthätigkeit und zu größeren Ausgaben zugleich nöthigt. Endlich kommt in dem Alter jene lange Krankheit, für welche er von seinem Einkommen in den Tagen der Jugend und Kraft etwas zurückgelegt haben soll. Man beurtheile hiernach, ob es viele Länder und Epochen giebt, wo die Arbeitslöhne ihren vollen Werth erreicht haben.

Die Arbeit aber ist eine Art von Waare. Ihr Preis bestimmt sich demnach durch das Verhältniß des Angebots zur Nachfrage. Nicht genug nun, daß das, was den Preis feststellt, im Allgemeinen gegen die Arbeiter spricht, ist auch

das Bedürfniß, das die Menschen für einander haben, nicht für alle dasselbe. Wie sollte in einer Erörterung, deren Gegenstand der Preis der Arbeit ist, der Arbeiter nicht nachgeben? Will er leben, so muß er ohne Zeitverlust eine Beschäftigung finden; der Unternehmer kann leben und seine Anstellung verschieben.

Zwar leuchtet so viel ein, daß der Arbeitspreis nicht anhaltend unter dem stehen kann, was für das Daseyn der Arbeiter nothwendig ist; allein es giebt der Beweise nur allzu viel, daß diese auf das zurückgebracht werden können, was man als letzte Bedingung für die Fortsetzung des Lebens bezeichnen könnte. Wie tief fallen bisweilen die Arbeitslöhne und wie lange halten sie sich auf ihrem niedrigen Fuß! In solchen Fällen entäußert sich der Arbeitsmann seiner mäßigen Ersparnisse: er verkauft, Stück für Stück, sein armseliges Mobiliar; statt bekleidet zu seyn, ist er mit Lumpen bedeckt; und will er fortdauern, so muß er selbst seine Nahrung verkürzen . . .

Vieles wäre gewonnen, wenn der Arbeitslohn nach dem Preise der Subsistenz-Mittel geregelt würde. Doch wie viel fehlt daran! Die Subsistenz-Mittel erfahren in ihrem Preise bei weitem mehr Veränderungen, als die Arbeitslöhne. Würde die Arbeit nach Maßgabe der Kornpreise vergütet, so würden Mißernten für den Arbeitsmann sehr gleichgültig seyn. Dem ist jedoch nicht also. Ja, in Zeiten der Theurung bemerkt man nicht selten, daß eine Konkurrenz von Elend die Arbeitsleute nöthigt, sich um den niedrigsten Preis hinzugeben. Eine Art von Mißgeschick scheint die zahlreichste Klasse unablässig zu verfolgen. Werden in den Zeiten der Theurung die Arbeislöhne nicht er-

hö-

höhet nach Maßgabe des steigenden Preises der Lebensmittel, so leidet der Arbeitsmann; und heben sich die Arbeitslöhne dergestalt, daß ein Gleichgewicht hergestellt wird, so wird die vertheuerte Arbeit weniger gefordert: wo denn nichts weiter bleibt, als dem Arbeitsmann entweder weniger zu geben, oder, wenn der Arbeitslohn nicht vermindert wird, ihn nicht Tag für Tag zu beschäftigen.

Da es nicht an Köpfen fehlt, welche eine so traurige Erscheinung auf die Rechnung der Zivilisation bringen möchten, so muß man diesen sagen, daß das Schicksal der arbeitenden Klasse, selbst unter der verabscheuungswerthesten Verwaltung, im polizirten Zustande noch immer besser ist, als unter den Wilden: denn, wenn bei zivilisirten Völkern auf 10 Personen vielleicht 3 leiden, so steigt bei den Wilden die Zahl auf 9.

Die Frage ist, ob die Gesetze sich ins Mittel schlagen sollen, um die Lage der arbeitenden Klasse zu verbessern?

Herr von Sismondi hat, so viel an ihm ist, diese Frage entschieden. Denn, mit aller Abneigung von der Dazwischenkunft der öffentlichen Autoritat in Privat-Uebereinkommen, dringt er darauf, daß das Gesetz sich deßjenigen von den beiden Kontrahenten annehmen soll, der sich in einer so abhängigen Lage befindet, daß er sich genöthigt sieht, lästige Bedingungen einzugehen. So wie es nun unmöglich ist, über diesen Punkt nicht der Meinung des Herrn von Sismondi zu seyn, so kann man auch nicht umhin, eine Verfügung der brittischen Gesetzgebung zu loben, welche das Alter feststellt, unter welchem kein Manufakturist in England Kinder in seinen Werkstätten zur Arbeit

gebrauchen darf. Allerdings muß man zugeben, daß das Kind dürftiger Eltern dadurch nicht glücklicher wird, daß es nicht in einer Manufaktur arbeiten darf; allein jenes Gesetz vermindert gleichwohl das Elend, sobald man erwägt, daß die Zahl der Kinder sich in demselben Maße vermehrt, worin arme Eltern Gelegenheit haben, Vortheil von ihren Arbeiten zu ziehen. Doch dies gehört in das Kapitel von der Zunahme der Bevölkerung . . .

* * *

Alle schlechte Gesetze und Einrichtungen, alle Gebrechen, welche sich in die gesellschaftliche Organisation einschleichen, bewirken eins und dasselbe: sie berauben die Gesellschaft eines Theiles ihrer Existenz-Mittel. Da nun diese Beraubung die arbeitende Klasse stärker, als alle übrigen Klassen berührt: so ist sie auch mehr, als alle übrigen dabei betheiligt, daß der Staat gut verwaltet werde. Man sage also so viel als man wolle, daß die Reichen sich für die öffentliche Sache am meisten interessiren müssen, weil sie mehr zu verlieren haben; dem ist nicht so. Die Armen sind es, die sich das Wohl und Wehe der Gesellschaft am stärksten zu Herzen gehen lassen sollten; denn ihre Existenz steht auf dem Spiele, während die Reichen in ihrem Vermögen die Mittel finden, den widerwärtigsten Umständen Trotz zu bieten. Wenn die arbeitende Klasse sich wenig um die öffentliche Wohlfahrt bekümmert, so verräth sie dadurch nur, daß sie hinsichtlich dessen, was sie am meisten berührt, in der tiefsten Unwissenheit steckt.

Nicht weniger als zwei Drittel der Bevölkerung leben

vom Arbeitslohn. Wie kann aber da von Wohlergehen die Rede seyn, wo so viele in Zwang und Elend vegetiren? Wie ist es möglich, einen Staat glücklich zu nennen, wenn der größte Theil seiner Bewohner leidet? So lange man, selbst in reichen Ländern, die Mehrzahl in Elend schmachten und das Nothwendigste entbehren sieht, darf man nicht sagen, daß die Staatswirthschaftslehre die Prinzipe entdeckt habe, welche die Betriebsamkeit leiten sollen — darf man noch weniger behaupten, daß die Verwaltung sich dieser Prinzipe bemächtigt habe.

Das erste und sicherste Mittel gegen die Uebel, von welchen hier die Rede ist, würde immer die Unterweisung, d. h. die sittliche Entwickelung der intellektuellen Kräfte in allen Klassen der Gesellschaft seyn. So wie diese Unterweisung bisher ertheilt worden ist, hat sie freilich nicht geleistet, was sie leisten sollte. Doch ohne diesen Tadel hier noch weiter zu treiben, wollen wir bloß bemerken, in welchen Wirkungen sich die bessere Unterweisung künftig offenbaren muß.

Ein des Nachdenkens fähiger Arbeiter weiß, daß er seine Lage nicht dadurch verbessert, daß er Unruhe anstiftet; denn er weiß, daß dadurch die Nachfrage, deren Gegenstand er selbst ist, vermindert wird. Er weiß zugleich, daß das beste Mittel über die Konkurrenz zu triumphiren, darin besteht, daß man sich durch seine Geschicklichkeit und durch sein gutes Betragen auszeichnet. Erhält er auf diesem Wege nicht immer den höchsten Arbeitslohn; so darf er doch wenigstens gewiß seyn, immer Arbeit zu finden. Hat die arbeitende Klasse geistige Bildung erhalten, so nimmt sie auch Gewohnheiten an, welche ihr Wohlseyn sichern. Ueberall

gelangt man zu der Einsicht, daß der Arbeitslohn ausreichen muß für den, der ihn gewinnt. Die Gegenstände welche sein Unterhalt fordert, mögen alsdann noch so verschieden seyn; genug er gewinnt so viel, daß er nicht Ursache hat, sich zu beklagen. Zu London, zu Paris, zu Wien und zu Berlin würde ein Arbeiter in kurzer Zeit verkümmern, wenn er leben sollte von dem, was für einen Arbeiter in Bengalen hinreicht, für welchen es nicht bloß weniger Nahrungsmittel, sondern auch weniger Bekleidung, weniger Obdach und weniger Vergnügen bedarf, während alle diese Gegenstände billigeren Preises in Bengalen sind, als in Europa. Wenn also von Arbeitslohn die Rede ist, so versteht sich dabei von selbst, daß der Unterschied des Klima's und dessen, was in der Sitte von diesem herrührt, nicht aus der Acht gelassen werden darf. Wie groß dieser Unterschied aber auch seyn möge: so hat der Zivilisations-Grad noch immer einen stärkeren Einfluß, auf die Art sich zu nähren, zu bekleiden und zu wohnen. Zu Leuten, welche gewohnt sind, Schuh oder Stiefeln zu tragen, sagt man nicht; „wir zahlen euch weniger; seht zu, wie ihr fertig werdet; geht baarfuß!" Eine Art von Stolz auf der einen, und von Schaam auf der andern Seite, verhindert, daß die arbeitende Klasse auf das dringend Nöthige beschränkt werde.

Es ist gewiß ein großes Verbrechen, Arbeitern ungerechter Weise den Lohn vorzuenthalten; und man begeht dies Verbrechen, wenn man ihre Lage mißbraucht, d. h. wenn man sie nöthigt, für einen noch niederen Preis zu arbeiten, als der ist, den man ihnen zukommen lassen sollte. Doch, wenn die Erziehung der Armen gut ist, so ist die der Rei-

chen nicht schlecht. In diesem Zustande der Gesellschaft mögen Unternehmer, sei es aus Billigkeit oder aus Achtung für das Menschliche, das Uebergewicht, das sie ihrer Stellung verdanken, nicht mißbrauchen. Da giebt es sogar einzelne unter ihnen, die den Arbeitslohn verstärken, indem sie auf die Einführung von Hülfsvereinen, Sparkassen, Wohlthätigkeits-Anstalten bedacht sind, um den Bedürfnissen in den Zeiten des Unglücks und des vorgeschrittenen Alters zu Hülfe zu kommen.

Wie kommen sie dazu?

* * *

Die Berechnungen der Begehrlichkeit sind immer falsch und dem Vortheil Aller zuwider. Wird die Arbeit dadurch theurer, daß die Arbeiter Verstand und Einsicht erwerben: so sehen sich die Unternehmer reichlich dadurch entschädigt, daß sie nicht bloß eine größere Quantität von Produkten, sondern diese auch in vorzüglich guter Beschaffenheit erhalten. Wer sind denn die guten Arbeiter? Nur diejenigen, die ihr ganzes Selbst d. h. ihre Selbstliebe in die von ihnen zu verrichtende Arbeit legen. Welche Gefühle und Gesinnungen lassen sich von einem Bettler, oder einem Sklaven, oder einem Leibeigenen erwarten! Wo es an Anerkennung von Menschenrechten und Freiheit gebricht, da stößt man auch auf eine elende Bevölkerung, ohne Einsicht und ohne Thätigkeit. Nur allzu lange hat man sich über die wahre Ursache dieser Erscheinung getäuscht. Arthur Young macht die Bemerkung, „daß in Irland die Arbeit wohlfeilen Preises ist und doch sehr theuer zu stehen kommt.“

In dieser Bemerkung liegt eine vortreffliche Lehre für alle diejenigen, die, als Unternehmer, fremde Menschenkräfte in Anspruch zu nehmen genöthigt sind. Ihr Vortheil und der Vortheil ihrer Arbeiter sind nicht Entgegensetzte, wie man auf den ersten Anblick zu glauben verführt wird; und wenn irgend etwas den Merkantilismus, von welchem oben die Rede gewesen ist, bestreitet, so ist es die Anschauung von dem gemeinsamen Vortheil des Käufers und des Verkäufers.

* * *

Man muß daher, eben so sehr zum Vortheil der Betriebsamkeit als zum Wohle der Menschheit, sich davor hüten, den Arbeitslohn auf den niedrigsten Fuß zu stellen, den er erreichen kann. Zwischen dem Preis der Arbeit und dem Preis der den Arbeitern nützlichen Gegenstände giebt es Verhältnisse, die man respektiren muß. Dies ist jedoch bei weitem noch nicht Alles, was sich über diesen wichtigen Gegenstand bemerken läßt. In Wahrheit, man hat es noch nicht weit gebracht, wenn man zu der Einsicht gelangt ist, daß sich die öffentliche Wohlfahrt nicht auf das allgemeine Elend stützen läßt; aber auch damit ist noch sehr wenig geleistet, daß man auf eine Vermehrung des Arbeitslohns dringt, oder darauf besteht, daß dem Arbeiter für das, was er leistet, mehr Geldstücke gezahlt werden sollen . . .

Erhöbe man den Arbeitslohn für ein einzelnes Gewerbe, während er für alle übrigen Gewerbe niedrig bliebe: so würden sich die, welche jenes erste Gewerbe treiben, ganz

unstreitig wohlbefinden; denn sie würden mehr aufzuwenden haben, während der Preis der Gegenstände, deren sie bedürften, nicht erhöht würde. Macht man aber keine Ausnahme zum Vortheil einer Gattung der Betriebsamkeit, sondern bezahlt man alle Arbeiter besser: so wird jeder von ihnen von der einen Seite das verlieren, was er von der andern gewinnen wird. Die Vertheuerung der Produkte, welche durch eine Erhöhung des Arbeitslohnes verursacht ist, wird die Arbeiter in dieselbe Lage versetzen, worin sie sich vor derselben befanden; zwar werden sie mehr einnehmen, aber sie werden auch mehr ausgeben und ihr Elend wird seyn, wie zuvor; ja, es wird sich sogar vermehren. Die vertheuerten Produkte werden im Innern weniger Absatz finden und die Konkurrenz auf fremden Märkten nicht länger aushalten können; die Arbeit wird also abnehmen und das Elend wachsen. Die Staatswirthschaftslehre schließt viele verwickelte Fragen in sich. Indem man einer Klasse von Individuen zu Hülfe kommt, schadet man nicht selten anderen Klassen, und sehr oft wird eine unvorhergesehene Reaktion selbst derjenigen Klasse verderblich, die man hatte begünstigen wollen. Beispiele davon ließen sich in großer Menge aufstellen, wenn die Erfahrung des Lesers hierbei nicht zu Hülfe käme.

Eine Thatsache, die nicht weiter erwiesen zu werden braucht, ist, daß die Vertheuerung der Arbeit den Preis der Waare erhöht. Zwar meint Adam Smith, daß die hohen Gewinne bei weitem mehr, als die hohen Arbeitslöhne auf die Vertheurung der Produkte hinwirken; und daraus würde folgen, daß durch einen niedriger gestellten Profit-Satz die Erhöhung der Arbeislöhne aufgewogen wer-

den könnten. Allein der sonst so scharfsichtige Mann scheint sich in diesem Punkte geirrt, d. h. weniger genau gerechnet zu haben. Setzen wir den Fall, ein Manufakturist beschäftige 500 Arbeiter und sein jährlicher Gewinn betrage 4000 Thaler. Arbeiten seine Leute dreihundert Tage im Jahre und erhält jeder von ihnen täglich 10 Gr. so wird das Total der Arbeitslöhne 60,000 Thaler betragen. Hieraus folgt, daß der Theil der Waare, welcher die Gewinne repräsentirt, nur der funfzehnte deßjenigen seyn wird, der die Arbeitslöhne repräsentirt. Es springt demnach in die Augen, daß für den Werth der Produkte eine Erhöhung des Gewinns, selbst wenn diese stark wäre, minder fühlbar seyn würde, als eine, selbst schwache Erhöhung des Arbeitslohnes. Dies aber führt zu einem bedeutenden Ergebniß.

* * *

Die arbeitende Klasse, d. h. drei Viertel einer Nation, sollen in den Stand gesetzt werden, sich die, für ein angenehmeres Daseyn nöthigen Gegenstände zu verschaffen; und doch vermag eine Erhöhung des Arbeitslohns, wie allgemein eingestanden wird, ein solches Resultat nicht zu erzeugen. Hier ist demnach ein Problem von der höchsten Wichtigkeit zu lösen: ein Problem, das, wenn es ungelöst bleiben sollte, die Wissenschaft der Reichthümer oder die Staatswirthschaftslehre, in einem hohen Grade eitel und überflüssig machen würde.

Allein dies Problem kann gelöst werden.

Es giebt zwei Arten, ein Einkommen zu vermehren. Die Vermehrung kann eine numerische seyn; und wem die

zu Theil wird, der wird in ihr die Mittel haben, die Gegenstände, deren er bedarf, in größerer Quantität zu erwerben. Die Vermehrung des Einkommens kann aber auch dadurch bewirkt werden, daß man den Preis dieser Gegenstände vermindert, weil alsdann der Besitzer des Einkommens die Fähigkeit, sich dieselben in größerer Anzahl zu verschaffen, gleichmäßig bewahrt. Das Einkommen der Arbeiter wird durch den Arbeitslohn gebildet, und was diesen hoch oder niedrig stellt, ist nicht sein Nominal-Werth, wohl aber die größere oder geringere Quantität der nützlichen Dinge und der Bequemlichkeiten, die er sich dadurch verschaffen kann. Das wirksamste Mittel, den Arbeitslohn zu erhöhen, ist nun nicht eine numerische Vermehrung desselben — denn diese würde so viel als gar nichts leisten — wohl aber eine Verminderung des Waarenpreises. Das allgemeine Wohlseyn wird immer die Wirkung der Wohlfeilheit der Produkte seyn.

Muß man annehmen, daß die Arbeiter unwissend und schlecht sind, so wird die Herabsetzung des Waarenpreises eine Verminderung des Arbeitslohns zur Folge haben. Dagegen haben wir gesehen, daß Erziehung, d. h. Entwickelung der geistigen und sittlichen Fähigkeiten der arbeitenden Klasse die Gewöhnungen giebt, welche ihr Wohlseyn fordert, und zugleich der Gewalt der Manufakturherrn oder Unternehmer eine Gränze setzt. Was bleibt nun noch übrig?

Die nützlichste Waare sind die Körner, welche uns als Hauptnahrungsstoff dienen. In einem Lande, wie England, wo der Grund und Boden großen Eigenthümern angehört, würde es nur vortheilhaft seyn, den Preis des Ge-

treides herabzusetzen, wenn diese Verminderung nicht eine zweite Verminderung zur Folge hätte, nämlich die des Pachtquantums oder die Grundrente. Wer nun wüßte wohl nicht, wie viel mit dieser Verminderung für Großbritanniens politisches System in Verbindung steht, wiewohl es eine ausgemachte Sache ist, daß, wenn man sich des Bodens eines Staats bemächtigt hat, man es nicht darauf anlegen muß, die Produkte desselben den Mitbewohnern allzu theuer zu verkaufen? England wird und muß erfahren, wohin eine solche Einrichtung führt. In anderen Ländern, wie in Frankreich und in einzelnen Theilen Deutschlands, wo die Zahl der kleinen Grundeigenthümer beträchtlich ist, hat man keine Ursache zu wünschen, daß niedrige Kornpreise eintreten; man muß sich vielmehr auf den Wunsch beschränken, daß sie nicht allzu sehr in die Höhe gehen und sich so viel als möglich gleich bleiben. Lebensmittel sind jedoch nicht Alles für die arbeitende Klasse; sie bedarf noch der Bekleidung und der Bedachung; und wenn diese Gegenstände niedrigen Preises sind, so ist es ihre Schuld, wenn sie darbt und nicht vielmehr zurücklegt. Was man erhöheten Arbeitslohn nennt, kann traurige Folgen nach sich ziehen. Die Herabsetzung der Waarenpreise dagegen bringt ganz entgegengesetzte Wirkungen hervor; denn sie vermehrt die Nachfrage und wird eine Quelle von Gewinnen. Ein hinzukommender Beweis, das der Vortheil des Unternehmers nicht in Widerspruch steht mit dem des Verzehrers und des Arbeitsmannes!

Indem nun das allgemeine Wohlseyn auf keinem anderen Wege errungen werden kann, als auf dem der Wohlfeilheit der Produkte, darf man wohl die Behauptung wagen,

daß man auf eben diesem Wege alle Mittel, die größten gesellschaftlichen Verbesserungen zu Stande zu bringen, antreffen werde. Bis zu welchem Grade Gegenstände, welche zur Befriedigung unserer Bedürfnisse dienen, in Fülle vorhanden und niedrigen Preises seyn können: dies ist noch nicht ermittelt und vielleicht in einer gegebenen Zeit gar nicht zu ermitteln, weil sich Erfindungen, die noch erst gemacht werden sollen, nicht vorweg nehmen lassen. Die Fortschritte der Zivilisation streben indeß unablässig dahin, den Preis der Waaren zu vermindern; denn sie vermehren die Konkurrenz und vervielfältigen die rohen Stoffe, indem sie zugleich das Verfahren in den Fabriken theils abkürzen, theils minder kostspielig machen.

Unterstützen muß man diesen Antrieb durch Freiheit, Unterweisung und Friedensliebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Betrachtungen
## über
## die Stellung der Staats-Kontrolle gegen die Verwaltung.

(Eingesendet.)

---

Als das französische Ministerium, welches die siegende Opposition das beklagenswerthe nannte, vom Schauplatze abtrat, erstattete der neue Finanz-Minister (Graf Roi) am 12. März 1828 in der Kammer der Deputirten einen Bericht über den Zustand der Finanz-Verwaltung so wie er dieselben von seinem Vordermann im Amte überkommen hatte. Außer einer neu erschaffenen Staatsschuld von 1000 Millionen Franken, wozu die dringende Veranlassung keineswegs in dem Bedürfnisse des Staats zu finden war, sondern lediglich in dem Bedürfnisse der Gewalthaber, sich einen zahlreichen Anhang zu verschaffen, lag, ein Bedürfniß, dem man den Mantel einer, jedenfalls übel verstandenen National-Großmuth überzuwerfen für gut fand — und außer einer schwebenden Schuld von mehr als 140 Millionen, wies der neue Finanz-Minister dem abtretenden nach, daß derselbe aus der Periode von 1814 bis 1824 ein Deficit von 131 Millionen unberichtigt gelassen, für das Jahr 1827 ein anderes von 41 Millionen, und für das Jahr 1828 ein drittes von 33 Millionen herbeigeführt hatte. Daneben bewies derselbe durch überzeugende Zahlen, daß das Resultat der Finanz-Wirthschaft neben der starken Vermehrung der öffentlichen Schuld kein anderes gewesen sei, als die

öffentlichen Ausgaben über die, obwohl wachsenden Einnahmen hinauszutreiben, und daß es, ungeachtet aller Bemühungen, selbst bei vorausgesetzter Bewilligung eines Kredits von 150 Millionen in bons royaux, nicht möglich seyn werde, für das Jahr 1829 ein Deficit von 16 Millionen zu vermeiden. Die Kammer hörte diesen Bericht mit Erstaunen und mit einem Unwillen an, welcher um so größer war und um so begründeter erscheint, je glänzender die Schilderungen des vorigen Ministers gewesen waren. Das hätte sie nun freilich nicht thun sollen: denn, wenn die Finanz-Verwaltung so verschwenderisch zu Werke gegangen war, so trug die Kammer die Schuld der freiwilligen Zustimmung dazu, und wenn sie sich durch den Glanz der Darstellungen ihres Ministers täuschen ließ, so hatte sie vergessen oder nicht beachtet, daß es der ganz allgemeine Typus aller Reden und Schriften der Finanz-Minister ist, auf große Ueberschüsse und größere Hülfsquellen hinzudeuten.

Wie leicht und gern sich aber die Väter des Vaterlandes überreden lassen, daß es mit ihrer Verwaltung vortrefflich zustehe: dies lehrt nicht nur jedes Blatt der Finanz-Geschichte, sondern es ist auch ein ganz besonderes, höchst beachtenswerthes Zeichen unserer Zeit geworden.

Als Pitt in den verhängnißvollsten Jahren des Revolutions-Kriegs von Jahr zu Jahr steigende Anleihen machen mußte, welche mehr oder weniger die Maße des umlaufenden Geldes verschlangen, trat er jedesmal mit Price's chimärischer Rechnung in der Hand vor das Parliment, und führte den arithmetischen Beweis, daß Englands Hülfsquellen unerschöpflich seien. Die warnenden Worte des besonnenen und gelehrten John Sinclair wurden stets über-

hört, nicht selten sogar verspottet. Hamilton's spätere Rechnungen, woraus unläugbar hervorging, daß das ganze berühmte Gebäude des Tilgungs-Fonds zu nichts diene, als die Nachtheile der Art des Schuldenmachens, welche Pitt eingeführt hatte, in einigem Verhältnisse auszugleichen, blieben ohne Erfolg; nicht 34jährige Erfahrung, sondern allein die schwindelnde Höhe der Schuldenmasse, die dringendste Noth des Landes, die absolute Unmöglichkeit des Fortschreitens auf dem trüglichen Wege, brachten endlich den Lord Grenville, einen der ältesten, der eifrigsten und einflußreichsten Anhänger des Pittschen Systems zu dem öffentlichen Bekenntnisse *), „daß die ganze Rechnung des Price eine praktische Fabel, und das Tilgungswesen ein Hirngespinst sei." —

Jetzt freilich nagt man dort an den Nägeln, sucht Hülfe, wo keine mehr zu finden ist, elaborirt fiskalische, abgeschmackte, den Grundsätzen der National-Wirthschaft widersprechende Korngesetze, und greift zu dem unsittlichsten aller Mittel, welches den Ruin der Staatswirthschaft wie des Nationalwohls nach sich ziehen wird: zur Reduktion der Zinsen. Dies ist der zweite Fehler, ein Kind des erstern, aber noch böserer Natur, wodurch das ganze Gewebe aller Wirthschaftlichkeit mit ätzender Kraft zerstört wird. The first fault is the child of simplicity, but every other the offspring of guilt. Wenn es sich nicht vor unsern Augen so zutrüge, würden wir schwer an die Möglichkeit glauben, daß unsere ganze Finanz-Kunst im

*) Essay on the supposed advantages of a sinking-fund — by Lord Grenville — London 1828.

Effekten-hook stecke, daß die Kourszettel das Evangelium der Staats-Finanz enthalten, und daß wir uns alle mit offenen Augen von den Papierhändlern und ihren Patronen mystifiziren lassen. Wir lassen uns gläubig sagen, daß eine wahrhaft weltgeschichtliche Beziehung in dem Umfange liege, welchen das Unwesen der Staatspapiere neuerer Zeit erhalten hat, daß der Inhaber der Staatspapiere nicht bloß Besitzer einer zu Recht beständigen, vom Staate garantirten, unveränderlichen Forderung sei, sondern daß er zugleich das wandelbare Verhältniß des Grundbesitzers theile aber in einer höhern, das heißt, schwindelnden Sphäre, wo der Gang der Weltbegebenheiten die Verhältnisse des Privatrechts bedingt, und seinen, den guten Glauben vernichtenden Einfluß unmittelbar manifestirt. Wir lassen uns den hebräischen Unsinn als Grundsatz aufbürden, daß in dem Zinssatze wesentlich das Verhältniß der Arbeit zum ruhigen Besitze ausgedrückt werde, daß die fakultative Umwandelung der französischen Rente und die gleichzeitige Schöpfung von 1 Milliard neuer Schulden (Villele's Operationen) einen festen Maßstab für den Staats-Kredit behufs einer durchgreifenden Zins-Reduktion abgebe, und daß das große Verdienst des Papierhandels darin bestehe, den Staats-Kredit nach und nach zu seinem wahren Werthe gebracht zu haben, so daß er mit dem Privat-Kredit in die Schranken treten — auf Null kommen — könne. Solche Nivelleurs sind heut zu Tage unsre Heiligen.

Doch ich kehre zur französischen Deputirten-Kammer und dem dort vorgelegten Deficit zurück.

Um der Sache besser auf den Grund zu kommen, als

durch die Angaben des Grafen Roi geschehen konnte, um den eigentlichen Sitz der Krankheit kennen zu lernen, und daraus auf die angemessensten Heilmittel geleitet zu werden, machten die besonnenen und tiefer schauenden Mitglieder der Kammer den Vorschlag, daß von dem Rechnungshofe (cour des comptes) ein Bericht über den rechnungsmäßigen Zustand des Staatshaushalts in seinen verschiedenen Zweigen erfordert werden möge. Dieser verständige Antrag wurde jedoch durch die Bemerkung beseitigt, daß dergleichen Kontroll-Recherchen noch niemals einen Nutzen oder überhaupt einen Erfolg gehabt hätten. Wie sehr mir auch damals eine solche Behauptung auffiel, so fehlte es mir doch an Zeit und näherem Interesse, dieselben zu verfolgen, oder ihren Unwerth genauer zu erwägen. Eine neuerlich bei den Verhandlungen über das brittische Budget gegebene, durch die Bedenklichkeit des französischen Zuges nach Algier noch interessanter gewordene Veranlassung hat mich inzwischen auf den Gegenstand zurückgeführt, wobei ich denn auf die Frage gerathen bin: „welche Stelle soll und muß die Kontrolle in der Verwaltung eines wohlgeordneten Staats einnehmen?"

Die Frage hat nicht bloß eine staatswirthschaftliche, sondern auch eine staatswissenschaftliche Bedeutung und verdiente wohl eine recht gründliche Beantwortung. Nur fürchte ich, daß wir vor der Hand vergebens darauf warten werden, bis etwa die Folgen der gegenwärtigen Geld-Verwirrung uns die Sache näher ans Herz gelegt, und wir dann endlich erfahren haben werden, was die Geldwirthschaft ist und bedeutet. Es fehlt mir sowohl an Geschick, wie an Muße, die Frage zu beantworten, wenn ich

auch

auch sonst Neigung haben mögte, mich daran zu wagen. ich beschränke mich daher auf die Vorfrage, was eine Staats-Kontrolle seyn kann und muß, sowohl in rein finanzieller, als in administrativer Beziehung. Dabei muß ich allerdings bedauern, daß mir theils Zeit, theils Gelegenheit abgehen, um alles oder auch nur das Erheblichste von demjenigen nachzulesen, was etwa Seckendorf in seinem „deutschen Fürstenstaate," und nach ihm viele andre Schriftsteller über diesen Gegenstand gesagt haben; ich kann nur hin und wieder aus dem Gedächtnisse darauf hindeuten. Im Allgemeinen weiß ich jedoch, daß keiner unter allen die Sache mit derjenigen Aufmerksamkeit betrachtet hat, die sie doch wohl verdienen dürfte, wofern man überhaupt zugeben muß, daß Schutzmittel nothwendig sind, um die Erhaltung des bestehenden Guten zu sichern, und daß neben dem Gesetzgeber ein Richter stehen muß, der die Gesetzlichkeit hütet.

Bei den großen und vielfachen Bemühungen unserer Oekonomisten, im weitesten Sinne dieses Worts, die National- und die Staatswirthschaft auf geläuterte, aus der Natur der Gesellschaft und aus den Bedingungen der Verrichtungen in derselben hergenommene Grundsätze zurückzuführen, Bemühungen — denen wir in der That auch in der Praxis der Staatsverwaltung schon sehr erhebliche und schätzbare Verbesserungen zu danken haben — ist auch das Kassen- und Rechnungswesen ein Gegenstand der sorgfältigsten Prüfung geworden. Wer nun dies Kassen- und Rechnungswesen nur nach seinen äußeren Umrissen beurtheilt, und etwa im kaufmännischen Geiste den Maßstab einer doppelten Buchführung oder dergleichen daran legt, der wird freilich sehr

geneigt seyn zu glauben, daß es dabei im Wesentlichen nur auf äußere Formen ankomme. Mit einer solchen oberflächlichen Prüfung und in einem so leichten Glauben hat eine Schaar mittelmäßiger Köpfe den Beruf zu fühlen vermeint, sich an der Ausarbeitung jener Formen ergehen zu können. Dabei ist denn eine Masse von Vorschlägen zu Formularen, Buchführungen, Kontrollen u. s. w. zum Vorschein gekommen, worüber man billig in Schrecken geräth: das Rechnungswesen aber ist in eine Entsetzlichkeit von Formen gehüllt, wodurch zwar die Verwaltung ins Unendliche erschwert, die Zahl der Angestellten vermehrt, aber die Sache selbst, das heißt die übersichtliche Ordnung und Regelmäßigkeit des Haushalts, nicht besser befördert wird, als sich auf bei weitem einfacherem und kürzerm Wege auch erreichen ließe. Indeß ergötzen die mikrologischen Kleinköpfe sich an solchem Formkram, der ihnen desto wichtiger erscheint, je verworrener er ist. Einer unserer besten staatswirthschaftlichen Schriftsteller (ich glaube, Lotz) setzt den höhern Zweck aller Verbesserung des Rechnungswesen darin, daß in den Rechnungen ein Bild von der Wirthschaftlichkeit der Verwaltung gegeben werde, und will deßhalb, daß das Staats-Rechnungswesen die möglichste Klarheit in alle Zweige des Haushalts bringe und die Sicherung aller öffentlichen Gelder gegen zweckwidrige Verwendung gewähre. Dies ist es allerdings, wohin gewirkt werden muß, was aber in dem Wust von Formen, womit unsre Kassenmänner uns verschütten, nothwendig zu Grunde geht. Doch das rührt sie nicht, denn sie begreifen es nicht.

Zu diesem, Zeit und Geist tödtenden Formenwesen, welchem die ängstlichste Krittelei unfehlbar auf dem Fuße folgt,

weil der beschränkte Formenmensch außer dem Bereich seiner Formulare kein Heil und keine Rettung kennt, hat sich nun auch noch eine andre, an sich weit gediegenere Idee, die aber ebenfalls zum Zerrbilde umgestaltet ist, die des Etatswesens, gesellt.

Der Gedanke an sich, den nothwendigen oder wahrscheinlichen Bedarf einer Verwaltung festzustellen, ist eine unmittelbare Folge des Bedürfnisses, das zur Erhaltung des Staats und seiner gesellschaftlichen Institutionen erforderliche Einkommen zu bestimmen; denn dieses wird durch jenen bedingt. Wenn die Haushaltung eines Staats mit derjenigen Genauigkeit geregelt werden soll, welche die Verhältnisse zulassen, so muß vor allen Dingen die Frage beantwortet werden: was bedarf diese Haushaltung? und dieses führt unfehlbar zur Untersuchung und Abschätzung der Erfordernisse aller einzelnen Verwaltungszweige. Die Grundlagen solcher Abschätzungen oder Ueberschläge, welche Verwaltungs-Etats genannt werden, sind auf der einen Seite die Erfahrungssätze aus der früheren Verwaltung, auf der andern die höhere und erweiterten Zwecke des Haushalts, bedingt durch das steigende Bedürfniß einer wachsenden Bevölkerung, einer fortschreitenden Bildung, einer beruhigenden Sicherheit des äußern und innern Staatsverbandes und der Volksehre, eines vervielfältigten Anspruchs an Bedürfnisse und Genüsse des Lebens und des geselligen Wohlseyns. Solchen Ausgaben-Etats werden hiernächst die Einnahme-Etats gegenüber gestellt, d. h. die annähernde Abschätzung der Einkünfte des Staats aus allen verschiedenartigen Einnahmequellen, und die Vergleichung dieser beiderseitigen Schätzungen ist ohne Widerrede das wichtigste

Geschäft der obersten Staatsbehörde, weil damit alles zusammenhängt, was die Erhaltung des Staats und der gesellschaftlichen Verrichtungen in demselben bedingt.

Der Haupt-Finanz-Etat, den man aus einer kapriziösen Anglomanie das Budget zu nennen beliebt, ist die Zusammenstellung der Ergebnisse aller einzelnen Verwaltungs-Etats: die letztern müssen daher mit der möglichsten Sorgfalt geprüft werden, wofern jener eine brauchbare Norm für die ganze Staatsverwaltung seyn soll. Man kann dabei nicht zu scharf prüfen, nicht zu genau sichten, nicht zu sehr ins Einzelne gehen; wenn es ein Staatsgewissen giebt, so liegt hier der Wirkungskreis desselben; wenn es eine Staats-Nemesis giebt, so übt sie hier ihr warnendes und auch ihr strafendes Richteramt aus. Aber beides, dies Gewissen und diese Nemesis, sind nicht der ausschließliche Antheil einer einzigen Behörde: sie sind vielmehr mit jeder Verwaltung verbunden und folgen ihr in alle einzelne Verzweigungen. Nur die Verwaltung selbst, welche inmitten der Verwalteten steht, vermag zu beurtheilen, was diese leisten können, was ihrer Erhaltung Noth thut, und was zur Erreichung der vorgegebenen Staatszwecke in Beziehung auf die einzelnen Institutionen erfordert wird. Eine Zentralbehörde, welche hierbei übernehmen wollte, ein gemeingültiges Urtheil zu fällen, würde ihre Kräfte unendlich überschätzen, weil es nimmer möglich seyn wird, alle zahllosen Modifikationen zu vereinigen, denen die allgemeinern Staatszwecke durch örtliche Abweichungen, durch eigenthümliche Besonderheiten der Verhältnisse und der bereiten Mittel unterworfen sind. Am wenigsten wird dieses möglich seyn, in sofern der Staat seine Einnahmen aus eignen Verwaltungen, z. B. der Do-

mainen, der Regalien, der Monopolien u. s. w. bezieht; denn hier treten jenen Oertlichkeiten noch alle die Schwankungen hinzu, welche mit der eignen Bewirthschaftung unvermeidlich verbunden sind. So weit reicht die Kontrolle nicht, in deren Wirkungskreis es überhaupt nicht liegt, die Mittel und Wege der Verwaltung von vorn herein festzustellen: ein Geschäft, welches ihr auch aus einem andern subjektiven Grunde, den ich bald anführen werde, nicht zustehen kann. Wollte man hierbei etwa auf dasjenige zurückweisen, was Jakob in seiner Staats-Finanz-Wissenschaft von einer Staats-Kontrolle fordert, oder derselben beigelegt wissen: so muß man dabei zugleich bemerken, daß dieses eine Zusammenstellung von Attributen ist, wie sie in dieser sublinarischen Welt nicht anzutreffen ist: ein Ding, welchem nach dem römischen Titulatur-Buche zum mindesten das Prädikat eternitas tua oder divinitas tua zukommen würde; ein Inbegriff von Weltweisheit endlich, wobei aber alle praktische Staatsweisheit zu Grunde gehen würde. Daß gar kein Fehler begangen werde, liegt außer dem Bereich menschlicher Beschränktheit, und keine Kontrolle kann jemals die Gewähr dafür übernehmen. Dies ist auch dem Wortbegriffe fremd: man kontrollirt nicht den Willen, sondern die That. Aber begangene Fehler zu erkennen und gut zu machen, oder doch für die Folge zu vermeiden, dies überschreitet nicht die menschliche Kraft, und hier, aus den Erfolgen der Vergangenheit auf die bewegenden Elemente derselben, aus dem, was sich in der National- und Staatswirthschaft als Ergebniß der ergriffenen Maßregeln zugetragen hat, auf den Werth der Letztern zu schließen — hier ist der Wirkungskreis einer erfolgreichen Staats-Kontrolle, die sich ihres Standpunkts bewußt ist.

Gleichwohl fällt das allgemeine Urtheil über die Bedeutung der Kontrolle ganz anders aus; sehr wahrscheinlich weil man entweder den eigentlichen Zweck ihrer Beschäftigung da nicht sucht, wo er in der That liegt, oder weil man aus den äußern Formen ohne nähere Prüfung auf den innern Bestand schließt. Das erste geschieht von dem größten Theile selbst wohl unterrichteter Männer, und beinahe von allen staatswirthschaftlichen Schriftstellern. Sogar der geistreiche Verfasser der Schrift „Weltreichthum, National-Reichthum und Staatswirthschaft," der, von einer tief gedachten Idee ausgehend, mit rhapsodischer Eile das ganze Gebäude der Staatswirthschaftslehre übers Knie zu brechen drohet, von dem daher wohl etwas anderes und besseres zu erwarten gewesen wäre, sogar dieser hat sich nicht die Mühe gegeben, das Wesen der Staatskontrolle aufzufassen, und ihr die rechte Stelle anzuweisen. Den einen Theil der Geschäfte derselben, nämlich die Prüfung der Gesetzmäßigkeit, der inneren Zweckmäßigkeit und der staatswirthschaftlichen Güte der Verwaltungs-Maßregeln legt er, sonderbar genug, der Verwaltung selbst bei, und macht diese auf solche Weise zum Richter in eigner Sache; den andern Theil, nämlich die Prüfung der Verwaltungs-Rechnungen fertigt er schnöde damit ab, daß er in einer Probatur des Kalkuls und der Rechtmäßigkeit einer Ausgabe bestehen möge. Wenn solche Urtheile von solchen Männern ausgehen können, was darf man dann von dem größern Theile des Publikums erwarten, welches nicht über die äußere Gestaltung hinaus sehen kann, die allerdings oftmals sonderbar genug erscheinen mag.

Denkt man sich Etats, welche die kleinsten Kleinig-

keiten bestimmen, und als Fundamental-Gesetze der Verwaltung gelten sollen; denkt man sich dazu ein, mit der höchstmöglichen Zahl von Formen überladenes und gefesseltes Kassen- und Rechnungswesen, und nun daneben eine sogenannte Kontrolle, welche jene Etats in der einen Hand, diese Rechnungen in der andern, hier die Beobachtung aller möglichen und unmöglichen Formen, dort die unbedingte Einhaltung aller kleinsten, auch nur approximativ gestellten Etatssätze mit unerbittlicher Strenge verfolgt: so erhält man freilich ein sehr verworrenes Bild, dem es an aller Gestaltung fehlt. Aus einer solchen Verbindung unmöglicher Dinge mag gleichwohl der dunkle Begriff entstanden seyn, woraus das typisch gewordene Vorurtheil gegen alle Kontrollen und Rechnungshöfe sich gebildet hat. Auch mag es hie und da nicht an besser Unterrichteten fehlen, die sich aus eigenthümlichen Gründen die Mühe geben, in der Kontrolle nur ein Chaos leerer Formen, ein Streben nach kleinlicher Tadelsucht zu sehen und zu schildern, woraus der öffentlichen Meinung, wie sie sich sogar noch jüngst in der französischen Deputirten-Kammer aussprach, eine schiefe Richtung eingeprägt wird. Wenn man nicht im Reinen ist über das, was gefordert wird; wenn man nicht weiß oder nicht wissen will, was vorgeht; wenn man wohl gar absichtlich Thatsachen entstellt: nun freilich, dann kann man ein schiefes Urtheil fällen. Aber dies ist es grade, was zur näheren Prüfung anreizen muß; denn es kommt hier auf eine Staats-Institution an, die viele für unnütz oder beschwerlich, einige für zweifelhaft halten, und die also entweder aufhören, oder durch die klare Bestimmung dessen, was ist, seyn kann und soll, gehörig gewürdigt werden muß.

Selbst die Gegner aller Kontrolle räumen dennoch ein, daß sie nothwendig sei; schon deßhalb weil die Komptabilität der Verwaltung von irgend einer dritten unabhängigen Behörde geprüft werden muß. Also ist sie doch kein leerer Kampf gegen selbstgeschaffene Windmühlen; sie hat also doch wenigstens einen reellen, wenn gleich nur rein finanziellen Zweck, und dieser kann wohl kein anderer seyn, als die Staatsrechnungen zu prüfen, in wiefern bei der Verwaltung der Staatseinnahmen und Ausgaben nach denjenigen Gesetzen, allgemeinen Vorschriften und besondern Anordnungen verfahren ist, welche in dieser Beziehung erlassen sind. Auf diesem Wege wird die Staats-Kontrolle also ganz natürlich dahin wirken, daß Mißverständnisse und Mißgriffe berichtigt, Einseitigkeitrn jeder Art behindert, Mißbräuche abgestellt und möglichen Unredlichkeiten vorgebeugt, oder das Verbrechen gebührend geahndet werde.

Ob eine solche Prüfung des öffentlichen Haushalts in der geordneten Staatsverwaltung nützlich, ob sie zur Erhaltung der Ordnung und zur allmähligen Verbesserung des geregelten Ganges der Verwaltung hochwichtig sei: das kann wohl nur von denen in Zweifel gezogen werden, welche, mit dem Mechanismus der Verwaltung unbekannt, sich dennoch berufen glauben, über das Räderwerk und die Triebfedern desselben ein vorlautes Urtheil zu fällen. Die Kontrolle, deren Bestimmung es ist, zu jenen Zwecken das an sich gewiß äußerst mühsame, und durch seine höhere Tendenz eben so schwierige Geschäft der Prüfung der Staatsrechnungen zu übernehmen, steht als schützende Bewahrerin des Rechts, der Gesetzlichkeit, der allgemeinen Ordnung in eigenthümlicher Unabhängigkeit neben den obersten Staats-

behörden, denen sie zur Erreichung des gemeinsamen Zwecks die Hand reicht. Sie thut, was jenen Verwaltungsbehörden nicht möglich ist, nämlich darüber zu wachen, daß alles dasjenige, was zur Erfüllung des Staatszwecks in allen einzelnen Verzweigungen des gesellschaftlichen Vereins geschehen soll, mit haushälterischer Anwendung der dazu bestimmten Mittel wirklich geschehe, und jeder Abweichung davon, jeder Ableitung der gegebenen Mittel zu fremden Zwecken mit unermüdeter Aufmersamkeit, mit unerbittlicher Strenge entgegen zu treten. Sie muß, um diesen Beruf zu erfüllen, mit einer durchdringenden Kenntniß von dem ganzen Haushalte, seinen Grundsätzen, Zwecken und Mitteln eine gereifte, vorurtheilsfreie Urtheilskraft, eine unbestechliche Unabhängigkeit und eine nie erschlaffende Wachsamkeit verbinden. Sie schwebt, so denke ich es mir, als der wachende Geist des Rechts und der Ordnung, über dem ganzen Teppich der Verwaltung, die einzelnen Fäden des vielfach verschlungenen Gewebes mit prüfendem Auge verfolgend, um jeder Abweichung mit fester Hand zu wehren, und jeder Störung im Einzelnen zu begegnen, welche die Verwirrung des Ganzen zur Folge haben würde. So übt die Kontrolle ein finanzielles Richteramt aus: sie findet in den Staatsrechnungen die Mittel zur Information, in den bestehenden Verwaltungs-Maximen die Grundlage für das Urtheil, in den obersten Verwaltungsbehörden die ausübende Macht zur Vollstreckung des Urtheils. In diesem, wohl gewiß ungewöhnlich schwierigen Beruf gebührt der Staats-Kontrolle, wie jedem obersten Gerichtshofe, ein hohes Vertrauen, eine äußere Stellung und eine innere Verfassung, welche diesem Vertrauen, der damit verbundenen öffentlichen

Achtung und der ihr eigenthümlichen administrativen Unabhängigkeit entspricht. Vor der Revolution in Frankreich machte die Kontrolle einen integrirenden Theil des Pariser Parlements aus; und mich dünkt, daß die Bedeutung derselben und ihre äußere Stellung gegen die Verwaltung, wie gegen die Verwalteten, durch nichts so klar angedeutet werden könne, als eben durch diese ihre Verbindung mit dem höchsten Gerichtshofe und dem uralten Vertreter der öffentlichen Rechte. Jeder Verwaltungszweig, jede selbstständige Korporation im Staate, jedes gesellschaftliche Recht sollte einen kraftvollen und unabhängigen Vertreter in der Staats-Kontrolle finden, damit den begründeten Ansprüchen Aller an die Wohlthaten der gesellschaftlichen Institutionen eine gleich sorgfältige Beachtung zu Theil werde.

Bei der großen Wichtigkeit der Gegenstände, welche von der Staats-Kontolle geprüft werden sollen, wovon nicht nur die fortschreitende Verbesserung der Verwaltung in großen Verhältnissen abhängt, sondern auch das gleichmäßige Gedeihen der einzelnen gesellschaftlichen Institutionen bedingt wird, und bei der inneren Schwierigkeit dieser Prüfung, muß die Kontrolle eine Anzahl von Arbeitern in sich schließen, denen bei einem nicht gewöhnlichen Grade von Bildung, der noch weniger gewöhnliche Scharfsinn beiwohnt, aus einzelnen Ergebnissen der Rechnung, in sofern diese ein Bild der Verwaltung abgiebt, sowohl rückwärts auf den Geist dieser letztern, als vorwärts auf die Erfolge ihrer Maßregeln in staats- und nationalwirthschaftlicher Beziehung zu schließen. Da aber auch der gebildete und vorurtheilsfreie Forscher in Dingen von so großer Bedeutung und so weitschichtiger Vielseitigkeit ein schüchternes Mißtrauen in seine

Kenntniß, seine Ansicht und Meinung setzen muß: so scheint es mir nothwendig, daß das Resultat der Rechnungsprüfung einer gemeinschaftlichen Berathung, einem kollegialischen Endbeschlusse unterworfen werden müsse, wobei jedem Mitgliede eine ganz freie und unabhängige Aeußerung seiner Meinung unbedenklich zustehen würde. Mit dem allen mögte es indessen noch zur wesentlichen Frage kommen, in welcher Art die Staats-Kontrolle das ihr übertragene Richteramt ausüben könne, und ob es dazu durchaus erforderlich sei, alle und jede der fast zahllosen Rechnungen, welche durch die Verwaltung herbeigeführt werden, bis in die kleinsten Einzelheiten zu prüfen. Nach der allgemeineren Ansicht, welche ich von den eigentlichen Zwecken und den disponibeln Mitteln einer Staats-Kontrolle habe, würde ich die Antwort hierauf verneinend abgegeben; ich bescheide mich indessen gern, daß die Sache von zu großer Bedeutung ist, um ohne die reifste Erwägung entschieden zu werden, und beschränke mich daher auf die Mittheilung derjenigen Betrachtung, aus welcher meine Ansicht hervorgegangen ist.

Wenn man erwägt, aus welcher Zahl von Elementar-Rechnungen die Haupt-Finanz-Rechnungen eines Staats besteht, so wird man leicht einräumen, daß die besondere Prüfung jedes einzelne dieser Elemente für einen einzigen Zentral-Rechnungshof eine mehr als herkulische Arbeit sei. Die Möglichkeit der Lösung einer solchen Aufgabe würde das starre Ankleben an unabweichlicher Gleichförmigkeit der strengsten Formen des Kassen- und Rechnungswesens zur nothwendigen Folge haben, weil sich die Rechnungen ohne Beobachtung solcher Formen durchaus jeder kontrollirenden Behandlung entziehen würden. Eben diese Formen aber

führen eine Unendlichkeit von kleinen und kleinlichen Rücksichten herbei; ihre Beachtung macht ein Heer von Beamten, von Formen- und Zahlenmenschen nothwendig, welche weder Sinn noch Geist für das Wesen der Komptabilät haben, dasselbe vielmehr unter der Last der Formen zu Boden drücken und statt den Zweck der Kontrolle zu erleichtern, denselben vielmehr in unerreichbare Ferne hinausrücken. Aus einer Kontrolle wird sodann unfehlbar ein Gespenst von Formen, deren Masse die Gestaltlosigkeit desselben bedingt, das man mit natürlichem Widerwillen betrachtet, und als ein unwesentliches Schreckbild aus der Verwaltung zu verbannen sucht. Hat die öffentliche Meinung wohl so ganz Unrecht, wenn sie über die Staats-Kontrolle, welche hinter diesem Gespenst verborgen lauert, den Stab bricht?

Gesetzt indessen, daß es möglich zu machen wäre, alle einzelne Elementar-Rechnungen einer ganzen Staats-Verwaltung im Mittelpunkte einer Kontrolle zu prüfen, und gesetzt das Schwerere, daß die staatswirthschaftlichen Zwecke dieser Prüfung von dem Bombast der Rechnungsformen frei erhalten werden könnten: so bliebe immer noch die Frage übrig: ob der Kraftaufwand an Zeit und Menschen, welcher zu einer so speziellen Prüfung erfordert wird, wohl in irgend einem erträglichen Verhältnisse zu dem Nutzen stehen sollte, welcher daraus gezogen werden kann? Mir wenigstens, so wie ich die Sache nach ihren äußern Anzeichen zu beurtheilen vermag, scheint dieses äußerst zweifelhaft; und ich stelle darüber folgende Betrachtung an. Zuvörderst wird man wohl billig voraussetzen dürfen, daß in einem wohl geordneten Haushalt am Ende nicht sogar viele erhebliche Mißgriffe oder

Mißbräuche vorkommen werden, die es der Mühe werth machen könnten, die übermäßige Arbeit einer genauen Revision sämmtlicher Spezialrechnungen vorzunehmen. Man legt es doch nicht etwa darauf an, Fehler zu entdecken oder gar zu erfinden, wo keine sind; das fortgesetzte Hinwirken auf die Vermeidung der Mißgriffe in der ausübenden Verwaltung müßte ja ganz erfolglos geblieben seyn, wenn dem ungeachtet immer noch eine gleiche Zahl derselben wieder vorkommen sollte. Wäre dieses wirklich der Fall, so würde damit erst recht der Stab über alles Kontrollwesen, wenigstens in dieser Beziehung gebrochen seyn. Vermindern sich aber die Unregelmäßigkeiten der speciellen Verwaltung, so darf zwar die Aufsicht nicht nachlassen; allein sie kann sehr füglich fortgeführt werden, ohne in das tiefste Detail hinabzusteigen. — Hiernächst wird es trotz alles Zupfens und Rupfens dennoch einer einzigen Zentral-Kontrolle nicht möglich seyn, alle die örtlichen und besondern Verhältnisse zu prüfen und abzuwägen, wodurch die scheinbaren Anomalien bei einzelnen Verwaltungszweigen veranlaßt werden. Die Kontrolle ist keine Verwaltungsbehörde und kann eben deßhalb weder wissen noch beurtheilen, unter welchen besonderen Bedingungen die Staatszwecke hier oder dort erreichbar sind. Sie ist die Bewahrerin der Verwaltungs-Normen, die Hüterin der finanziellen Staatswirthschaftlichkeit, die Nemesis der Administration. Möge sie diesen Standpunkt nie verlassen, um sich in Einzelheiten zu verwickeln, in welchen sie ihre Würde wie ihren Zweck aufopfert, und ihre Bedeutung unrettbar verliert. — Endlich mögte ich sagen, die Staatskontrolle beruhet in Rücksicht auf finanzielle Mißbräuche in der speziellen Verwaltung

mehr auf einem Abschreckungs-Prinzip, als auf einem aktiven Einschreiten. Wird man ihr deßhalb eine mindere Wichtigkeit beilegen? Wenn man von einem Staate das erfreuliche Urtheil fällen könnte, daß die Verbrechen in demselben äußerst selten sind: wird man deßhalb den Schluß machen können, daß der Kriminalrichter überflüssig sei?

Wie aber soll die Staats-Kontrolle, ihre Pflicht erfüllend, denjenigen Theil ihrer Thätigkeit ausüben, welcher die Prüfung der Staatsrechnungen betrifft? Die Antwort hierauf dürfte nach der ganz einfach natürlichen Lage der Sache, oder wenigstens so wie ich mir dieselbe vorstelle, nicht schwer zu geben seyn. Immer vorausgesetzt, daß der Staats-Kontrolle die unbeschränkte Befugniß beiwohne, eine jede Staatsrechnung, von welcher Art und welchem Umfange sie auch seyn mögte, einer besonderen Prüfung zu unterwerfen, könnte sie sich doch darauf beschränken, von diesem Rechte nur unter besondern Umständen Gebrauch zu machen. Dagegen könnte die Prüfung der Spezialrechnungen am füglichsten und zweckmäßigsten denjenigen Behörden zu überlassen seyn, welche sich an der Spitze einer Provinz, eines Departements, eines Kreises, oder wie sonst der Staat eingetheilt seyn mögte, befinden. Von diesen könnten sodann zusammengefaßte Provinzial- oder für einige Verwaltungen wohl auch nur Zentralrechnungen abgelegt werden, deren Grundlage und Rechtfertigung in jenen geprüften Spezialrechnungen zu finden seyn würde. Nur diese Provinzial- oder Zentralrechnungen würden zur Prüfung der Kontrolle gelangen, welcher es im übrigen vorbehalten bliebe, nach ihrem Ermessen auch die justifizirenden Spezialrechnungen einzufordern. Auf solche Weise würden

z. B. die obersten Gerichtshöfe die besonderen Rechnungen der ihnen untergeordneten Gerichte prüfen, daraus eine allgemeine Gerichtsrechnung formiren und der Staatskontrolle vorlegen. Eben so würden es die Bischöfe oder die ihnen gleichgestellten geistlichen Obern rücksichtlich der Rechnungen von den Gymnasien, den Seminarien, dem Unterhalte der Geistlichen, die Ober-Steuer-Direktoren rücksichtlich der Rechnungen der Steuer-Receptoren oder Aemter, die Domainen-Direktoren rücksichtlich der Rechnungen der Domainen- und Forst-Aemter machen; und indem die sämmtlichen Provinzial- oder Zentral-Behörden ein gleiches Verfahren beobachteten, würde der Staatskontrolle eine mäßige Zahl von gesammelten Rechnungen vorliegen, deren Prüfung die Kräfte einer Zentral-Stelle nicht übersteigen dürfte. Dabei müßte allerdings die doppelte Voraussetzung gelten, daß die Rechnung-legenden Behörden für die vollkommne, und in jeder Beziehung strenge Richtigkeit der von ihnen geprüften Spezialrechnungen dergestalt verantwortlich wären, daß sie erstlich alle, etwa später, oder bei einer einer Super-Revision entdeckten Fehler jeder Art vertreten und ausgleichen muß, und zweitens, daß es der Kontrolle überlassen bliebe, diejenigen Formen für die äußere Gestalt, für die Fassung der Rechnungen vorzuschreiben, wodurch die möglichst-einfache, jedoch vollständige Uebersichtlichkeit aller gleichnamigen Einnahmen und Ausgaben Behufs eines durchaus wahren und vollständigen Bildes von dem ganzen Haushalt erreicht werden kann. Der Nutzen, welchen die Staatskontrolle aus einer solchen konzentrirten Rechnungslage ziehen würde, scheint mir in die Augen zu fallen und wesentlich darin zu liegen, daß derselben eine klare Uebersicht von der gan-

zen Verwaltung in großen Zügen vorgelegt wird, woraus sie einen vollständigen Grundriß von dem Gange und den Hauptrichtungen der Verwaltung zusammenstellen und darauf ein sicheres staatswirthschaftliches Urtheil gründen kann; daß sie eine vergleichende Tafel von den Mitteln, Zwecken und Erfolgen der Verwaltung aufstellen, und aus den Erfahrungssätzen der Vergangenheit mit der möglichsten Sicherheit auf die Ergebnisse der Zukunft schließen kann; daß sie die Abweichungen in den Mitteln und Wegen der Verwaltung schnell auffassen, ihre Ursachen entdecken, ihre Wirkungen mit sichern Schritten verfolgen kann; endlich darin daß sie, über schleichenden Kleinigkeitsgeist erhaben, in graden Richtungen auf die wirklichen und wesentlichen Mängel oder Gebrechen der Verwaltung hingeleitet wird, und eben deßhalb durch die bedeutungsreiche Bezeichnung derselben ihren wichtigen Beruf mit Erfolg erfüllen kann, wodurch ihr selbst diejenige Bedeutung im Staate gesichert wird, welche ihr gebührt, die aber in dem eben so mühseligen als müßigen Bestreben, in die kleinsten Einzelheiten der Verwaltung einzudringen, in dem gehässigen Erspähen oftmals eingebildeter Kleinigkeiten, nothwendig zu Grunde gehen muß.

Sollte eine solche Anordnung etwa in der Ausführung bedenklich seyn, oder Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten anderer Art nach sich ziehen können? Das weiß ich nicht, und räume gern ein, es nicht beurtheilen zu können; das aber scheint mir gewiß, daß entweder die Prüfung des Staatsrechnungswesens ungefähr in der angedeuteten Art von der Kontrolle bewirkt werden, oder daß sie sich selbst in zwei abgesonderte Abtheilungen trennen muß, davon die

eine

eine mit der Prüfung der Spezialrechnungen und deren Zusammenstellung in Hauptübersichts-Rechnungen beschäftigt wird, als Vorarbeit für die zweite Abtheilung, welche in der weitern Bearbeitung der zusammengefaßten Resultate den eigentlichen Zweck der Staats-Kontrolle erfüllt. Getrennt, wesentlich von einander abgesondert müssen diese Beschäftigungen seyn, weil es, wie ich wenigstens glaube, nicht in dem Bereich der menschlichen Geistesthätigkeit liegt, zu gleicher Zeit, wie Hr. v. C. sagt, die Probatur des Kalkuls oder die Prüfung der Rechtmäßigkeit einer speziellen Ausgabe vorzunehmen, daneben aber aus den Ergebnissen der Staatsrechnungen auf die Richtungen der Verwaltung zu schließen, und über die Erfolge der letztern ein gediegenes staatswirthschaftliches Urtheil zu fällen.

Wenn die Wirksamkeit der Staatskontrolle in der bis jetzt betrachteten finanziellen Beziehung mehr erhaltend oder bewachend, mehr leidend als handelnd ist: so kann sie dagegen in staatswirthschaftlicher Beziehung durchaus nur als positiv, als thätig einwirkend angesehen werden. Erhält dieselbe aus den Rechnungen, aus dem was geschehen, und wie es zu Stande gebracht ist, ein Bild von der vollzogenen Finanz-Wirthschaft: so giebt dies letztere die Tinten zu einem Bilde von der zu vollziehenden Staatswirthschaft her. Wollte man etwa in Zweifel ziehen, ob der Staats-Kontrolle dieser höhere Beruf beiwohne, ob eine Kombination der Rechnungs-Prüfung mit der Prüfung der Folgen der Wirthschaftlichkeit in der Staatsverwaltung für die Vor- oder Rückschritte in den gesellschaftlichen Verrichtungen, mit der Natur der Dinge bestehen könne: so würde man den Begriff von

einer solchen Institution ungemein beschränken und ihr alles dasjenige verweigern müssen, wodurch sie, bei der gegenwärtigen Gestaltung der gesellschaftlichen Vereine, eine wichtige und erfolgreiche Thätigkeit ausüben könnte; man würde aber auch zugleich den wichtigsten und besten Theil der Resultate aufopfern, welche aus der Prüfung der Staatsrechnungen hervorgehen können und müssen, und diese Prüfung zu einer mikrologischen Logotomie herabwürdigen. Wodurch, wenn dies das ganze traurige Ziel der Kontrolle seyn sollte, wodurch würden Fürst und Volk die beruhigende Ueberzeugung erhalten können, daß in allen Verzweigungen der Verwaltung derjenige Geist der Ordnung, diejenige Richtung zum Bessern vorherrscht, welche jener bezweckt, dieses bedarf? Wodurch würde dem Steuerpflichtigen die Gewähr geleistet, daß der Antheil von seinem erworbenen Einkommen, seitdem er denselben nicht mehr durch Beden bewilligt, sondern auf Befehl entrichtet, zu Zwecken verwandt wird, die ihm die Wohlthaten des gesellschaftlichen Lebens in höherem Maße sichern, als er selbst mit vereinzelter Kraft zu erreichen vermögte? Wodurch würde dem Oberhaupte des Staats die Zusicherung ertheilt, daß seine Absichten verfolgt, seine Zwecke im Haushalt erreicht, seine Anordnungen zur Erhaltung und Beförderung des öffentlichen Wohls beachtet werden, daß der Staat gedeihet und erstarkt, indem die Glieder desselben sich in der freien Entwickelung ihrer Kräfte eines gesteigerten Wohlseyns erfreuen? Soll für dies alles etwa ein Finanz-Bericht gelten, welcher die steigende Einnahme und die trostreichen Ueberschüsse in den Kassen mit vergoldeten Zahlen ausmahlt? Oder mögte es auch nöthig seyn, die Zahlen der Thränen daneben zu stellen, womit

die Einrichtung der Steuern begleitet ist? Würde — wenn es erlaubt ist, ein Beispiel aus der Tagsgeschichte zu entnehmen — würde es wohl nöthig seyn, daß der geschliffene Lord Goderich *) in einer höchst schwachen, finanziel

*) Ad vocem „National-Schuld" erlaube ich mir, der gedachten Rede des ehemaligen Premier-Ministers ein klein wenig näher zu treten, in so weit die abgekürzte Mittheilung deutscher Blätter solches gestattet, da ich das Original noch nicht kenne. Mylord Goderich erzählt, ohne Zweifel zur großen Erbauung aller derer, welche in der jetzt allbeliebten Zins-Reduktion der National-Schulden die Errettung der stock-jobbery feiern, daß ein Staat, welcher Schulden gemacht hat, dennoch nichts schuldig ist, sondern nur die Verpflichtung trägt, gewisse (certain) Renten zu zahlen. Es ist also in Rücksicht auf Staats-Schulden nicht wahr, was Mylords Landsmann, Hudibras, sagt:

the intrinsic value of a thing,
is just so much as it will bring.

und ich bitte nur Seine Herrlichkeit, sagen zu wollen, ob dieselben den in Ihren Händen befindlichen 3prozentigen Stocks irgend einen oder gar keinen Kapitals-Werth beilegen, in welchem letztern Falle ich mir dieselben ausbitten würde. Und wiederum wünsche ich zu wissen, was denn ein Kapital, als solches, wohl werth ist, wenn es keine Zinsen, und überall keinen Nutzertrag abwirft? Mylords Ausspruch ist die Grundlage zu einer Theorie, die das doppelte Verdienst der Neuheit und der Zeitgemäßheit hat. Ein früherer Premier-Minister, Marquis Londonderry, sagte vor wenigen Jahren noch in eben demselben Oberhause, „daß die Staats-Schuld das Vermögen (nicht das Einkommen) jedes einzelnen Britten, und daß eine Zins-Reduktion das Werk eines Taschendiebes (pick-pocket) sei." Sic tempora mutantur! Im Jahre 1781 erzählte Dr. Price, daß ein Pfennig, welcher bei der Geburt Christi auf Zinsen ausgegeben, und seitdem durch den Zins vom Zins der Zinsen verstärkt worden, eine Summe ausmachen würde, größer als 200 Goldklumpen von der Größe unserer Erde. Ganz England schwor auf dies Ergebniß der Rechnung, wie auf ein Evangelium, und wies alle diese Goldklumpen als Hypothek für eine wahre Lumperei von 1000 Millionen Pf. Sterling National-Schuld, an. Jetzt macht Mylord Goderich diese

ganz falschen, nur durch den überlauten Beifall des Premier-Ministers getragenen und gehobenen Rede, das Parliament zu überreden suche, die Lage der brittischen Finanzen sei —

---

Lumperei zu noch etwas wenigerm: zu gar nichts. Was wird denn aus der goldenen Hypothek werden?

Die Theorie führt weit, das muß man gestehen: nachdem der Kapitals-Werth der Staats-Rente in die Flucht geschlagen ist, kann man die Plänkerei mit den Renten, als ein leichtes Vorposten-Gefecht ansehen, woraus man sich nicht viel macht. Sehr vorsichtig sagt Mylord, der Staat habe the obligation of paysing certain rents, und man weiß schon, daß das Wort certain in brittischen Parliamentsreden oftmals soviel bedeutet, als „unbestimmt", wenn man sich nämlich noch scheuet, der Sache den rechten Namen zu geben. In plain Englisch würde also der Ausdruck „certain rents" etwa heißen: so viel Renten, als die Regierung eben zu geben für gut findet. In diesem Sinne verspricht Mylord für das Jahr 1831 eine Ersparniß an der Staatsrente von 778,000 Pf. St., welche aus der im Werke seienden Reduktion der $4\frac{1}{2}$ prozentigen Staatsschuld hervorgehen wird. Dies ist ein erster, noch furchtsamer Schritt, die certain rents zu akkomodiren; in der Folge wird man schon kühner werden. Und man muß es werden: denn was will ein Ersparniß von 778,000 Pf. St. sagen, wenn daneben ein Ausfall in der Staats-Einnahme von 3 Millionen steht?

Mylord Goderich erzählt: seit dem Jahre 1816 sei der Kapital-Betrag der Staatsschuld um 60 Millionen, der Rentbetrag aber um 3,783,140 Pf. St. vermindert. Wie hängt wohl dieses zusammen? — Ich denke so, daß man 5 u. 4 prozentige Stocks eingezogen, dagegen 3 prozentige ausgegeben, den Unterschied der Preise baar zugelegt, und etwas, ungefähr 4 Mill. jährlich, auf den Rückkauf gewendet hat. Hierzu füge ich folgende kurze Rechnung über die Wirkung des Tilgungsfonds (die Goldklumpen des Dr. Price). Im Jahre 1815 besaß derselbe eine Einnahme von 15 Millionen: hätte er diese Einnahme bestimmungsmäßig auf den Rückkauf von 3 prozentigen Stocks verwandt und diese im Durchschnitt zu 75 eingekauft, so würde er damit in den seitdem verflossenen 15 Jahren, ohne die darauf ruhenden Zinsen zu rechnen, eine Summe von 300 Millionen Pf. St. an Stocks eingezogen haben. Der Staat hätte dadurch in seiner Zinszahlung

nicht verzweiflungsvoll, und es komme bloß darauf an zu verhindern, daß nicht einige Millionen Schatzkammerscheine in die Hände der Bank gerathen mögten, damit die Re-

---

um 9 Millionen erleichtert werden können. Mit Hinzurechnung der Zinseszinsen hätten noch 14 Millionen mehr eingelöset, und die Zinszahlung um 420,000 Pf. St. mehr erleichtert werden können. Wie kommt man denn dazu, es zu rühmen, daß kaum der dritte Theil von dem geschehen ist, was gesetzlich hätte geschehen sollen? Wäre doch hier eine Staatskontrolle gewesen!

Ein Rückblick auf den Fortgang des brittischen Schulden- und Tilgungswesens wird dem gegenwärtigen Stande der Dinge, und den Aeußerungen darüber im Parliamente noch mehr Bedeutung geben. Dazu bediene ich mich der Zahlen, welche in Hamilton's inquiry concerning the national debt etc. aufgezeichnet sind. Vom Jahre 1793 bis 1815 machte die brittische Regierung eine Schuld von 867 $\frac{9}{10}$ Millionen, und erhielt dafür, nach Maßgabe der Preise der Staatspapiere zu verschiedenen Zeiten, eine baare Summe von 573$\frac{1}{2}$ Millionen Pf. St. Damals glaubte man noch, daß man eine Kapital-Schuld gemacht habe, weil man doch wirklich baares Geld erhalten hatte, und erklärte sich für verpflichtet, die Schuld nach dem Kapitalwerth — nicht des empfangenen, sondern des verschriebenen — wieder abzutragen. Man beging den großen und kostbaren Fehler, einen zu niedrigen Rentfuß anzunehmen, weßhalb man ein größeres Kapital verschreiben mußte, als man in klingender Valuta erhielt — ein Fehler, worin alle Staaten, die das brittische Anleihe-System nachgeäfft haben, auch gläubig mit verfallen sind. — Um das Kapital zurück zu kaufen, bestimmte man eine gewisse Rate, womit der Tilgungs-Fonds für jede neue Anleihe verstärkt werden sollte, welches theils durch Steuern und Abgaben, theils, seltsamer Weise, dadurch geschah, daß man einen Theil der Anleihen zur Verstärkung des Tilgungs-Fonds hergab. Diese Operation kostete dem Staate in den vorgedachten 23 Jahren 176$\frac{1}{2}$ Millionen, oder jährlich 7 $\frac{6}{10}$ Millionen, so daß von der ganzen angeliehenen Summe von 573$\frac{1}{2}$ Millionen nur 397 Millionen oder jährlich 17$\frac{1}{4}$ Millionen zum wirklichen Staatsdienste verwendet wurden. Es ist klar, daß die Steuerpflichtigen die Erhaltung des Tilgungs-Fonds während der 23 Kriegsjahre mit 7 $\frac{6}{10}$ Millionen jährlich bezahlt haben; denn wäre diese

gierung des hochmächtigen Staats nicht durch eine solche Geringfügigkeit gezwungen werden mögte, wider ihren Willen neue Freiheiten zu ertheilen — würde, sage ich, dieses nö-

---

Summe von den jährlichen Anleihen nicht zum Tilgungs-Fonds geflossen, so würde die Regierung den Gesammt-Betrag der Anleihen mit jährlich ungefähr 25 Millionen auf seine Bedürfnisse verwendet, folglich so viel weniger von den Steuerpflichtigen gefordert haben. Ueberdieß haben die Unterthanen von Großbritannien eine außerordentliche Kriegssteuer von ungefähr 15 Millionen und also jährlich $22\frac{6}{10}$ Millionen bezahlt, um einen Krieg zu führen, dessen wesentlicher, wiewohl im Hintergrunde liegender Zweck die Erhaltung des öffentlichen Kredits war.

Das Resultat von diesem allen ist nun: Großbritannien hat von seinen Gläubigern eine baare Kapitalsumme von $573\frac{1}{2}$ Mill. Pf. St. erhalten, welche sie demselben in dem guten Glauben geliehen haben, daß sie den Preis der Forderung, welche sie an den Staat zu machen haben, wirklich wieder erhalten würden. (Es ist hier nicht der Ort nachzuweisen, wie der Preis einer Rente niemals höher ist, als der werthvolle Betrag des dafür eingezahlten Kapitals. Gewiß, und arithmetisch richtig ist, daß eine Rente von 3, welche i. J. 1798 für 50 gekauft wurde, wo der gewöhnliche Rentfuß 6 war, im Jahre 1830, wo der Rentfuß 4 ist, nicht mehr und nicht weniger werth ist als 75. Klar und unbezweifelt ist in jedem Falle, daß die Staatsgläubiger ihr Geld hingegeben haben in der festen Ueberzeugung, daß sie sich einen unveränderlichen Anspruch an die Rente als Waare, oder das äquivalente Kapital als Preis erworben haben; denn wer würde, ohne eine solche Ueberzeugung, sein Kapital aus den Händen gegeben haben?). Großbritannien hat zur Erfüllung dieser Obliegenheit eine Tilgungs-Kasse eingerichtet, und zu deren Erhaltung von den Steuerpflichtigen $176\frac{1}{2}$ Millionen Pf. St. erhoben. Es sind demnach, vermöge und in Folge der öffentlichen Anleihen, nicht weniger als 750 Millionen Pf. St. baares Geld von den Unterthanen in die Staatskassen geflossen, und diese ganze Summe, welche einen großen Theil des National-Vermögens ausmacht, wird jetzt für Nichts erklärt! Denn das, woran man keinen Anspruch machen darf, das ist mit Bezug auf Vermögen, Nichts. Hätte Pitt im Jahre 1793 diese Theorie gepredigt, wie würde es mit seinen Anlei-

thig seyn, wenn es in England seit Pelham's, oder auch nur seit Pitt's Zeit eine Staats-Kontrolle gegeben hätte, in welcher Männer, wie Sir J. Sinclair, die Anstrengungen der Verwaltung gegen die Kräfte des Staats abwägend, vor den unvermeidlichen Folgen einer Ueberspannung gewarnt hätten, welche jetzt die Grundsäulen des Staatsgebäudes zu zerstören drohet?

Sollte etwa der Zusammenhang der Rechnungszahlen mit den Grundsätzen, Normen und Ergebnissen der Staatswirthschaft, auf den ersten Anblick befremden, so wird doch der scheinbar schroffe Abstand zwischen beiden vor dem Auge des kundigen Staatswirths bei einer nähern Prüfung sehr

---

hen gegangen seyn! Er hatte aber, das darf man ihm unbedenklich zutrauen, den festen und reinen Willen dasjenige redlich zurück zu zahlen, wozu der Staat sich durch ihn verpflichtet hatte, und — kein Zweifel — ganz England hatte diesen Willen mit ihm.

Pitt hat den unendlich großen Fehler begangen, einer durchaus unpraktischen Rechnung zu vertrauen. Der blinde Glaube hat noch lange nach ihm den Fehler fortgesetzt, wodurch die gegenwärtige Krisis für England herbeigeführt ist. Aber kann man dadurch berechtigt werden, die Krisis zu beschwören, indem man die handgreiflichen Folgen jenes Fehlers gradezu wegläugnet?

Mylord Goderich versichert hoch und theuer, der Staat, welcher in den letzten 23 Jahren des Krieges 750 Mill. von den Unterthanen erhalten hat, sei keine einzige Million schuldig, sondern nur verbunden, eine — gewisse — Rente zu zahlen. Er zieht daraus den Schluß, daß die finanzielle Lage England's gar nicht verzweifelt sei, und bittet das Haus recht flehentlich, seine Meinung zu theilen. Meinerseits bin ich auch der Meinung des edlen Herrn, jedoch freilich aus andern Gründen, und bitte Gott flehentlich, Jedermann vor der Theorie des Lord Goderich zu bewahren. — Hätte doch Pitt, statt einen Tilgungs-Fonds zu schaffen, eine Staats-Kontrolle eingeführt, so würde jetzt keine rächende Nemesis auftreten, ihr Richteramt auszuüben.

bald verschwinden. Es giebt einen innern, nicht zu verkennenden Zusammenhang der rein wissenschaftlichen Bildung mit der äußern Form derselben, und es giebt einen noch weit nähern Zusammenhang der praktischen Wissenschaft mit den Ergebnissen der Erfahrung. Es kommt nur auf das Verstandes-Auge des Beobachters an, um aus dem Fall des Apfels auf das Gesetz zu schließen, wonach sich Welten in ihren Bahnen bewegen. So groß und herrlich dieser Schluß für die Wissenschaft war, eben so wichtig und erfolgreich kann und wird der Schluß von den Zahlensätzen der Verwaltungsrechnungen auf die National- und Staatswirthschaft seyn, wenn diese richtig begriffen, jene sorgfältig geprüft und bis zu ihren Quellen verfolgt, beide aber in diejenige Verbindung mit einander gebracht worden sind, in welcher sie nach den nothwendigen, zufälligen oder eigenthümlichen Bedingungen des gesellschaftlichen Vereins zu einander stehen. Denn die Rechnungen ergeben nicht bloß, was etwa zur Erhaltung der bewaffneten Macht, zur Handhabung der Rechtspflege und Polizei, zur Ausübung des öffentlichen Gottesdienstes, zur Pflege und Beförderung des Unterrichtes nothwendig war, und nicht bloß was zur Erreichung dieser Zwecke durch Steuern, Regalien, Domainen u. s. w. aufgebracht ist; sondern sie geben auch einen Maßstab zur Vergleichung der angewandten Kräfte gegen die erreichten Erfolge, und einen andern zur Vergleichung dieser letztern unter einander mit besonderer Rücksicht auf ihre Bedeutung für die Gesammtheit der Staatszwecke, welche sich zuletzt alle in dem Brennpunkte des öffentlichen gemeinsamen und fortschreitenden Wohlseyns vereinigen, worauf sich Kraft, Glück und Lebens-

freude, erhöhete Bildung und veredelte Sitte über alle einzelne Glieder der Gesellschaft wiederum strahlend verbreiten. Die todten Ziffern der Rechnung werden zu bedeutungsreichen Zahlen und Zeichen in der Hand des umsichtig prüfenden Staatswirths, der es versteht, und dem daran gelegen ist, die Materialien zu sammeln zur Beurtheilung der ersten und wichtigsten aller Vorfragen der praktischen Staatswirthschaft, nämlich: kann und darf ohne Störung des National-Haushalts und dessen fortschreitender Bewegung von dem Volke gefordert und erhoben werden, was zur Erreichung der Regierungszwecke verwendet ist oder wird?

Die Erforschung und Prüfung aller Ergebnisse des öffentlichen Haushalts, welche zu einer genügenden Beantwortung dieser Frage führen können: dieß ist der zweite Gegenstand für die Staats-Kontrolle, wodurch zugleich die Wichtigkeit ihrer Stelle im Staate und ihre vollkommene Unabhängigkeit bedingt wird. Es ist allerdings eine große, sehr große Aufgabe, aus dem Ergebnisse der Rechnungen zu finden, in welchem Verhältnisse die Zwecke des Staatshaushalts zu den Mitteln, und diese zu den Kräften des Volks stehen: — eine Aufgabe, welche in ihrem ganzen Umfange für einen gegebenen Staat zu lösen, vielleicht die Gränze des menschlichen Kombinations-Vermögens erreichen mögte. Aber schon der minder vollständige Versuch dazu ist verdienstlich, und erfordert einen Verein vielseitiger Bildung. Es reicht dazu nicht aus, die Staatsrechnungen einer formellen Prüfung zu unterwerfen, oder mit spähender Aengstlichkeit in alle Einzelnheiten der Verwaltung zu dringen, um sich in eine gehäßige Kritik aller kleinen Anoma-

lien zu verlieren, die in der Verschiedenartigkeit der gesellschaftlichen Elemente liegen, und nimmer zu vermeiden seyn werden, so lange der Mensch keine Drahtpuppe, die Gesellschaft kein Marionettenspiel, und der Staatshaushalt kein Etaats-Bureau ist. Die todte Ziffer macht es nicht, wohl aber der Geist der Verwaltung, welcher sich darin ausspricht; und diesen Geist herauszuziehen, ihn in seine Grundstoffe zu zerlegen, in seinen Richtungen zu verfolgen, in seinen Wirkungen auf die fortschreitende Bewegung der Gesellschaft zu erforschen; das ist der Zweck der Staats-Kontrolle in wirthschaftlicher Beziehung. Es ist die Dynamik des gesellschaftlichen Vereins: sie erfordert ein tiefes Studium der Schlußzahlen der Rechnungen, in sofern dieselben als das Ergebniß der Mittel und Wege der Administration anzusehen sind; eine umfassende Kenntniß von der Verwaltung des einzelnen Staats, ihren leitenden Elementen und ihrem bedingenden Zusammenhange; ein gediegenes Urtheil über die Wesenheiten der National- und Staatswirthschaft; einen reinen Eifer und eine völlige Entfernung alles dessen, was Einseitigkeit oder Vorurtheil heißen mag.

Wenn Jemand übernehmen wollte, die Gesammtheit der Grundsätze aufzustellen, nach welchen die Staats-Kontrolle diese Prüfung des öffentlichen Haushalts vornehmen soll, oder den Zusammenhang und die abweichenden Bedingungen nachzuweisen, wonach die Anwendbarkeit und die Beugung der allgemeinern staatswirthschaftlichen Lehren für den einzeln gegebenen Staat beurtheilt werden müssen: so wird am Ende etwa höchstens ein Buch herauskommen, welches Wenige lesen, noch Wenigere begreifen, Niemand benutzen könnte. So etwas läßt sich nicht lehren: es ist

das Ergebniß vielseitiger, umsichtiger Beobachtung der Tagsgeschichte aller gesellschaftlichen Verhältnisse, einer gereiften Erfahrung, aus der Gestaltung des Staatslebens inmitten der Gesellschaft gesammelt, und einer praktischen Kombination der Bedingungen für die Gestaltung der Gegenwart mit den bewegenden Elementen der Erscheinungen in der Zukunft. Nichts darf dabei als stationär betrachtet werden: die Gesellschaft ist in steter Bewegung, weil sie niemals aus dem Zustande eines Bildungs-Prozesses heraustreten kann, und eben deßhalb sind ihre Bedürfnisse einer steten Veränderung unterworfen, so wie ihre Verwaltung nur die Erscheinungen jenes Bildungs-Prozesses benutzen, denselben die Bedürfnisse der Gesellschaft anpassen kann. Wenn man in England die Theorie von der Freiheit des Getreidehandels predigen will, so wie sie sich seit Justi oder Reimarus in Deutschland, seit Leopold's Agrikultur-Gesetzen in Toskana ausgebildet und praktisch bewährt hat: so beachtet man nicht, oder weiß nicht, daß die Getreidepreise sich in England aus dem Mißverhältnisse der veredelnden Thätigkeit zu der hervorbringenden und aus dem Mißverhältnisse der Zahlmittel oder Werthzeichen zu dem Bedürfnisse der Bevölkerung an nutzbaren Dingen gestaltet, daß sie durch eben diese Mißverhältnisse auf den Stand oder das Steigen der Landrente zurückgewirkt haben, und daß in dieser Landrente die Bedingung für den Reichthum, den Einfluß und die überwiegende Macht einer Aristokratie liegt, welche die ganze Verwaltung in Händen hat. Die Freiheit des Getreidehandels in dem Sinne der deutschen Freiheits-Freunde, würde, wie ich fürchte, Englands Sturz nur allzu sehr beschleunigen. Vielleicht möchte derje-

nige in weit höherem Sinne Englands wahrer Freund seyn, der die völlige Sperre des fremden Getreidehandels empföhle und dagegen die Gesammtheit der Nationalkräfte auf die Vervielfältigung der ländlichen Beschäftigungen richtete. Dahin wird es nach meiner Meinung einst kommen müssen, aber wahrscheinlich auf Wegen, die nicht ohne sehr schmerzliche Opfer zu bahnen seyn werden. — Wenn man in der Freiheit des Handels und aller Gewerbe das einzig mögliche Heil zu finden glaubt, und mit diesem Maßstabe die Verwaltung wie die Ergebnisse derselben in den gesellschaftlichen Erscheinungen messen will: so übersieht man die allgemeine Richtung aller europäischen Völker nach Ausschließlichkeit, eine Richtung die durch die beschleunigten Fortschritte der allgemeineren und besondern Kultur ganz nothwendig bedingt wird. Es ist nicht anders möglich: in dem Maße, in welchem der Trieb und das Bestreben nach erweiterten Kenntnissen, erhöheten Kunstfertigkeiten und dadurch vervielfältigter Gewerbthätigkeit mit Erfolg gekrönt werden, in eben dem Maße schließt man seine Bedürfnisse in sich selbst ab: dem Fremden sind die Thore der National-Reichthümer verschlossen, nur dem Weltreichthum werden sie geöffnet, und die gepriesene Freiheit des Verkehrs erstickt im Uebermaße der Gegenstände desselben. — Eben solche Bewandtniß hat es mit allen übrigen Lieblings-Grundsätzen der Staatswirthschaft, die man vielmehr Gemeinplätze zu nennen befugt seyn mögte: der tiefere Forscher des Staatshaushalts und der zeit- oder ortgemäßen Bedingungen des gesellschaftlichen Gesammtlebens wird dieselben von sich entfernen, als Irrlichter, die auf dem Teppich der Haushaltung eines ganzen Volks mit

hüpfenden Strahlen weit eher blenden, als sein Gewebe erleuchten. Diese Haushaltung will mit dem Verstande begriffen, aber nicht minder von der Erfahrung geprüft und mit dem Gemüth erfaßt seyn. Hier liegen die Eigenschaften einer erfolgreichen Kontrolle.

Wenn ein französischer Schriftsteller (Say, traité d'économie politique etc.) die Meinung aufstellt und zu einem staatswirthschaftlichen Grundsatze zu erheben sucht, daß derjenige Finanzplan unter allen der beste sei, wobei die Staatsverwaltung zu den öffentlichen Bedürfnissen so wenig braucht, als immer möglich: so mögte ich doch diesen Grundsatz schon um seiner zu schneidenden Negation willen nicht unterschreiben, wenn auch der Ausdruck „so wenig als möglich" wegen der Unbestimmbarkeit seiner Bedeutung zu einem Prinzip geeignet wäre. Noch weniger mögte ich ihn den Mitgliedern einer Staatskontrolle zur unbedingten Richtschnur empfehlen, nicht nur weil er eine Härte in sich schließt, die mit einer wahrhaft wohlthätigen Verwaltung nicht vereinbar ist, sondern auch, weil dabei unfehlbar sehr viel Nützliches und Schönes zu Grunde gehen würde, woran die fortschreitende Gesellschaft billige Ansprüche macht. Auf der andern Seite würde ich jedoch auch beklagen, in der Staats-Kontrolle Männer anzutreffen, die mit der Theorie des Weißhaupt (über die Staatsauflagen und Ausgaben u. s. w.) einverstanden, dafür halten mögten, daß die Steuern und Abgaben in jedem Maße nützlich und auf den Staat wohlthätig wirkend seien, daß große und oft wiederholte Steuern, als eben soviel Wohlthaten angesehen werden müssen, daß daher diejenige Verwaltung für vortrefflich und vollkommen zu halten sei, welche immer höhere Steuern ausschriebe, im-

mer größeren Aufwand machte, möglichst viel forderte, nichts ersparte, sondern alles sogleich wieder unter die Leute brächte, wohingegen es als eine öffentliche Kalamität anzusehen sei, wenn eine Regierung darauf bedacht wäre, die bestehenden Steuern zu vermindern, oder gar zu erlassen. Einen solchen ewigen Kriegs- und Plünderungs-Zustand der Verwaltung gegen das National-Einkommen im Ernste anzurathen, würde wohl kaum denkbar seyn, wenn man nicht aus trauriger Erfahrung wüßte, bis wohin die Sucht der Neuerung, oder die Sucht zu gefallen, sich verirren kann. Der alte römische Satz: fiscum censeri semper locupletem, möge jedoch immerhin der Wahlspruch eines Finanzverständigen aus Weißhaupt's Schule seyn: in der praktischen Finanzverwaltung ist er Gottlob nicht mehr anzutreffen, und es ist zu wünschen, daß er in einer Staats-Kontrolle niemals Eingang finden möge. Aber wohl würde es mir lieb seyn, die dicta probantia des alten Biechling an allen Thüren der Staats-Kontrolle aufgeschlagen zu sehen, wenn er in den, von ihm heraus gegebenen Schriften des Freiherrn von Seckendorf z. B. sagt: „alle „Plusmacherei, womit kluge Leute die fürstlichen Einkünfte „vermehren wollen, helfen zu nichts, wenn nicht das aller„höchste und größte Einkommen, die Sparsamkeit, besser ver„waltet wird." Indessen hat es auch hiermit seine Gränze, und zwar eine ganz andere, als zur Zeit des Verfassers des deutschen Fürstenstaats, wo der größte Theil der gegenwärtigen Ansprüche der Gesellschaft an die Verwaltung, welche durch den Zustand der allgemeinen Bildung hervorgerufen sind, theils ganz unbekannt, theils wenig beachtet waren. Nichts desto weniger dürfte die Staat-Kon-

trolle aus der allgemeinen Prüfung der öffentlichen Ausgaben und ihrer Vergleichung mit den Quellen der Einnahmen die Momente hernehmen können, auf eine Unterscheidung des nothwendigen Aufwandes von demjenigen hinzudeuten, der, so zu sagen, durch das Wohlleben oder den Luxus der Gesellschaft verursacht wird. Denn obgleich nicht zu läugnen ist, daß die National-Oekonomie, d. i. die Gesammtheit der einzelnen Wirthschaften, den höhern Zwecken der allgemeinen Gesellschaft diejenigen Opfer bringen muß, welche zu ihrer Erreichung nothwendig sind: so wird diese Verpflichtung doch nicht auf solche Anforderungen der Verwaltung auszudehnen seyn, denen mit Bezug auf das Ganze nur eine bedingte Nützlichkeit oder gar nur eine gewisse Annehmlichkeit beigelegt werden kann. Ergäbe sich nun etwa aus den Rechnungen, bei scharfer und sorgfältiger Vergleichung mit den allgemeinen oder theilweisen Vor- oder Rückschritten des National-Haushalts, daß die eine oder andre Steuer, nach ihrer Anlage, Vertheilung oder Erhebung nicht ohne Beeinträchtigung der Nationalwirthschaft fortbestehen könne: so würde es doch ganz natürlich seyn, auf die Ausgaben zurückzugehen, die unbedingt nothwendigen von den bloß angemessenen zu sondern, und auf die Beweggründe zur Einschränkung der letztern hinzudeuten. Das erfordert allerdings eine vollständige und genaue Kenntniß von allen Verhältnissen der Nationalwirthschaft des gegebnen Staats und eine fortgesetzte, sorgfältige und gemüthliche Beobachtung des Ganges derselben. Die bloßen Schlußzahlen der Ertrags-Rechnungen machen es nicht aus. Wenn sich aus diesen letztern ergiebt, daß die Einnahme aus den direkten Steuern, oder den Kon-

sumtions-Abgaben, oder aus der Verwaltung einer Regie, z. B. des Salzregals, sich erhöhet hat, so mag dieses Ergebniß geeignet seyn, etwa in einem Finanz-Berichte zu figuriren: die Staats-Kontrolle darf dabei nicht stehen bleiben. Die Steigerung der Einnahmen findet ihre Erklärung schon allein in der zunehmenden Dichtigkeit der Bevölkerung, wenn auch für zweckmäßigere Vertheilung und die einfachere Erhebung der Steuern, oder für die Verbesserung der ökonomischen Verwaltung der Regie nichts geschehen seyn mag; allein sie beweiset noch gar nicht den zunehmenden Wohlstand des Volks, als Ursache der stärkern Konsumtion. Es wäre sehr wohl möglich, daß jener Wohlstand fortwährend im Abnehmen begriffen sei, ungeachtet die Verzehrung im Ganzen zugenommen hat. Den Schlüssel zu diesem Räthsel giebt die National-Oekonomie in ihren Beziehungen auf einzelne Theile des Staats, auf einzelne Zeiträume und einzelne Volksklassen. Wäre etwa das Verhältniß der Zunahme der Verzehrung in irgend einer Provinz kleiner, als das Verhältniß der Zunahme der Bevölkerung in derselben: so würde dieses schon eine bedenkliche Verdunkelung des Finanzberichts seyn, der seinen Glanz nur allein von Pluszahlen entlehnt. Es giebt aber in der Nationalwirthschaft noch ganz andere und weit tiefer liegende Anzeichen von dem Zustande des Volks, als diese Verhältnisse: Anzeichen, die sich erst ergeben, wenn die Gestaltung des ganzen äußern Verkehrs und des innern Lebens mit forschenden Blicken geprüft wird *). Es gebührt

der

*) Neuere Beispiele absichtlich vermeidend, führe ich zur Erläuterung des obigen einen ganz merkwürdigen Umstand aus der

der Staats-Kontrolle diese Prüfung vorzunehmen, das Ergebniß derselben mit den Schlußzahlen der Verwaltungsrechnungen zu vergleichen, und dann erst das Urtheil über die Staatswirthschaft zu fällen.

Wenn in der Staats-Kontrolle die Prüfung der Rechnungen von den Einnahmen des Staats durch das eingeführte Steuer- und Abgaben-System vorkommt: so wird sie nicht bei dem Ergebnisse der Zahlen stehen bleiben dürfen, um daraus auf das Maß der öffentlichen Prosperität zu schließen, sondern sich vor allen Dingen die Frage stellen, welche Monthion mit Bezug auf sein Vaterland mit vielem Geschick zu beantworten gesucht hat: quelle influence ont les diverses espèces d'impots sur la moralité, l'activité et les moeurs des peuples? Die genauere Erwägung dieser Frage in ihrer Anwendung auf den gegebenen Staat, verbunden mit einer Vergleichung

---

französischen Kulturgeschichte des dreizehnten Jahrhunderts an. Um diese Zeit hatten die südlichen Städte Frankreichs, Marseille an ihrer Spitze, einen bedeutenden Verkehr mit der Levante, und, als Zwischenplätze, mit den italischen Städten. Es wurden große Geschäfte gemacht und vermöge des Wechselhandels noch größere Geldsummen umgesetzt, wodurch Philipp der Lange, den zunehmenden Flor des Landes voraussetzend, veranlaßt wurde, neue Steuern zu erheben, die bestehenden zu erhöhen. Das Land vermochte jedoch nicht diesen Anforderungen zu genügen, und zeigte seine zunehmende Verarmung durch Vernachlässigung der Bodenkultur und der Gewerbe, so wie durch den steigenden Zinsfuß, welcher bis zu 30 Prozent hinan ging. Hätte Philipp gewußt oder berücksichtigt, daß der levantische Handel und die sämmtlichen Wechselgeschäfte sich in den Händen der Lombarden und Juden befanden, welche beide nur als Fremdlinge in Frankreichs südlichen Provinzen verweilten: so würde er seine Steuern entweder aufgehoben oder doch anders veranlagt haben, wiewohl er übrigens die Juden in der That nicht wenig drückte.

zwischen den Schlußzahlen der Rechnungen, sowohl für die besonderen Steuerarten, als die einzelnen Theile des Staats, und mit den Ueberschlagszahlen der Steuer-Etats, wird gewiß nicht verfehlen zu Resultaten zu führen, wodurch sich nicht nur das Plus oder Minus erklärt, sondern auch die günstig oder nachtheilig wirkenden Bedingungen auf die National- und Staatswirthschaft deutlich genug zeigen, um von den höchsten Verwaltungs-Behörden mit Erfolg benutzt zu werden. Tiefer gegriffene Verhältnißzahlen aus den Steuersätzen selbst, ihrer Vertheilung auf die Steuerpflichtigen und ihrer Erhebung von denselben, im Gegensatze zu dem Vermögen und den Erwerbsmitteln des Volks in seinen Ständen, seiner Bildungsstufe und seinen örtlichen Verhältnissen, werden Resultate gewähren, durch deren Benutzung es der Verwaltung endlich gelingen muß, dem Ideal einer Steuer-Rektifikation so nahe zu kommen, als in Dingen solcher Art, welche nach ihrer eigenthümlichen Natur einer fortwährenden Fluktuation unterworfen sind, möglich ist. Die vollkommene Gleichheit der Besteurung ist gewiß das Ziel, wohin gestrebt werden soll; allein diese Aufgabe gelöset zu glauben, wenn man alle Bewohner eines Staats nach gleichem Maßstabe besteuert, ist ein Irrthum, worüber niemand eindringlicher und überzeugender belehren kann, als eine umsichtig prüfende Kontrolle. Jener Maßstab ist an sich aus Verhältnissen zusammengesetzt, und schon deßhalb veränderlich. Eine Grundsteuer, die etwa zu $\frac{1}{10}$ oder $\frac{1}{6}$ des Reinertrags festgesetzt und hiernach für einen ganzen Staat gleichförmig veranlagt ist, wird drückend bis zur Unerträglichkeit, wenn in irgend einem Theile des Landes die Preise der Bodenerzeugnisse nur einigermaßen stetig weichen:

die Gleichheit der Veranlagung ist zum empfindlichsten Nachtheil der Besteuerten gestört. Eben diese oder ähnliche Bewandniß kann es mit den persönlichen, und allen direkten, ja zum Theil auch mit den indirekten Steuern haben, und alle hierauf einfließenden besonderen Bedingungen des Volkslebens können nur durch die sorgfältig geprüften, mit der Bewegung in allen gesellschaftlichen Verrichtungen verglichenen Rechnungszahlen zu einer eindringlichen und wirksamen Evidenz gebracht werden. So unrichtig also die Unveränderlichkeit des Steuerfußes an sich ist, eben so fehlerhaft ist die Maßregel, eine bestimmte Steuer im Kapitalwerth ablösen zu lassen, und Pitt würde nimmer dahin gelangt seyn, sich durch die antiökonomistische Verkäuflichkeit der Landtaxe eine augenblickliche Hülfe zu verschaffen, wenn es in England eine Staats-Kontrolle gegeben hätte.

Bei der Prüfung der Rechnungen von der Verwaltung einer Regie oder sonst irgend eines Regals, dürfte die Staats-Kontrolle zuvörderst die allgemeinere Fragen zu erörtern und genügend zu beantworten haben: wiefern sind Regalien überhaupt, und ganz besonders, wenn sie von einem Geiste des Monopolismus beherrscht werden, zu Gegenständen der Staatsverwaltung geeignet? Und in welchen wohl sehr eng zu ziehenden Gränzen lassen sich die daraus gezogenen Einnahmen vor dem Richterstuhle der National-Wirthschaft rechtfertigen? Wäre etwa von der Verwaltung der Posten die Rede, so mögte nicht zu vermeiden seyn, auf den Ursprung und die Zwecke dieser Anstalten zurück zu gehen, und wenn sich dabei ergiebt, daß die Posten, aus dem Bedürfnisse der Gemeinschaft unter den Menschen entsprungen, ihren letzten und höchsten Zweck in der möglich-

sten Erleichterung der Mittheilung und des Verkehrs haben, dem kein anderer zur Seite gestellt, damit vermischt, noch weniger darunter versteckt werden darf: so muß die Staats-Kontrolle sich angelegen seyn lassen, bei der Prüfung der Post-Rechnungen zu erforschen, mit welchen möglichst einfachen Mitteln und welchem möglichst geringen Kraftaufwande jener wesentliche Zweck zu erreichen ist. Weil die Postanstalten nichts sind, als Adjumente des allgemeinen Verkehrs, so darf bei ihnen nichts vorkommen, wodurch dieser Verkehr erschwert, oder die Gewerblichkeit in irgend einer Beziehung beschränkt werden könnte. Der einzig zureichende Grund, weßhalb der Staat die Verwaltung der Posten übernommen hat, liegt in der allgemeinen Wohlstandssorge für alle Zweige des gesellschaftlichen Lebens, woraus folgt, daß jede Art des Zwangs davon ausgeschlossen bleiben muß; und nichts mit dem Wesen der Postanstalten mehr im Widersprüche stehen würde, als die Ausschließlichkeit derselben, oder die Verpflichtung, sich ihrer, und nur ihrer zu bedienen, oder das Bestreben, andere Staatsbürger von dem Gewerbe des Fuhr- und Beförderungswesens auszuschließen. Die Post ist keine Finanzquelle, sondern ein Hülfsmittel der Gewerblichkeit, und die Verwaltung derselben muß dieses Hülfsmittel zum wahren Besten der Gesellschaft, folglich auch der Staatswirthschaft, mit den möglich geringsten Kosten darbieten. — Von diesem Standpunkte muß die Kontrolle die Rechnungen der Post prüfen, die Resultate ziehen und die Schlußfolgen aufstellen.

Dieß sind einzelne, und ohne besondere Wahl herausgegriffene Momente, bloß um die Thätigkeit der Staats-

Kontrolle bei der Ausübung ihres administrativen Richteramts anzudeuten, und den Geist zu bezeichnen, in welchem sie dasselbe zu verwalten hat. Nicht schlechthin entscheidend oder absprechend in Dingen von so hoher Wichtigkeit, möge sie warnen, rathen, mit der Erfahrung an der Hand belehren, und der Verwaltung eine sichtbare Nemesis seyn.

In diesem Sinne, mit solchem Geiste die Verwaltung durch sich selbst, nach dem, aus ihren Rechnungen hervorgehenden Verfahren in finanzieller wie in administrativer Beziehung zu richten, das muß gewiß von großer Bedeutung, von ungemein wohlthätiger Wirkung für den ganzen öffentlichen Haushalt seyn. Eine Staats-Behörde, die, mit diesem wichtigen Auftrage bekleidet, inmitten der Verwaltung, doch unabhängig von derselben, prüfend und richtend aufgestellt ist, die durch die getreue Ausübung der damit verbundenen schweren Pflichten der ganzen Gesellschaft die Gewähr leistet für die Nothwendigkeit der Opfer, welche sie der Erhaltung des Staats bringen muß, und für die zweckmäßige Verwendung der öffentlichen Mittel zu den gegebenen Zwecken der gemeinsamen Sicherheit und Ehre: diese muß mit hoher Achtung, mit ehrendem Vertrauen als Schirm und Schild gegen gefährliche Mißgriffe, gegen ungebührlichen Druck und gegen willkührliche Verwendung des Erwerbs aller Einzelnen im Volke betrachtet werden. Auch das Oberhaupt des Staats wird in einer solchen Stelle ein höchst wichtiges Werkzeug für die fortschreitende Vervollkommnung der Verwaltung, im Zusammenhange mit der Verbesserung des staatsbürgerlichen Lebens und aller Verrichtungen in demselben, erkennen.

# Ueber
## das staatliche Verhältniß
# des Königreichs der Niederlande
## zu Frankreich und zu Deutschland.

---

Nach Napoleon Bonaparte's erstem Ausscheiden im Jahre 1814 wurde von dem französischen Reiche durch den Pariser Frieden vom 30. Mai alles abgeschnitten, was als die Frucht einer zwei und zwanzigjährigen Eroberung betrachtet werden konnte: einige Enklaven abgerechnet, welche Frankreich Behufs einer besseren Abrundung behielt, sank die Zahl seiner Departements von 130 auf 86 zurück. Das Schicksal Belgiens blieb ungewiß, bis Rußlands Kaiser und Preußens König, während ihres Aufenthalts in England, mit dem damals Prinz Regenten, gegenwärtig König Georg dem Vierten, eine Uebereinkunft schlossen, nach welcher Belgien mit Holland vereinigt werden und mit diesem unter der Benennung des „Königreichs der Niederlande" Einen Staat bilden sollte. Der Wiener Kongreß bestätigte diese Uebereinkunft; und nachdem auch das Großherzogthum Luxemburg unter Bedingungen, welche Deutschlands Sicherheit heischte, zu dem Königreich der Niederlande geschlagen war, nahm Wilhelm der Erste den Königstitel an. Die neue Verfassung, welche die vereinigten Provinzen Hollands erhalten hatten, ging nunmehr auch auf Belgien und das Großherzogthum Luxemburg

über; und so war denn in der europäischen Welt ein neues Königreich geschaffen, zu dessen Hervorbringung alle Begebenheiten seit der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, d. h. seit dem Eintritt der Kirchenverbesserung, standhaft gewirkt hatten.

Je mehr man die Vereinigung Belgiens mit Holland als ein Werk des europäischen Gesammtwillens auffaßt, desto leichter begreift man, weßhalb von Seiten der Belgier kein Widerstand gegen diesen Willen geleistet werden konnte: sie mußten sich dem Schicksal fügen, das in Folge der Eroberung von Paris über sie gekommen war. Allein man ist nicht mit jedem Schicksal versöhnt, das Unterwerfung fordert; denn dazu gehört nicht selten, daß man alten Gewohnheiten entsage und neue annehme. Was die Belgier betrifft, so hatten sie in der That gerechte Ursache, unzufrieden zu seyn mit dem Loose, das ihnen gefallen war. Einmal ist es kein Geringes, einem großen Reiche anzugehören; denn dadurch gewinnt man an Sicherheit und Wohlhabenheit zugleich. Zweitens ist die Uebereinstimmung der Sprache und Religion ein so wesentliches Element der Volks-Harmonie, daß sie billig niemals fehlen sollte. In dieser doppelten Beziehung konnten sich die mit den Holländern vereinigten Belgier vom Jahre 1816 an, wo ihr Loos definitiv entschieden war, nicht anders als unglücklich fühlen. Ganz zuverlässig war in dem König Wilhelm der regsamste Wille, sie mit ihrem Schicksale zu versöhnen; dies offenbarte sich darin, daß er die Hauptstadt Belgiens zur Residenz des Thronfolgers machte, und, um den Belgiern noch mehr Vertrauen einzuflößen, ihre ausgezeichnetsten Landsleute in sein Ministerium und in sei-

nen Staatsrath aufnahm, nicht ohne die Anordnung zu treffen, daß die General-Stände sich abwechselnd im Haag und in Brüssel versammeln sollten. Wie viel Gewinnendes hierin aber auch liegen mochte: es wurde aufgewogen durch den Umstand, daß der größere Bestandtheil des Königreichs sich dem kleineren nicht gleich stellen konnte hinsichtlich der Forderungen, welche dieser in seiner Sprache und in seinem Kirchenthum machte, und es wurde, wo möglich, noch mehr als aufgewogen durch die unerlaßliche Forderung der Regierung, daß Belgien, als integrirender Theil des Königreichs der Niederlande, zur Verzinsung und Abbezahlung einer Staatsschuld beitragen sollte, die es nicht hatte machen helfen. Materielle und immaterielle Intressen vereinigten sich also, Belgier und Holländer aus einander zu halten und dem Königreiche der Niederlande den Charakter der Einheit zu rauben.

Wie hätten unter solchen Umständen Erscheinungen ausbleiben können, welche auf Zwietracht hindeuten!

Die katholische Geistlichkeit Belgiens benutzte zuerst die feindselige Stimmung ihrer Landsleute, um ihre Eigenthümlichkeit, wie wenig diese auch bedroht seyn mochte, desto besser zu bewahren. An die Spitze der Mißvergnügten trat der Erzbischof von Gent, Graf von Broglio. An der Verfassung des Königreichs der Niederlande fand er, seiner Versicherung nach, nichts zu tadeln; da aber der König der Niederlande ein Protestant war, so benutzte er diesen Umstand, das Gewissen der Belgier zu beunruhigen. Man stand im Begriff, die zur Annahme vorgelegte Verfassung zu verwerfen, als Pius der Siebente in's Mittel trat, und durch seinen Legaten dem Ausbruche heftiger Un-

ruhen zuvorkam. Nichts desto weniger machte der Erzbischof von Gent kein Geheimniß daraus, daß er es für sündlich halte, einen protestantischen Fürsten in das Gebet einzuschließen, welches die katholischen Priester während der Messe in dem Augenblick zu sprechen pflegen, wo, nach dem Begriff ihrer Kirche, die Verwandlung des Brots erfolgt: ein Gebet, in welchem priesterlicher Hochmuth den Kaiser oder den König auf den Pabst und den Bischof folgen läßt. Da dies Gebet, aus Vorsicht, so leise gesprochen wird, daß Niemand es zu hören vermag: so konnte der König der Niederlande gleichgültig bleiben gegen den Eigensinn eines fanatischen Priesters, der jedoch unstreitig etwas ganz Anderes bezweckte, als die höchste Reinheit des katholischen Glaubens. Der Graf von Broglio ging bald weiter. In einem jugément doctrinal, welches er öffentlich bekannt machte, erklärte er: „kein niederländischer Priester könne, ohne den Vortheil der katholischen Religion zu verletzen und sich eines groben Verbrechens schuldig zu machen, den durch die Verfassung vorgeschriebenen Eid leisten; schwören, daß man den Schutz aller christlichen Konfessionen handhaben wolle, heiße nichts weiter, als schwören, daß man den Irrthum eben so beschützen wolle, als die Wahrheit; ein Gesetz annehmen, welches einem, nicht zur katholischen Kirche gehörenden Souverän das Recht der höchsten Aufsicht über den Religionsunterricht ertheile, heiße, das heiligste Recht der katholischen Kirche verrathen; das neue Staatsgrundgesetz unterdrücke und entwürdige die katholische Religion....“ So viel Trotz konnte nicht ungeahndet bleiben. Sobald jedoch der Erzbischof von Gent merkte, daß man ihn we-

gen seiner Verwegenheit zur Rechenschaft ziehen wollte, zeigte er durch die That, daß er ohne Religion über Religion gesprochen hatte; denn, anstatt im Lande zu bleiben und sich vor der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hatte, zu verantworten, entwich er heimlich nach Frankreich, wo er in einer zweiten Schrift zu beweisen suchte, daß alle die Stellen der heiligen Urkunden, in welchen die Unterordnung unter die Obrigkeit zur Pflicht gemacht wird, auf einen katholischen Bischof keine Anwendung leiden. Geneigt, das Betragen des Erzbischofs von Gent in dem milden Lichte eines zu weit getriebenen Eifers für die gute Sache der katholischen Kirche zu betrachten, legte zwar der Pabst eine Fürbitte für den unzeitigen Eiferer ein; doch er kam damit zu spät: denn das Kontumacial-Urtheil des brüsselschen Assisengerichts gegen den entwichenen Erzbischof von Gent war bereits an den Galgen geschlagen, und zwar an demselben Tage, wo zwei zur Brandmark und zur Zuchthausarbeit verurtheilte Diebe ausgestellt waren.

So verhielt es sich mit dem ersten Anfange der Opposition, in welche die Belgier traten. Ein halbes Menschenalter ist seitdem von ihnen verlebt worden. Hat sich während dieses Zeitraums ihre Gesinnung verändert? Wer, der den Erscheinungen der europäischen Welt mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, kann dies mit Wahrheit behaupten? Gewiß hat die niederländische Regierung, während der letzten funfzehn Jahre, alles, was in ihren Kräften stand, gethan, die Gesinnung der Belgier zu ihrem Vortheil zu verändern; allein es scheint, als ob das Hinderniß der Sprache und der Religion in dem gegenwärtigen Zusammenhang der Dinge nicht zu besiegen sei. Im Jahre

1822 verordnete der König, daß von 1. Jan. 1823 an die holländisch-flämische Sprache in den Provinzen Limburg, Ostflandern, Westflandern und Antwerpen für die Volkssprache, folglich für die in allen öffentlichen Handlungen einzig gesetzliche, anerkannt werden sollte; ausgenommen wurden das mittägliche Brabant, Lüttich, Hennegau, Namur und das Großherzogthum Luxemburg. Was war die Folge davon? Das königliche Edikt verbreitete unter der zahlreichen Klasse der Beamten und Gesetzkundigen so viel Schrecken, daß die Regierung sich genöthigt sah, es theils zu deuten, theils zu mildern; ganz natürlich, weil selbst in den Versammlungen der General-Staaten drei Sprachen geredet werden müssen: die holländische, die französische und die flamändische. Gleichen Erfolg hat die Errichtung eines philosophischen Kollegiums zu Löwen gehabt. Die Absicht dieses Instituts konnte keine andere seyn, als die Belgier allmählig von ihrer kirchlichen Starrsucht zu befreien; doch ganz abgesehen davon, daß dies Institut in sich selbst viel zu unvollkommen ist, um eine solche Wirkung hervorzubringen, wie ließe sich wohl annehmen, daß die Belgier, so lange sie nicht auf anderem Wege gewonnen worden sind, dem Versuche, sie zu Protestanten zu machen, nicht jeden nur denkbaren Widerstand entgegenstellen sollten? Das philosophische Kollegium wird also niemals seine Bestimmung erfüllen, wie gut es auch gemeint seyn möge. Es kann bewirken, daß die Opposition ihre Farbe und, mit dieser, ihre Mittel verändert; weiter aber reicht seine Kraft nicht, und die letzte Verschwörung, die man die Potter-Tielemannsche nennt, hat nur zu sehr offenbart, daß, wenn Mißverhältnisse un-

ter den Bestandtheilen eines Reichs wirksam sind, das Heilmittel nicht von der Oberfläche geschöpft werden darf.

Würde man sich übereilen, wenn man, nach allem, was in dem Laufe der letzten funfzehn Jahre geschehen ist, rund heraus sagte: „Belgien sei der schwache, der verwundliche Theil des Königreichs der Niederlande, gleichsam die Ferse dieses Achilles?" Ich glaube nicht, daß man sich hierin irren würde. Dabei betrachte ich jedoch Sprache und Kirchenthum nur als Nebensachen, die als spezioſe Vorwände gebraucht werden, während die entschiedene Tendenz Belgiens zum Abfall von den übrigen Provinzen des Königreichs auf etwas ganz Anderem beruht. Die Erfahrung hat nämlich noch immer gelehrt, daß Völker, wie Individuen, nur dadurch auf eine bleibende Weise zu gewinnen sind, daß man die Summe ihrer materiellen Vortheile erhöhet. Wäre das Königreich der Niederlande durch Territorial-Umgang und Bevölkerung in dem Fall, den betriebsamen Belgiern eine Entschädigung darbieten zu können für das, was sie durch ihre Absonderung von Frankreich eingebüßt haben: so leidet es keinen Zweifel, daß sie sich, trotz dem Unterschiede der Sprache und des Kirchenthums, in ihr Schicksal gefunden, und eben so gute Niederländer geworden seyn würden, als die Schlesier gute Preußen sind, weil, unter preußischer Botmäßigkeit, in Folge der freien Benutzung des Oderstroms und so vieler anderen materiellen Vortheile ihr Wohlstand und ihre gesellschaftliche Kraft zugenommen hat. Nur weil das Königreich der Niederlande den Belgiern nicht gleiche Vorzüge gewähret hat, sind diese sich in ihrer Hinneigung nach Frankreich gleich geblieben; und so hat es anhaltend der ge-

sammten Autorität Europa's bedurft, um stärkere Explosionen, als wirklich Statt gefunden haben, abzuwenden; wobei denn freilich nicht verhindert werden konnte, daß der Geist der Intrigue stets geschäftig blieb, das alte Verhältniß zu Frankreich wieder herzustellen und sich für die Erreichung dieses Endzwecks jedes Vorwandes zu bedienen.

Die einfache Frage ist: ob es, in dieser Lage der Dinge, kein Mittel giebt, Belgien zu einem wirklich integrirenden Theil des Königreichs der Niederlande zu machen?

Wir wollen versuchen, diese Frage auf eine Weise zu beantworten, welche den bisherigen Stand der Dinge verändert, ohne diesem die mindeste Gewalt anzuthun.

Am Tage liegt, daß das Königreich der Niederlande weder seinen Umfang vermehren, noch seinen politischen Verhältnissen eine andere Richtung geben kann, als diejenige ist, die es, nach vorangegangenen Traktaten, durch die Kongreß-Akte erhalten hat. Abgewendet von Frankreich, ist es an Deutschland geknüpft. Am sprechendsten ist dies durch die Schöpfung des Großherzogthums Luxemburg geschehen, das nur als ein Bestandtheil Deutschlands betrachtet werden kann. Nun könnte man zwar fragen, weßhalb Wilhelm I., welcher als Großherzog von Luxemburg zu den deutschen Bundesfürsten gezählt wird, nicht auch als König der gesammten Niederlande dem deutschen Bunde angehöre; und zur Aufwerfung dieser Frage würde man um so mehr berechtigt seyn, da sich nicht wohl angeben läßt, welche Bedeutung der Großherzog von Luxemburg haben würde, wenn er mit dem Könige der Niederlande nicht eine und dieselbe Person bildete. Doch die europäische Politik hat ihre eigenthümlichen Geheimnisse, und fast unverkennbar ist, daß in

der Anordnung des Wiener Kongresses Schonungen enthalten sind, die der im Jahre 1815 noch vorherrschenden Idee eines europäischen Gleichgewichts entsprechen. Das Verhältniß des Königs der Niederlande zu Deutschland bleibe also, wie es einmal festgestellt ist. Liegt hierin jedoch auch nur das geringste Hinderniß für unendlich freundlichere Handelsverbindungen, als bisher zwischen Niederland und Deutschland statt gefunden haben? In jedem Fall müssen wir unsere Unfähigkeit, dieses Hinderniß zu entdecken, eingestehen. Willig geben wir dabei zu, daß der Eigensinn, womit die niederländische Regierung sich bisher der freien Rheinschifffahrt, so wie jedem, auf volle Gegenseitigkeit gegründeten Verkehr mit Deutschland, widersetzt hat, auf anderweitigen, nicht unbedingt verwerflichen Gründen beruhen könne. Allein dabei bleibt noch immer die Frage übrig: ob sie sich dadurch nicht wesentlich geschadet habe? Zum wenigsten ist ihr Verhältniß zu Belgien dadurch nicht verbessert worden. Nur in einer freien Einwirkung auf Deutschland durch den Handel konnten die Belgier einen Ersatz finden für das, was sie durch ihre Abtrennung von Frankreich verloren hatten; und da jene freie Einwirkung ihnen aus, hier gleichviel welchen Gründen versagt war: — wie hätten sie aufhören können, eine Verbesserung ihres gesellschaftlichen Zustandes zu wünschen, und dieser mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zuzustreben? Ein, von dem hergebrachten Merkantilismus gereinigtes Handels-System würde also, wie in mancher anderen Beziehung, so, und ganz besonders, in Beziehung auf Belgien, dem Königreich der Niederlande im höchsten Grade zu Statten gekommen seyn; denn so

wie wir in seiner Auslegung des Ausdrucks jusqu'à la mer eine Ursache so mancher andern Nachtheile zu entdekken glauben, denen die alten Provinzen ausgesetzt geblieben sind, so sehen wir darin auch die Ursache der Abneigung, wodurch Belgien sich einer Vereinigung entziehen möchte, welche aus dem gesammten Willen Europa's hervorgegangen ist.

Wir gehen aber noch einen guten Schritt weiter; wir behaupten nämlich, daß Belgien nicht bei Niederland bleiben und daß dies Königreich bedeutende Erschütterungen erfahren wird, wofern es sich nicht beeilt, solche Handelsverbindungen mit Deutschland zu knüpfen, wodurch die Kraft dieses Staatenbundes zu der seinigen wird.

Der Beweis für diese Behauptung (wie sehr diese auch für eine bloß prophetische gelten mag) liegt in der Natur der Dinge.

Wer kennt nicht Frankreichs hin und her wankende Verfassung! Das Gefährlichste in derselben ist das Anleihe-System, das sich daran geknüpft hat. Fast ist kein Jahr verflossen, in welchem sich Frankreichs Staatsschuld nicht vermehrt hätte; und was immer unter der Verwaltung des Herrn von Villele durch Herabsetzung des Zinsfußes zur Verminderung der hinzugekommenen Last geschehen seyn möge: so ist dadurch doch im Wesentlichen nichts gewonnen worden; denn die hervorbringende Ursache (das politische System) ist unverändert geblieben. Im gesellschaftlichen Leben aber werden Fortschritte durch Fortschritte verbürgt. Da nun im alten Frankreich 6000 Millionen Franken Staatsschuld die Kraft hatten, eine Umwälzung zu bewirken, welche sich, nach zwei und zwanzigjähriger Dauer,

mit einer Vermehrung des Machtgebiets um 45 Departements endigte: so wird man auch im restaurirten Frankreich, bei einer Staatsschuld von etwa 9 bis 10 Milliarden, allen innern Verlegenheiten dadurch auszuweichen suchen, daß man sich gerades Weges in die Eroberung wirft, sobald man diese in dem Licht einer Erleichterung zu betrachten begonnen hat. Der Zweck dieses Verfahrens wird kein anderer seyn, als der lästig gewordenen Staatsschuld einen größeren Spielraum zu verschaffen. Was aber wird aus Belgien, was aus dem ganzen Königreiche der Niederlande, sobald dieser Zeitpunkt eingetreten ist? — ein Zeitpunkt, der vielleicht weit näher liegt, als diejenigen glauben mögen, welchen öffentliche Angaben einer Staatsschuld für Orakel gelten.

Ich weiß, wie viel sich gegen dies Raisonnement einwenden läßt; aber ich weiß zugleich, daß die Kraft der Dinge unendlich stärker ist, als die Kraft der Personen mit allem, was von den letzteren in Traktaten und politischen Zusammenstellungen ausgeht. Frankreichs politisches System scheint mir also nur allzugefährlich für die Integrität und selbst für die Fortdauer des Königreichs der Niederlande. Ein Bollwerk, wie Belgien, ist in unseren Zeiten nur allzuleicht über den Haufen geworfen. Soll nun der ganze deutsche Staatenbund ein Interesse zur Vertheidigung des Königreichs der Niederlande gegen unvermeidliche Angriffe, die auf dasselbe gemacht werden können, haben: so ist die Bedingung sine qua non, daß dies Königreich, wenn es nicht ein integrirender Theil des deutschen Staatenbundes werden kann, wenigstens allen den Maximen entsage, wodurch es sich, in seinem Verkehr mit Deutschland, ausschlie-

schließende oder einseitige Handelsvortheile zu sichern bemüht gewesen ist. Selbst als Handelsstaat würde es dabei gewinnen; denn die Summe seiner Produkte könnte sich in der Reciprocitäts-Ordnung nur vermehren. Noch bei weitem mehr aber würde es als politischer Körper gewinnen; denn seine Fortdauer würde durch den Kraftzuwachs von 30 Millionen, den es auf diesem Wege erwürbe, fast über jede Gefahr erhoben werden. In Wahrheit, Der ist der größte Wohlthäter des Königreichs der Niederlande, der es zur Entsagung jener Vorurtheile bewegt, denen es bisher gehuldigt hat. Stehen die großen Interessen nothwendig über den kleineren: so ist kein Grund vorhanden, weshalb sich dieser Staat noch länger der freien Rheinschifffahrt widersetzen und solche Handelsverhältnisse mit Deutschland zurückweisen sollte, die ihren Charakter in der vollkommensten Gegenseitigkeit haben. Antwerpen würde dadurch zu einer Bedeutung und Größe gelangen, die in früherer Zeit nicht erlebt werden konnte, weil das Handelsbedürfniß minder entschied; aber ist denn dies nicht das wirksamste Mittel, wodurch Belgien an Holland gekettet werden kann?

---

# Ueber
# einen famösen Brief.

Ein Schreiben an den Kammerrath H. B — z.

---

Sie verlangen mein Urtheil über eine Schrift, welche vor etwa zwei Monaten unter dem Titel: Lettres du Baron de Frauendorf à Sa Majesté le Roi de Prusse erschienen ist, und, wie Sie behaupten, ganz Deutschland in Erstaunen gesetzt hat.

Empfangen Sie hier, was Sie wünschen, mit dem geringsten Aufwand von Worten:

„Ich glaube mit Wahrheit von mir aussagen zu können, daß ich in meinem Leben viel gelesen habe; dabei aber versichere ich, daß mir nie etwas vor Augen gekommen ist, was von Seiten der Anmaßung und der Impertinenz den Ausschlag gegeben hätte über das Schreiben, das der Baron von Frauendorf an Se. Majestät den König von Preußen zu richten für gut befunden hat."

Sich zum Mentor eines allgemein verehrten Monarchen aufwerfen, der seit 32 Jahren regiert und nach wenigen Monaten ein Alter von 60 Jahren zurückgelegt haben wird; — diesem Monarchen, im Angesicht der ganzen Europäischen Welt, sagen, daß sein Wille nur für das Departement gilt, an dessen Spitze er sich vorzugsweise gestellt hat; — nicht bloß hinzufügen, daß jeder Minister in dem ihm anvertrauten Departement noch weit mehr König ist, als der König in dem seinigen, sondern auch rund her-

aus sagen, daß diese Minister in einer anhaltenden Verschwörung gegen den Staat leben: der Finanz-Minister durch Fiskalität, Bedrückung und Schwächung der gesellschaftlichen Kräfte, der Minister des Innern durch Maßregeln, welche den Grundbesitz erschüttern und den Adel an den Bettelstab bringen, der Justiz-Minister durch sträfliche Nachsicht gegen das willkührliche Verfahren der Gerichtshöfe, der Minister des Kultus und des öffentlichen Unterrichts durch Erzwingung eines verderblichen Indifferentismus gegen alles, was Religion genannt zu werden verdient, der Hausminister endlich durch ungerechte Verfolgung rechtmäßiger Titelträger: — in Wahrheit, und bei allem, was je erlebt worden ist! was ist Unverschämheit, Anmaßung, Grobheit, höchste Impertinenz, wenn man das Schreiben des Barons von Frauendorf davon freisprechen will?

Giebt es Leser, welche den Inhalt dieses famösen Schreibens durch die gerechte Empfindlichkeit seines Verfassers über ein widriges Schicksal, so wie durch den Wahrheitssinn, der darin vorzuwalten scheint, entschuldigen oder wohl gar rechtfertigen möchten: so lassen sich alle die angeblichen Thatsachen, mit welchen der Urheber gegen die preußische Verwaltung zu Felde zieht, dadurch über den Haufen werfen, daß man eine Hauptthatsache anführt. Diese nun ist keine andere, als daß der preußische Staat, allen Beschuldigungen des Barons von Frauendorf zum Trotz, nicht bloß besteht, sondern auch gedeiht. Das Eine, wie das Andere, würde schlechterdings unmöglich seyn mit einer Verwaltung, „die," wie der Baron von Frauendorf sich darüber ausdrückt, „anhaltend zum Untergange dieses Staats verschworen, die Dienstbarkeit, welche ihren Fundamental-

Charakter ausmacht, zur Macht erhoben hat und sich gar nicht als für das Wohl des Volks vorhanden, wohl aber das Volks als für das Wohl der Beamten geschaffen betrachtet." Ein Staat, mit einer so schlechten, so verwerflichen, so verabscheuungswürdigen Verwaltung ausgestattet, müßte in der möglich kürzesten Zeit, wo nicht seinem gänzlichen Untergange, doch einer Umwälzung entgegen taumeln, die in dem gesellschaftlichen Gebäude keinen Stein aus dem andern ließe. Da nun, dem Himmel sei es gedankt! weder von Untergang, noch von Revolution in Beziehung auf den preußischen Staat die Rede ist; da unter allen seinen Bewohnern, den Baron von Frauendorf allein ausgenommen, vielleicht kein einziger eine Befürchtung oder Hoffnung dieser Art unterhält: so folgt hieraus aufs Bündigste, daß der Verfasser des famösen Schreibens an Se. Majestät den König von Preußen einen vollkommen unnützen Lärm gemacht hat, ungefähr eben so, wie ein Nachtwächter, der, schlaftrunken durch Berauschung, in sein Horn stößt und zur Löschung eines Feuers aufruft, das nur in seinem Gehirne wüthet.

Wer in Dingen der Verwaltung nicht ganz unerfahren ist, erkennt nicht nur die Uebertreibungen, deren der Baron von Frauendorf sich schuldig gemacht hat, sondern er entdeckt auch die doppelte Quelle, aus welcher diese Uebertreibungen abgeflossen sind; nämlich Verletzung einer fast unbegreiflichen Eitelkeit auf der einen, und Unwissenheit und grobe Vorurtheile auf der andern Seite.

Welche, in den Dingen selbst gegründete Unvollkommenheiten man auch einräumen möge, wenn von der Verwaltung des preußischen Staats die Rede ist: so kann man doch die

Freigebigkeit nicht so weit treiben, daß man der, von dem Baron von Frauendorf erhobenen Anklage irgend eine Wahrheit, irgend eine Angemessenheit zugestände; man würde daran schon durch den logischen Grundsatz verhindert werden, „daß, wer zu viel beweiset, gar nichts beweiset.“ In der That, der Baron von Frauendorf hat das, was er über die preußische Verwaltung aussagt, so sehr übertrieben, daß es in die Klasse des Uebernatürlichen eintritt, wo zwar der Glaube anheben soll, sich aber in allen den Fällen sträubt, wo Beobachtung und Erfahrung zum Gegentheil hinführen.

Unter diesen Umständen bleibt nichts anders übrig, als sein Schreiben an Se. Majestät den König von Preussen als eine literarische Erscheinung aufzufassen, welche erklärt seyn will, und welche nicht besser erklärt werden kann, als wenn man auf die Persönlichkeit und die besonderen Schicksale des Mannes zurückgeht, der als der alleinige Urheber dieses Machwerks betrachtet werden muß.

So etwas nun werde ich in der Mittheilung der nachfolgenden Nachrichten versuchen, welche ich, nicht ohne Sorgfalt und Unterscheidung, über den sittlichen Charakter und die staatsbürgerliche Lage des Herrn B. von Frauendorf einzuziehen bemüht gewesen bin.

Zur Sache!

Derselbe Mann, der als sujet mixte de Prusse et de France (eine Bezeichnung, die von ihm selbst herrührt) sich gegenwärtig bald den Baron von Frauendorf, bald den Grafen de la Rivaillere nennt, wurde den Bewohnern des Königreichs Preußen zuerst im Jahre 1806, unter der schlichten Benennung des Herrn la Rivaillere

bekannt. Damals war er Privat-Sekretär des Staatsraths-Auditors Challiou, welcher, als ein Schwiegersohn des Herrn von Champagny, Ministers des Innern von Frankreich, den Auftrag hatte, denjenigen Theil von Schlesien zu verwalten, den die deutsche Waffen unter der Leitung des Prinzen Jerome (nachmaligen Königs von Westphalen) erobert haben würden. Mit diesem Staatsraths-Auditor ließ sich la Rivaillere zuerst in Glogau nieder, sobald dessen schlecht vertheidigte Festung gefallen war.

Die, welche Herrn la Rivaillere in dieser Periode kennen zu lernen Gelegenheit hatten, schildern ihn einhällig als einen Mann von angenehmen Aeußern, gefälligen Manieren, ungemeiner Zutraulichkeit und Gesprächigkeit, nicht unerschütterlicher Treue gegen den damaligen Beherrscher Frankreichs, und jenem regen Spekulations-Geiste, der nach schneller Bereicherung strebt. Sie läugnen dabei nicht, daß Eitelkeit, mit viel scheinbarer Gutmüthigkeit versetzt, ein Hauptzug in la Rivaillere's Charakter gewesen sei; zum wenigsten sei ihm alle Härte fremd gewesen, und seine Gefälligkeit bei verschiedenen Gelegenheiten an den Tag gekommen. Unter der Hand gab Herr la Rivaillere zu verstehen, daß man nicht Unrecht thun werde, wenn man ihn für etwas Besseres halte, als er zu seyn scheine; daß er ehemals zu den Ausgewanderten gehört habe, und daß er französischer Markis seyn würde, wenn die verhängnißvolle Revolution ihm nicht Besitzthum und Titel geraubt hätte: Reden, in welchen nichts auffiel, weil dies um so möglicher war, da der alte französische Adel der Proletarier, deren einzige Stütze Talente und Geschicklichkeiten waren, nur allzu viele in sich schloß . . .

Die Kenntniß der französischen Sprache ist im Königreich Preußen allzu verbreitet, als daß Herrn la Rivaillere, auch bei der größten Unbekanntschaft mit der deutschen, Umgang und Mittheilung wären erschwert worden. Spekulativen Geistes nun, wie er wirklich gewesen zu seyn scheint, unterrichtete er sich sehr frühe von den Einrichtungen des Landes, dessen Verwaltung zur Seite eines kaiserlichen Staatsraths-Auditors ihm übertragen war; und wie hätte es fehlen mögen, daß er, im Laufe seiner Verwaltung, mit der Bedeutung der sogenannten Pfandbriefe bekannt wurde? Vollständiger unterrichtet von der Beschaffenheit des ritterschaftlichen Kredit-Wesens, faßte er leicht den Gedanken, daß es, unter den vorwaltenden Umständen, im Preußischen nicht unmöglich sei, seine Welt, wie Gott, aus Nichts zu schaffen, d. h. ein großer Gutsbesitzer zu werden, ohne noch etwas mehr aufzuwenden, als ein wenig sçavoir faire. Er schloß hierbei etwa so: „Nach wiederhergestelltem Frieden wird die preußische Regierung durch die ihr aufgebürdete Kontribution in eine so große Verlegenheit gerathen, daß ihr, für die Erfüllung dieses Theiles ihrer Verbindlichkeiten, nichts weiter übrig bleibt, als sich eines großen Theils ihres Dominial-Besitzes zu entäußern. Wer diese Verlegenheit benutzet, kann in kurzer Zeit ein sehr reicher Mann werden. Würde es nun für Einen, der allzu viel Verstand hat, als daß er sich entschließen könnte, noch länger, als gerade nöthig ist, der Sekretär eines einfältigen Staatsraths-Auditors zu bleiben, nicht thörigt seyn, wenn er eine so schöne Gelegenheit zur Bereicherung von der Hand weisen wollte?“

Mit diesem Entwurfe im Kopfe legte Herr von la

Rivaillere es darauf an, das Vertrauen seiner nächsten Umgebung, d. h. der Bewohner Schlesiens zu gewinnen; und dies scheint ihm in einem hohen Grade gelungen zu seyn. Er selbst spricht in seinem Briefe an Se. Majestät den König „von den Unterstützungen, welche seine Menschlichkeit an die Gefangenen des preußischen Heeres habe austheilen lassen." Von welcher Art diese Unterstützungen waren, ist nicht bekannt geworden; doch, ohne uns irgend einen Zweifel über diesen Gegenstand zu erlauben, wollen wir bloß bemerken, daß das Verdienst, das Herr von la Rivaillere sich in Beziehung auf die preußischen Kriegsgefangenen erworben haben will, sehr zweckmäßig war, selbst wenn die Unterstützungen, die er ihnen als Sekretär eines Staatsraths-Auditors angedeihen ließ, ihm keinen Sous kosteten. Uebrigens ist nur allzu bekannt, was von Feindes Milde und Menschlichkeit in der Regel zu halten ist, und eben so bekannt ist, wie gern die französische Eitelkeit, so oft es das wahrhaft Rühmliche gilt, die Mücke zum Elephanten macht.

Nach dem Frieden von Tilsit schien dem Herrn von la Rivaillere der Zeitpunkt gekommen, wo er zur Durchführung seines Entwurfs Hand ans Werk legen müsse. Er bedurfte der Empfehlungen; und er erhielt eine, welche alle übrigen ersetzen zu können schien. Diese rührte von einem schlesischen Edelmann her, dessen Name hier gleichgültig ist. Sie lautete auf den General-Major von Köckeritz, der, als General-Adjutant, zwar zur unmittelbaren Umgebung Sr. Majestät des Königs gehörte, aber für einflußreicher gehalten wurde, als er wirklich war.

Wer den verstorbenen General-Lieutenannt von Köckeritz

gekannt hat, weiß, bis zu welchem Grade er die Intrigue fürchtete, und wie bereitwillig er alles von sich wies, was auch nur von fern her einen Schatten auf seine Redlichkeit werfen konnte. Um den Herrn von la Rivaillere nicht zu beleidigen, verwies er ihn an den damaligen Finanz-Minister, Freiherrn von Altenstein, welcher zwei in Finanz-Sachen sehr erfahrenen Räthen den Auftrag gab, den Entwurf des Herrn von la Rivaillere zu prüfen. Beide leben noch, und würden kein Bedenken tragen, noch jetzt einzugestehen, daß Herr von la Rivaillere ihnen kein Vertrauen einflößte, und daß sie ihn durchfallen ließen, weil die Sicherheiten, die er zu geben versprach — Sicherheiten, welche, wenn wir nicht sehr irren, auf seinem Zusammenhang mit einem französischen Bankier, Namens Haller, beruheten — ihnen nicht als hinreichend erschienen.

Herr von la Rivaillere würde mit seinem Entwurf, sich, auf Kosten der preußischen Regierung, aus dem Stande eines Privat-Sekretärs zu einem Gutsbsitzer und Edelmann ersten Ranges zu erheben, auf den ersten Anlauf gescheitert seyn, hätte er nicht in der Periode vom Tilsitter Frieden bis zum Jahre 1810 die Bekanntschaft des verstorbenen Staatsraths von Beguelin gemacht, und in diesem einen Beschützer auf jede Probe gefunden.

Indem seine Hoffnungen auf diese Weise lebendig erhalten wurden, trat, nach der, am Schlusse des Jahres 1809 erfolgten Rückkehr Sr. Majestät des Königs in die alte Residenz, jene Veränderung im Ministerium ein, welche den, damals Freiherrn von Hardenberg in der Eigenschaft eines Staatskanzlers an die Spitze der Verwaltung brachte; und was sich mit der vollsten Wahrheit zunächst behaupten

läßt, ist, daß das Glück, das Herr von la Rivaillere im preußischen Staate gemacht hat, eine von den Wirkungen dieser Veränderung war.

Um dies gehörig zu fassen, muß man sich genau in die Lage versetzen, worin sich der verstorbene Staatskanzler, beim Antritt seiner vielfältig mißgedeuteten Verwaltung, befand.

Schwerlich läßt sich eine Lage denken, welche noch kritischer wäre, als die des verstorbenen Staatskanzlers in der Periode von 1810 bis 1813. Der Krieg Napoleon Bonaparte's mit Oesterreich war zwar beendigt; aber es stand ein neuer Krieg mit Rußland bevor, der, wenn er in hergebrachter Weise geführt wurde, das Königreich Preußen mit einem heftigen Sturm bedrohete. Alles kündigte diesen Krieg an: die Vermählung Napoleon Bonaparte's mit einer österreichischen Erzherzogin, die Unfälle der französischen Heere auf der pyrenäischen Halbinsel, das schonungslose Verfahren Napoleon Bonaparte's gegen seinen eigenen Bruder, den König von Holland, und gegen mehre Fürsten des nördlichen Deutschlands, zu welchen auch der Herzog von Oldenburg, als Schwager des russischen Kaisers, gehörte. Was jedoch in dieser Zeit am meisten ängstigte, war, außer der, dem preußischen Staate aufgebürdeten Kriegs-Kontribution von 120 Millionen Franken, die Verpflegung der in den Oderfestungen zurückgebliebenen französischen Truppen.

Unter solchen Umständen nicht an der Rettung des preußischen Staats zu verzweifeln, setzte in dem Freiherrn von Hardenberg Eigenschaften voraus, welche Achtung gebieten. Wiederum war wohl nichts natürlicher, als daß

eben dieser Staatsmann, indem er, so zu sagen, auf dem Ozean unberechenbarer Begebenheiten schwamm, nach jedem Balken griff, der ihn durch heftige Brandungen zum Ufer zu führen versprach.

Als einen solchen stellte sich ihm der von dem Herrn von Beguelin empfohlene la Rivaillere dar. Die Verbindungen, deren er sich rühmte, so wie der Eifer, den er für die Rettung des preußischen Staats affektirte, erwarben ihm ein Vertrauen, das, wie unverdient es auch seyn mochte, in der damaligen Lage des Königreichs um so weniger zu tadeln war, da man selbst Fehlversuche nicht fürchten durfte, um in einem so gefährlichen Verhältniß, wie das zu Napoleon Bonaparte war, auszuhalten. Herr von la Rivaillere rühmt sich, zweimal sein Leben für den Staatskanzler in Gefahr gebracht zu haben. Man begreift jedoch das Gefährliche dieser von ihm übernommenen Sendungen nicht, wenn der Gegenstand derselben, wie der Kontext seiner Schrift es mit sich bringt, kein anderer war, als — Stundung für die Bezahlung der Kriegs-Kontribution zu bewirken. Herr von la Rivaillere drückt sich noch dazu sehr fehlerhaft aus, wenn er Seite 43 seines Briefes sagt: „ich beseitigte die Bezahlung des rückständigen Theils der Kriegssteuer.“ Nichts beseitigte Herr von la Rivaillere; denn, wenn unter „beseitigen“ hier nichts Anders verstanden werden kann, als „zum Niederschlag bringen:“ so hat Preußen im Jahre 1812 erfahren, ob Napoleon der Mann war, Preußen irgend eine Erleichterung zu bewilligen. Das Wahre der Sache ist, daß Napoleon in den Jahren 1810 und 1811 nicht eigensinnig auf die Bezahlung der Kriegssteuer drang, weil er sie als einen Kappzaum betrachtete,

woran er Preußen nach seinem Willen in dem, von ihm beabsichtigten Kriege mit Rußland lenkte. Wenn man Napoleons Verfahren in dieser Sache, selbst in Preußen, anders deutete: so rührte dies nur daher, daß man den von ihm verfolgten Plan einer europäischen Herrschaft noch nicht so vollständig überschaute, als er nach dem Ausbruch des Krieges mit Rußland ins Licht trat.

In Bezug auf die Kriegssteuer hat sich also Herr von la Rivaillere kein Verdienst um den preußischen Staat erworben. Wie es sich mit dem zweiten Verdienst verhält, dessen er sich auf derselben Seite seiner Schrift rühmt, darüber wird sich weiter unten ein Wort sagen lassen. Was man allein zugeben kann, ist, daß der verstorbene Staatskanzler den Herrn von la Rivaillere nichts desto weniger bei dem Ankauf der Herrschaft Frauendorf in einem sehr auffallenden Grade begünstigte, es sei nun aus einer besonderen Vorliebe für diesen Abenteurer, oder weil er hinsichtlich des in ihn gesetzten Vertrauens nicht Unrecht haben wollte.

Wir berühren hier den Hauptpunkt, und in ihm die Quelle, aus welcher das Aergerniß des la Rivaillerschen Briefes an Se. Majestät den König abgeflossen ist.

Der Kaufvertrag, die Herrschaft Frauendorf betreffend, wurde im Jahre 1811 zwischen dem damals in Paris befindlichen Herrn von Beguelin und dem Herrn von la Rivaillere geschlossen. Mit diesem Kaufkontralte stellte sich der letztere im Sommer des folgenden Jahres ein.

Die genannte Herrschaft bestand aus dem Städtchen Göritz und aus vierzehn Ortschaften, welche zusammen einen Flächeninhalt von vier Geviertmeilen bilden. Nach ritter-

schaftlichen, d. h. sehr billigen Tax-Prinzipien abgeschätzt, hatte die Herrschaft einen Geldwerth von 312,000 Thalern. Dem Herrn von la Rivaillere aber wurde sie, nach dem, im §. 3. des Kaufkontrakts höchst mäßig berechneten Ertrage von 12,532 Thl. 5 Gr. 2½ Pf. für das mit 8 Prozent zu Kapital berechnete Kaufgeld von 156,652 Thl. 17 Gr. 1 Pf. überlassen, und ihm dabei noch freigestellt, statt der Baarzahlung, den doppelten Betrag dieses Kaufgeldes in Staatspapieren zu bezahlen, welche damals kaum 40 Prozent standen. Außerdem wurden ihm im §. 9. des Kontrakts noch die nicht zur Herrschaft gehörenden 1,118 Morgen Forstgrund ohne alle Vergütung zugebilligt.

Herr von la Rivaillere erhielt also für seine angeblich dem Staate geleisteten Dienste ein Geschenk von 156,652 Thalern, als der Hälfte des, nach ritterschaftlichen Tax-Prinzipien abgeschätzten Geldwerths der von ihm erstandenen Herrschaft; und hiernach läßt sich beurtheilen, ob Herr von la Rivaillere die Wahrheit sagt, wenn er S. 15. seines Briefes bemerkt: „Ich hatte sehr gewisse Ansprüche auf eine Belohnung von Ew. Majestät; doch habe ich nie eine erhalten, und nicht einmal die Kosten verschiedener Reisen, die mich der Fürst Staatskanzler für Sie hat machen lassen, sind mir erstattet worden. Frauendorf ist mir nicht zur Belohnung der Dienste gegeben worden, die ich das Glück hatte Ewr. Majestät zu leisten; ich habe es erkauft, und wie alle Grunderwerber derselben Zeit bezahlt.“ — So weit reicht die Dankbarkeit eines verunglückten Abenteurers!

Da Herr von la Rivaillere in seinem Schreiben an

mehr als einer Stelle von seinem großen Vermögen, und gegen den Schluß dieses Schreibens sogar von den ungeheuren Kapitalien spricht, die er nach Preußen versetzt haben will: so wird der Leser dadurch zu dem Glauben verführt, Herr von la Rivaillere habe den Kaufschilling auf der Stelle bezahlt. Nichts war jedoch weniger der Fall. Der, in einen großen Gutsbesitzer verwandelte Privat-Sekretär des Staatsraths-Auditors Chaillou ging unter einem erdichteten Vorwande nach Frankreich zurück, wo er, zwei Jahre lang, unbekümmert um die von ihm eingegangenen Verbindlichkeiten, sich, wie es scheint, mit nichts weiter beschäftigte, als wie er alle die Titel und Orden erwerben wollte, wodurch er den Glanz seiner Akquisition zu erhöhen gedachte. Wie günstig ihm die Umstände vom April des Jahres 1814 an waren, braucht nicht gesagt zu werden. Doch kam er diesen durch seine Betriebsamkeit nicht wenig zu Hülfe; zu Paris und zu Wien sah man ihn Tag für Tag in den Vorsälen Derer, die ihm förderlich werden konnten.

In diese Periode, und namentlich in den Anfang des Jahres 1813 fällt das zweite Verdienst, das Herr von la Rivaillere um den preußischen Staat sich dadurch erworben haben will, daß er durch seine Warnungen vor Napoleon Bonaparte's Nachstellungen die persönliche Freiheit Sr. Majestät des Königs gerettet hat. Nun zweifeln wir keinen Augenblick daran, daß Warnungen dieser Art von Seiten des Herrn von la Rivaillere wirklich erfolgt sind; ob und in wie fern sie gegründet waren, ist jedoch eine ganz andere Frage. Napoleon Bonaparte war nicht thörigt genug, seine am Schlusse des Jahres 1812 nur allzu miß-

liche Lage durch eine gewaltsame Aufhebung Sr. Majestät des Königs zu verschlimmern; nicht zu gedenken, daß eine solche nur allzu leicht mißlingen konnte, da es nicht an Widerstandsmitteln fehlte, und die Aufregung der Gemüther in Preußen nur allzu allgemein war. Ausgemacht ist, daß von Seiten des Generals Augereau, welcher in dieser Zeit den Oberbefehl über die in Berlin stationirten Truppen führte, auch nicht der kleinste Schritt zur Ausführung eines solchen Vorhabens gethan worden ist. Was übrigens die Abreise Sr. Majestät des Königs von Potsdam nach Breslau betrifft, so erfolgte sie nicht auf die Warnungen des Herrn von la Rivailiere: sie war beschlossen, ehe diese eintrafen; sie war das Werk der gebietenden Umstände, welche, nach dem Abschluß der berühmten Konvention des Generals von York mit dem General-Major von Diebitsch, hauptsächlich in den Bewegungen der feindlichen Heere lagen: Bewegungen, deren Ende von Sr. Majestät nicht zu Berlin oder zu Potsdam abgewartet werden durfte. Hat der verstorbene Staatskanzler, wie wir nicht zweifeln, den Herrn von la Rivaillere für seine ganz überflüssige Warnungen gedankt: so hat dieser mit Unrecht daraus gefolgert, daß er sich wirklich das Verdienst, worauf er so stolz zu seyn scheint, erworben habe.

Genug davon!

Außer dem Vortheil, in Staatspapieren nach dem Kourse bezahlen zu können, waren dem Herrn von la Rivaillere bei dem Abschluß des Kaufkontrakts Terminal-Zahlungen bewilligt worden. Ohne hiervon Gebrauch zu machen, ließ der Käufer den Kaufschilling unberichtigt, bis er in den ersten Monaten des Jahres 1815 die ganze

Kaufsumme auf einmal berichtigte. Dies geschah durch den Armee-Lieferanten Coste, einen gebornen Berliner, dessen Bekanntschaft Herr von la Rivaillere seit mehreren Jahren gemacht hatte. Herr Coste bezahlte die Summe von 156,652 Thl. 16 Gr. mit 312,000 Thl., nicht in Staatsschuldscheinen, sondern in Anweisungen der General-Verpflegungs-Kommission, nach dem Kourse von 30 Prozent, woraus für den Erwerber der neue Vortheil hervorging, daß er, statt 156,652, nur 93,600 Thaler Geld zahlte. Außerdem wurden für das Inventarium 9,112 Thl. 15 Gr. 11 Pf. baar entrichtet. Herr von la Rivaillere erkaufte also einen Gegenstand, welcher, nach ritterschaftlichen Tax-Prinzipien, auf 312,000 Thaler abgeschätzt war, für noch weniger, als das Drittel dieser Summe. Genau gerechnet wurden demnach seine angeblichen Verdienste um den preußischen Staat mit nicht weniger als 209,288 Thalern belohnt; und hieraus ergiebt sich, mit welchem Rechte er in seinem Schreiben sagt: „er habe für die dem preußischen Staate geleisteten Dienste keine Belohnung empfangen, sondern seine Herrschaft gekauft, wie jeder Grundeigenthums-Erwerber in dieser Zeit.“

Als Herr von la Rivaillere im Jahre 1816, ausgestattet mit dem aufblähenden Barons-Titel, außerdem aber noch ausgerüstet mit einem österreichischen Orden, auf seinem Schlosse zu Frauendorf angelangt war, ließ er es sein erstes Geschäft seyn, sich von der Ritterschaft für nicht weniger als für 151,400 Thaler Pfandbriefe ausfertigen zu lassen. Um eben so viel verschuldete er also seine Herrschaft gleich bei seinem ersten persönlichen Eintritt in dieselbe. Diese Verschuldung mochte sehr nothwendig seyn,

um

um dem Armee-Lieferanten Coste gerecht zu werden; doch reicht sie, wie es uns scheint, vollkommen hin, um die Behauptung des ehemaligen Privat-Sekretärs, daß er ungeheure Kapitalien von Frankreich nach Preußen versetzt habe, aufs Vollständigste zu widerlegen. Der Herr von la Rivaillere und Baron von Frauendorf behielt jedoch, trotz dieser Verschuldung, noch immer eine Vermögens-Substanz, die, wenn er sie zu erhalten verstanden hätte, ihn zu einem der angesehensten Grundeigenthümer im Lande gemacht haben würde.

Leider! fehlte nur allzu viel daran, daß der so stark Begünstigte die Einsicht und Mäßigung gehabt hätte, welche seine neue Lage, wenn sie für ihn gedeihlich werden sollte, erforderte.

Daß Herr von la Rivaillere nichts vom Ackerbau und dessen Verhältnissen zu den übrigen Zweigen der Betriebsamkeit verstand, begreift man ohne Mühe. Noch schlimmer aber war, daß er sich durch seinen Hochmuth verhindern ließ, die nöthigen Kenntnisse und Einsichten zu erwerben. Er ging hierin so weit, daß er es sogar verschmähete, die deutsche Sprache zu lernen: ein Umstand, der ihn in die Nothwendigkeit versetzte, sich, für seine vielfältigen Händel, mit Personen zu umgeben, welche der deutschen und französischen Sprache gleich mächtig waren, dafür aber auch um so theurer remunerirt werden mußten. Dies war jedoch nur eine Kleinigkeit in Vergleich mit dem anderweitigen Aufwande des Herrn von la Rivaillere. Um als Graf, als Baron, als Seigneur sur son château zu gelten, glaubte er die Verschwendung nicht weit genug treiben zu können. Kaum wird man es

glauben, und doch ist es vollkommen erwiesen, daß im Jahre 1824 die Summe seiner hypothekarischen Schulden sich bereits auf 263,197 Thlr. 29 Sgr. belief, ohne der im Rechtsstreit begriffenen Forderungen zu gedenken, welche seine anderweitigen Gläubiger an ihn machten. Er hatte um diese Zeit seine Herrschaft für 18,000 Thl. verpachtet; da er aber die Zinsen der eingetragenen Pfandbriefe nicht regelmäßig abtrug, so war sein Besitzthum schon im Jahre 1823 mit Sequestration bedroht.

Man darf annehmen, daß Herr von la Rivaillere in eben dem Maße industriöser geworden sei, in welchem er seine Rente zur Zinszahlung verwenden mußte. Allein die neue Betriebsamkeit kam zu spät. Es würde dem famösen Briefsteller schwer fallen, zu beweisen, daß er, bei Anlegung seiner Puzzolana-Fabrik, seines Torfstichs und seiner Brandweinbrennerei mit der nöthigen Sachkenntniß zu Werke gegangen sei; doch, was man ihm auch in dieser Beziehung zugestehen möge, so entscheidet noch immer der Umstand, daß er sich in alle diese Unternehmungen nur in sofern einlassen konnte, als es nicht an Leuten fehlte, die ihm — was bei seinem geschwächten Kredit nur allzu natürlich war — ihre Kapitalien nur gegen hohe Zinsen überließen. Der Erfolg davon würde in Frankreich und in jedem andern zivilisirten Lande kein anderer gewesen seyn, als der, welcher sich in Preußen für Herrn von la Rivaillere einstellte, sofern er dadurch in immer größere Verwickelungen gerieth, die ihm zuletzt, nach tausend Winkelzügen, keine andere Wahl ließen, als alles im Stich zu lassen.

Nur durch seinen Unverstand hatte er sich also an den Bettelstab gebracht. Allein, anstatt dies einzugestehen,

ließ er sich durch seine Eitelkeit bereden, sein Schicksal sei das Produkt einer Verschwörung, die sich kein anderes Ziel gesetzt habe, als ihn zu Grunde zu richten, nur weil er ein Franzose und ein Schützling des verstorbenen Staatskanzlers sei. Wahrlich, hätte er Einsicht und Mäßigung genug gehabt, die ihm bewilligten großen Vortheile zu benutzen: so würde er eben so wenig zu Grunde gegangen seyn, wie so viele andere Franzosen, die sich in Preussen niedergelassen haben. Man darf aber zugleich behaupten, daß die Nachsicht, welche die meisten Behörden mit seinen Thorheiten gehabt haben, nicht wohl weiter getrieben werden kann; denn fast alle, ohne Ausnahme, hat er durch seine unsinnige Forderungen ermüdet: Forderungen, denen, in letzter Auflösung, kein anderer Gedanke zum Grunde lag, als daß die ganze preußische Monarchie mit allen ihren Institutionen und Gesetzen sich nach dem Vortheil des Herrn von la Rivaillere bequemen sollte. Kein Vernünftiger darf daran zweifeln, daß der Seigneur sur son château, Comte de la Rivaillere et Baron de Frauendorf zum Bankerottirer geworden war, als er es in einem Zeitraum von zwölf Jahren zu einer Schuldenlast gebracht hatte, welche den Werth seines Besitzthumes überstieg. Seine Eitelkeit sträubt sich dies einzugestehen; unglücklicher Weise aber ist es nur allzu sehr erwiesen, und seine durchaus falschen Berechnungen bilden auch nicht das mindeste Hinderniß für eine richtige Beurtheilung seiner wahren Lage im Jahre 1829. Ihn zu retten war eben so unmöglich, als seinen großen Vorgänger, den ehemaligen Kaiser der Franzosen und König von Italien, vor dem Schicksal zu bewahren, das ihn zuletzt nach St. Helena

brachte. Tröste er sich jetzt, so gut er kann, durch Schmähungen und Verläumdungen; was darin zur Schande gereicht, kann nur auf ihn zurückfallen.

Diese Erklärung seines famösen Briefes wird hoffentlich für alle nachfolgenden ausreichen.

B.

---

N. S. Um in seiner bedrängten Lage mit besserem Erfolge zu imponiren, hatte sich Herr von la Rivaillere bei der französischen Regierung um den Grafentitel beworben. Dieser war ihm bewilligt worden; doch hatte er nie das Grafenpatent ausgelöset. Da er deßwegen nicht weniger von dem Grafentitel Gebrauch machte, so kam die Sache zur Sprache; denn der preußischen Regierung konnte es nicht gleichgültig seyn, was sie an dem Herrn von la Rivaillere hatte; das sujet mixte, was er zu seyn wünschte, erinnerte allzu stark an den alten Ausspruch: „Niemand kann zweien Herren dienen u. s. w.“ Das Verfahren des Hausministers war also nur zu sehr gerechtfertigt; und doch zählt Herr von la Rivaillere auch ihn zu den Verschwörern gegen den preußischen Staat.

# Untersuchungen

über

## die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.

(Fortsetzung.)

### Zwölftes Kapitel.

**Verdienste des Kurfürsten Johann Sigismund um sein Geschlecht und um den von ihm verwalteten Staat.**

Lieset man den Artikel, welchen der gekrönte Verfasser der „Denkwürdigkeiten Brandenburgs" dem Kurfürsten Johann Sigismund gewidmet hat, so geräth man in die Versuchung zu glauben, die Abfassung dieses Artikels sei in einer Stimmung erfolgt, wo ein trotziges Selbstgefühl ausruft:

Et genus et proavos et quae non fecimus ipsi,
Vix ea nostra puto . . .

In der That, die hohen Verdienste, welche Johann Sigismund sich um sein Geschlecht und um den Kurstaat erwarb, werden gar nicht erwähnt; ja, durch die in dem Artikel mitgetheilten Notizen wird der Leser verführt, zu

glauben, Johann Sigismund habe den Keim zur gegenwärtigen Größe der preußischen Monarchie sogar gegen seinen Willen, d. h. als ganz blindes Werkzeug des Schicksals gelegt.

Was wir über diesen Kurfürsten zur Sprache zu bringen gedenken, wird den Leser vom Gegentheil überzeugen . . .

Zu Halle den 8. Nov. 1572 geboren, weil hier sein Vater als Erzbischof zu Magdeburg residirte, erhielt Johann Sigismund seinen ersten Unterricht am Hofe seines Großvaters zu Berlin, unter der Leitung des Herrn von Müncherode durch den Magister Teutsch. Daß die lateinische Sprache Hauptgegenstand dieses Unterrichts war, versteht sich wohl von selbst; denn im 16ten Jahrhundert war das Lateinische noch die allgemeine Sprache Europa's, in welcher alle bedeutenden Verhandlungen gepflogen wurden, woraus denn ganz von selbst folgte, daß man sie eben so gelernt haben mußte, wie gegenwärtig die französische. Es war dabei also gar kein Pedantismus im Spiele; das gesellschaftliche Bedürfniß der Zeit entschied damals, wie gegenwärtig.

In einem Alter von 16 Jahren wurde Johann Sigismund mit seinem Bruder Johann Georg auf die Universität Strasburg geschickt: ein Aufenthalt, der sehr wichtige Folgen nach sich zog, sofern der Kurprinz hier zuerst mit den Lehren der Kalvinisten bekannt wurde, und im Umgange mit gebildeten Männern einen großen Theil der Vorurtheile ablegte, womit man ihn für das Lutherthum einzunehmen bemüht gewesen war. Nach Beendigung der Universitäts-Laufbahn machte der junge Kurprinz Reisen

durch die Pfalz, so wie durch Franken und Dänemark; und da es ihm weder an Erfahrungen und Kenntnissen, noch an Besonnenheit und Mäßigung fehlte, so vertraute man ihm schon in einem Alter von mehren zwanzig Jahren die Verwaltung des Herzogthums Preußen, an deren Spitze er mehre Jahre blieb.

Unter so nützlichen Vorbereitungen hatte er sein fünf und dreißigstes Jahr zurückgelegt, als er auf einer neuen Reise nach Preußen durch einen Eilboten von dem plötzlichen Hintritt seines Vaters unterrichtet wurde. Er ließ sich dadurch jedoch nicht an der Fortsetzung seiner Reise verhindern; denn diese hatte einen nur allzu ernsthaften Zweck . . . Die eigene Macht zu vermehren, kannten die, in bloße Grundeigenthümer verwandelten Kreuzritter kein besseres Mittel, als die Hoheitsrechte des Landesherrn zu beschränken. Um nun zu ihrem Zweck zu gelangen, bestürmten sie den Oberlehnsherrn, d. h. den König von Polen, mit Beschwerden, denen, wie sie sagten, nur dadurch abgeholfen werden könnte, daß einigen aus ihrer Mitte die vormundschaftliche Regierung während der Geisteszerrüttung ihres Herzogs übertragen werde. Gefahr war im Verzuge Johann Sigismund, sie erkennend, schickte also seinen ersten Rathgeber und Begleiter, Adam Gans von Putlitz, mit den nöthigen Vollmachten nach Berlin zurück, um in der Kurmark seine Stelle zu vertreten, und setzte seine Reise nach Königsberg fort. Hier war, wie es scheint, seine bloße Erscheinung hinreichend, um den Bestrebungen des Adels eine Gränze zu setzen; und wenn dies nicht der Fall war, so fand der junge Fürst in der Art und Weise, wie die preußischen Städte sich an ihn anschlossen, alle die

Unterstützung, deren er bedurfte, um auf eine unbedingte Weise zur Vormundschaft über den blödsinnigen Herzog zu gelangen. Diese wurde ihm schon den 9. Febr. 1609 bewilligt. Schwieriger war es, die Belehnung über Preußen zu erhalten; denn die polnischen Magnaten wollten dafür belohnt seyn. Auf einem zu Königsberg gehaltenem Landtage wurden die Beschwerden des Adels geprüft und grundlos befunden; und da diese Klasse unter sich selbst nicht einig war, so schloß der Landtag damit, daß die Erfinder und Verbreiter der Beschwerden zu einer öffentlichen Abbitte verurtheilt wurden, welche sogleich erfolgte. Johann Sigismund reisete hierauf nach der Mark zurück, wo er gegen das Ende des Märzes anlangte.

Indeß hatte das Schicksal ihm neue Sorgen bereitet. Den 29. März starb der kinderlose Herzog von Jülich, Kleve und Bergen, Graf von der Mark und Ravensberg: sein Name war Johann Wilhelm. Erben der von ihm zurückgelassenen Länder waren seine vier Schwestern, vermöge einer besonderen Begünstigung des Kaisers Maximilian II., welcher gestattet hatte, daß die Erbfolge im Herzogthum auf die weibliche Nachkommenschaft des Herzogs Johann Wilhelm, Vaters des zuletzt verstorbenen, übergehen könnte. Von diesen Schwestern war Maria Eleonora die älteste; und als Gemahlin des preußischen Herzogs Albrecht Friedrich stützte sie ihre Ansprüche auf den Umstand, daß in ihrem Heirathsvertrage ausdrücklich festgestellt war, daß sie und ihre Nachkommenschaft auf den Fall, daß ihr Bruder unbeerbt sterben sollte, die Nachfolge hätten. Es kam noch der Umstand hinzu, daß der Gemahl Maria's den drei Schwestern derselben 200,000 Gold-Gulden gezahlt

hatte, um sich mit ihnen wegen ihrer Forderungen abzufinden. Die Rechte der preußischen Herzoge und ihrer Nachkommen waren demnach unbestreitbar. Von diesen letztern war, wie wir bereits wissen, die älteste Tochter seit 1594 mit dem Kurfürsten Johann Sigismund vermählt, indeß die zweite die Gemahlin seines Vaters geworden war. Die Clevische Erbschaft fiel also an das Haus Brandenburg; und die Besitznahme würde keinen Schwierigkeiten unterworfen gewesen seyn, wenn die europäische Welt im Jahre 1609 nicht am Rande einer Umwälzung gestanden hätte, die zwar nicht sogleich zum Ausbruch kam, aber nichts desto weniger Folgen zurückließ, wodurch den rechtmäßigen Ansprüchen des Hauses Brandenburg Abbruch geschah.

Um dies gehörig zu verstehen, muß man sich, vor allen Dingen, vergegenwärtigen, was zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts das Haupt-Interesse der europäischen Welt ausmachte, und wie dasselbe von den Haupt-Personen dieser Zeit aufgefaßt und vertreten wurde. Ein Blick auf die vornehmsten Throne Europas wird uns also zeigen, welchem Schicksal Johann Sigismund unterlag. . . .

Die ganze pyrenäische Halbinsel mit ihren Nebenländern in Europa und ihren unermeßlichen Kolonien in Afrika, Asien und Amerika, gehorchte dem Zepter Philipps des Dritten, eines höchst schwachen Regenten, der für die innern Verhältnisse des Beistandes der Inquisition und für die auswärtigen den des Hauses Oesterreich bedurfte, wenn er nicht von einer Unruhe in die andere gerathen wollte; was man in diesen Zeiten die spanische Monarchie nannte, war ein ungeheurer Koloß, dessen Theile jeden Augenblick

auseinander zu fallen droheten, weil ihnen der zusammenhaltende Kitt fehlt, durch welchen die Reiche Festigkeit und Dauer gewinnen. In Frankreich waltete, nach überstandenen Bürgerkriegen, Heinrich der Vierte aus dem Hause Bourbon; das Edikt von Nantes war seit dem Jahre 1598 Gesetz, und die wiederhergestellte Ordnung gab die Mittel zu Unternehmungen, deren Gegenstände nur im Auslande und auf Kosten Spaniens und Oesterreichs gefunden werden konnten. In England war die berühmte Königin Elisabeth durch den schottischen König Jakob den Ersten ersetzt worden, welcher, zwischen Katholizismus und Protestantismus in die Mitte gestellt, zwar nach Unumschränktheit strebte, aber nicht den Muth hatte, dem Ziele seiner Wünsche auf geradem Wege entgegen zu gehen. Deutschlands Vielherrschaft stand der Anarchie nur allzu nahe; denn Kaiser Rudolph der Zweite lebte noch, und sein Widerwille gegen alles Politische brachte nichts so sicher mit sich, als den Unfrieden der Reichsfürsten. In den nordischen Reichen gab es Bewegungen aller Art. Zwischen Schweden, wo seit dem Jahre 1600 Karl der Neunte regierte, und Polen, wo Sigismund der Dritte das Zepter hielt, wurde wegen Liefland gestritten. Rußland war in diesen Zeiten noch allzu sehr mit seinem Innern beschäftigt, als daß seine Politik sich nach Westen hätte erstrecken können.

In dieser Lage der Dinge war für einen unternehmenden Mann, wenn er von den nöthigen Hülfsmitteln unterstützt war, sehr viel zu gewinnen; denn zerrissen war durch die Kirchenverbesserung das Band, das die einzelnen Staaten der europäischen Welt zu einem Ganzen, europäische Republik genannt, vereinigte.

Wegen seiner Größe war das spanische Königreich ein Gegenstand, nicht sowohl der Befürchtung, als des Neides. Vorzüglich aber war es dies für Frankreich, das nach Vergrößerungen und Handel strebte, ohne sich der Mittel, wodurch es zum Zwecke gelangen konnte, klar bewußt zu seyn. Die Ritterlichkeit war von Heinrich dem Vierten nicht gewichen, seitdem er König geworden war. Unter den westeuropäischen Königen seiner Zeit bei weitem der ausgezeichnetste, wünschte er, trotz seinem vorgeschrittenen Alter, sich der Nachwelt als einen solchen zu empfehlen, hierzu um so mehr aufgelegt, weil er sich von einem Mann unterstützt fühlte, der mehr sein Vertrauter und sein Gehülfe, als sein Minister war, in der letzten Eigenschaft aber dadurch nur desto mehr leistete. Dies war Maximilian der Erste, Herzog von Sully. Ist bei Geistern an eine Ehe zu denken, so bildeten Heinrichs und Sully's Geister die vollkommenste Ehe. In jenem wirkte die Kraft eines schönen Gemüths, in diesem die eines durchdringenden Verstandes. Ideen zu erzeugen war des erstern Sache; erzeugten Ideen Form und Bildung zu geben, war die Sache des letztern; und indem sie auf diese Weise stets harmonisch wirkten, entstand der Gedanke einer christlichen Republik, welche an die Stelle der aufgelöseten theokratischen Universal-Monarchie treten sollte, deren Wiederherstellung unmöglich geworden war.

Mit diesem Gedanken verhielt es sich, wie folgt.

Da in die europäische Welt, so wie sie zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts lag, nicht eher Einheit und Uebereinstimmung zu bringen war, als bis man den natürlichen Antagonismus zwischen Spanien und den prote-

stantischen Staaten (Frankreich, vermöge seiner eigenthümlichen Kirche, und der großen Anzahl seiner kalvinistischen Bewohner zu den letztern gerechnet) ausgeglichen hatte, diese Ausgleichung aber nur durch den Verlust alles dessen, was Spanien in Italien und in den Niederlanden besaß, erfolgen konnte: so sollte Spanien durch die Kraft der Waffen in seine ursprüngliche Gränzen (Portugal mit einbegriffen) zurückgedrängt, und als politische Macht auf den Nebenbesitz seiner außer-europäischen Kolonien beschränkt werden. Wäre dies zu Stande gebracht: so wollte man alle nichtchristlichen Völker aus Europa nach Asien verjagen, so daß von Türken und Russen *) in dem großen europäischen Bundesstaate gar nicht mehr die Rede wäre. Zu dieser großen Unternehmung sollten alle christlichen Völker Europa's beitragen; und sobald sie vollendet wäre, sollte die Zahl der europäischen Mächte auf 15 zurückgeführt werden, die, von Seiten der Gleichheit, eine der andern nichts zu beneiden haben sollten. Um jedoch der Uniformität entgegen zu wirken, sollten diese funfzehn Mächte, ihrer innern Beschaffenheit nach, in dreierlei Arten zerfallen; nämlich in sechs erbliche Monarchien (Frankreich, Spanien, Großbritannien, Dänemark, Schweden und die Lombardei); in fünf Wahlreiche (das deutsche Reich, das Pontifikat, Polen, Ungarn, Böhmen); in vier Republiken (Venedig, Italien, sonst auch die herzoglichen Republiken genannt, die Schweiz und Belgien). Die Kaiserwürde sollte dem Hause

*) Von Rußland wurde in diesen Zeiten angenommen, daß es bei weitem mehr muhamedanische als christliche Einwohner habe. Zu den Muhamedanern Rußlands rechnete man unstreitig die sogenannten Heiden.

Oesterreich genommen werden, weil seine Ansprüche auf dieselbe nicht besser und nicht schlechter gegründet wären, als die aller deutschen, ja selbst der übrigen europäischen Fürsten; übrigens aber sollte die Kaiserwahl, so wie die Ernennung eines römischen Königs, den Kurfürsten unter der Bedingung verbleiben, daß sie den Kaiser nicht zweimal hinter einander in derselben Familie wählten. Der Papst sollte unter den europäischen Monarchen einen bestimmten Rang einnehmen, und mit der königlichen Würde den Besitz von Neapel, Apulien und Kalabrien vereinigen. Sicilien wollte man an die Republik Venedig abtreten, und diese sollte dafür keine andere Verbindlichkeit übernehmen, als jedem neuen Papst in seiner Eigenschaft eines Oberhaupts der italiänischen Republik zu huldigen, und, vereinigt mit den übrigen Bestandtheilen dieser Republik (Genua, Florenz, Mantua, Parma, Lucca, Bologna und Ferrara) alle zwanzig Jahre ein Crucifix von 10,000 Thalern an Werth zu überreichen. Das Großherzogthum Savoyen, mit dem Herzogthume Mailand vereinigt, sollte die Benennung des lombardischen Königreichs erhalten, und die Regierung desselben, sowohl in der weiblichen als in der männlichen Linie erblich seyn. Frankreich wollte sich mit der Ehre begnügen, diese neue Organisation des europäischen Bundesstaats zu Stande gebracht zu haben; doch sollten die Gebiete von Artois, Hennegau, Cambrik, Cambresis, Tournesis, Namur und Luxemburg an Frankreich abgetreten werden, um daraus eben so viele souveräne Lehne für französische Prinzen und Herrn zu machen. Auf gleiche Weise sollte England in Flandern acht souveräne Lehne für englische Prinzen und Lords erhalten. Alles Uebrige von

den spanischen Niederlanden sollte der belgischen Republik zu Theil werden, bis auf ein Lehn für den Fürsten von Oranien. Die Klevische Erbschaft wollte man unter die Fürsten vertheilen, welche der Kaiser zu berauben gedachte. Dänemark und Schweden sollten nicht vergrößert werden.

Bei dieser Organisation der europäischen Republik war das Kirchenthum als eine Institution gedacht, die nur sittlichen, nicht politischen Zwecken dient. Die Benennung „katholisch" wurde antiquirt, weil die Sache selbst es seit beinahe einem Jahrhundert war. Es sollte also fortan eine römische, eine reformirte und eine protestantische Kirche geben, und alle diese Kirchen gleiches Recht genießen. In Frankreich sollte das reformirte Kirchenthum neben dem römischen bestehen. In Deutschland und Polen, sollte die protestantische Kirche, neben der römischan und reformirten, gleiche Rechte genießen; eben so, mit Ausschließung des Lutheranismus, die reformirte Kirche neben der römischen. Von den Juden war gar nicht die Rede, ob man gleich die Türken und Moskowiter aus Europa vertreiben wollte. Die neue europäische Republik erhielt die Benennung einer christlichen, im Gegensatz der katholischen, die ihr früher eigen gewesen war; und diese Benennung war begründet in dem Untergange der theokratischen Universal-Monarchie der Päpste, die keine Macht zurückführen konnte.

Um aber das alte Band der Einheit durch ein neues zu ersetzen, wollte Heinrich der Vierte an die Stelle der theokratischen Universal-Monarchie und ihrer Vollziehungsbehörden einen General-Kongreß aller europäischen Staaten bringen, welcher, nach dem Muster der Amphyktionen Griechenlands gedacht, aus einer gewissen Anzahl

von Bevollmächtigten bestehen sollte, die fortdauernd in Senats-Form versammelt wären, um über hervorgehende Angelegenheiten zu berathschlagen, widerstrebende Interessen auszugleichen, Streitigkeiten beizulegen und alle Staats- und Kirchen-Sachen Europa's zu erledigen. Da dieser Senat die europäische Vernunft repräsentirte: so waren Form und Verfahren ihm selbst überlassen; nur wollte Heinrich, daß er für den Kaiser, den Papst, die Könige von Frankreich, Spanien, England, Dänemark, Schweden, der Lombardei und Polen, so wie auch für die Republik Venedig, aus vier Bevollmächtigten, für jeden, für die kleineren Fürsten und Republiken hingegen nur als zwei zusammengesetzt wäre. Dieser aus 66 Individuen bestehende Senat sollte alle drei Jahre erneuert werden, die sämmtlichen Mächte Europa's aber sich darüber vereinigen, ob es besser sei, daß der Senat den Ort seiner Versammlung verändere, oder nicht, und ob er mehr und kräftiger wirken werde, wenn er in drei gleiche Theile gesondert würde, oder wenn er vereinigt bliebe. Gesondert in drei Theile, sollte er die Städte Paris (oder Bourges) Trient und Krakau, als eben so viel bequeme Mittelpunkte, zu seinen Aufenthaltsörtern wählen; würde es aber nicht getrennt, so sollte sein Versammlungsort, dieser möchte fixirt werden, oder nicht, immer im Herzen von Europa seyn, und folglich in einer von den Städten Metz, Luxemburg, Nancy, Köln, Mainz, Trier, Frankfurt, Würzburg, Heidelberg, Speier, Worms, Strasburg, Basel, Besançon angetroffen werden. Nach Sully's Vorschlage sollten mit diesem General-Kongreß, den man den großen General-Konseil nennen wollte, eine gewisse Anzahl kleinerer Konseils in Verbindung gesetzt

werden, um den verschiedenen Abtheilungen der christlichen Republik mehr Bequemlichkeit zu verschaffen. Welches aber auch die Zahl und die Gestalt dieser Konseils seyn möchte, nie sollte irgend eine Entscheidung von ihnen ausgehen; sie sollten also die Sachen nur vorbereiten. Dahingegen sollten die Beschlüsse des General-Konseils unwiederrufliche und unumstößliche Dekrete seyn, und als solche betrachtet werden, welche der Gesammt-Autorität aller Souveräne ihr Daseyn verdankten.

So verhielt es sich mit dem berühmten Entwurf Heinrichs des Vierten. Es belohnt im neunzehnten Jahrhundert schwerlich die Mühe, sich in eine ernsthafte Erörterung der Gebrechen desselben einzulassen. Sein größter Fehler lag unstreitig darin, daß man, auf dem Wege der Gewalt etwas zu Stande zu bringen hoffte, das nur dann einen Werth haben konnte, wenn es sich selbst machte, d. h. wenn es das Produkt der allmähligen Entwickelung der europäischen Gesellschaft war. Ein hundertjähriger Krieg würde also nicht ausgereicht haben, diesem General-Kongresse Festigkeit und Dauer zu geben. Am mildesten urtheilt man, wenn man nicht sowohl den Entwurf selbst, als vielmehr den ihm zum Grunde liegenden Gedanken, oder vielmehr das dunkle Bestreben Heinrichs des Vierten, der europäischen Welt den festen Punkt, den sie in dem Untergange der theokratischen Universal-Monarchie verloren hatte, zurückzugeben, in Betrachtung zieht. Daß Europa eines solchen festen Punktes bedürfe, und daß eine theokratische Idee denselben nicht länger bilden könne, leuchtete ihm gleichmäßig ein; welche andere Idee aber an der Stelle der untergegangenen treten müsse, dies war etwas,

worüber er, bei dem allzu geringen Aufklärungsgrade seiner Zeit, nicht ins Reine zu kommen vermochte; denn in dem Institut, das er der europäischen Welt zu geben gedachte, war immer nur der Repräsentant einer Idee, und folglich, so lange diese fehlte, im Grunde gar nichts gegeben.

Indeß glaubte Heinrich der Vierte an die Ausführbarkeit seines Entwurfs; und mit ihm glaubten mehre europäische Mächte daran, vorzüglich England, Dänemark, Schweden, die vereinigten Provinzen Hollands und die Fürsten des deutschen Reichs. Nothwendige Gegner desselben waren das Haus Habsburg in Spanien und in Deutschland, so wie die Jesuiten: jenes, weil alles, was zu Stande gebracht werden sollte, auf seine Verkleinerung abzweckte; diese, weil sie, als Vertheidiger des katholischen Kirchenthums, sich in ihrem Wirken nicht irre machen lassen durften, nicht einmal durch die Autorität des Papstes, der ihre Nützlichkeit in Zweifel zog.

Indem nun unter diesen Umständen der Tod des Herzogs von Jülich und Kleve eintrat und die Erbfolge streitig wurde, knüpfte sich die größte Angelegenheit Europa's an diesen Streit. Je mehr aber auf dem Spiele stand, desto leichter ließ sich der Kurfürst Johann Sigismund durch den Landgrafen von Hessen bereden, einen Vergleich mit dem Pfalzgrafen von Neuburg einzugehen, der sich, unmittelbar nach dem Tode des Herzogs Johann Wilhelm, verschiedener Schlösser im Namen seiner Mutter bemächtigt hatte, welche gleichmäßig eine Schwester des Verstorbenen war. Dieser Vergleich wurde den 31. Mai 1609 zu Dortmund geschlossen, und beide Fürsten kamen darin überein, daß sie sich gegen alle übrigen Erbprätendenten vereinigen,

und die Hinterlassenschaft des Herzogs Johann Wilhelm so lange gemeinschaftlich verwalten wollten, bis ihre Gerechtsame entweder durch eine freundschaftliche Uebereinkunft, oder durch den Ausspruch gegenseitig gewählter Schiedsrichter festgestellt seyn würden. Nichts desto weniger erklärte der Kaiser Rudolph der Zweite den geschlossenen Vergleich für ungültig, und ernannte Kommissarien, welche die Regierung in seinem Namen fortsetzen sollten. Zu diesen gehörte der Erzherzog Leopold, Bruder des nachmaligen Kaisers Ferdinands des Zweiten. Da er von der Stadt Jülich förmlichen Besitz nahm, so sahen die protestantischen Fürsten hierin eine neue Bedrückung; sie wendeten sich an Frankreich und Holland, um Unterstützung zu finden, und schlossen 1610 zu Hall in Schwaben jene Union, welche auf Seiten der katholischen Stände die Liga von Würzburg zur Folge hatte . . .

Dies war für Heinrich den Vierten das Zeichen zum Aufbruch. Ein fürchterlicher Krieg war im Anzuge: ein Krieg, in welchem Frankreich auf den Beistand von 100,000 Mann Fußvolk, 20,000 Mann Reiterei und 120 Kanonen rechnen konnte. Heinrich der Vierte selbst hatte zwei tüchtige Heere auf den Beinen, von welchen er das eine selbst anführen, das andere zur Vertheidigung seines Königreichs gegen die Angriffe Spaniens unter Lesdiguieres zurücklassen wollte. Zwei und vierzig Millionen Livres, welche der Herzog von Sully gesammelt hatte, sicherten die Beweglichkeit dieser Kriegsmacht. Schon wollte sich Heinrich der Vierte an die Spitze seines Heeres stellen, um sich bei Düren und Stavelo mit den Truppen zu vereinigen, welche die deutschen Fürsten auf der einen, und die vereinigten Provinzen

Hollands auf der andern Seite in Bewegung gebracht hatten; schon sollten die Manifeste bekannt gemacht werden, worin man sich über den wahren Zweck des Krieges erklärte; kurz, schon sollte das große, seit 12 Jahren vorbereitete Unternehmen einer durchaus neuen Organisation der europäischen Welt beginnen, als — das Messer eines Fanatikers alles rückgängig machte . . .

Heinrich wollte vor seiner Abreise seine Gemalin krönen lassen, damit sie, nöthigen Falles, die Regentschaft übernehmen könnte. Die Hauptstadt Frankreichs war also mit dem glänzenden Feste beschäftigt, das ihr bevorstand; in den Hauptstraßen war viel Bewegung. Die Krönungsanstalten in Augenschein zu nehmen, fuhr Heinrich, begleitet von mehren Hofleuten, am 14. Mai nach der Notre-Dame-Kirche. Unterweges wurde sein Wagen, wegen eines zufälligen Getümmels, in der Straße la Ferronerie gehemmt. Diesen Augenblick benutzte Ravaillac, den König zu ermorden. Dies Bubenstück gelang; und mit Heinrichs Fall sanken seine Entwürfe wenigstens in sofern ins Nichts zurück, als Rudolph der Zweite und Philipp der Dritte ein minder gestörtes Daseyn gewannen. Wessen Werkzeug Ravaillac war, hat die Geschichte niemals mit Bestimmtheit auszusprechen gewagt. Groß war unstreitig die Opposition, welche Heinrich in seiner eigenen Umgebung fand; gleichwohl ist es nicht wahrscheinlich, daß seine Ermordung von ihr ausgegangen sei. Ravaillac, der, gleich dem Blitz aus heiterer Höhe, vernichtete, konnte nur von Personen geleitet werden, deren Daseyn durch Heinrichs Entwurf bedroht war; und diese — wer waren sie anders, als die Jesuiten, deren ganze Wirksamkeit mit der

spanischen Macht in diesen Zeiten stand und fiel? Heinrich hatte sie aus Frankreich verbannt, weil sie gegen ihn komplottirt hatten; aber er hatte sie wieder zurückgerufen, weil die Feindschaft eines so mächtigen Ordens ihm gefährlich schien, vielleicht auch, weil er einsah, daß die Ausführung seines Entwurfs ihrem Thun und Treiben für immer ein Ende machen würde. Daß sie ihm zuvorkommen könnten, glaubte er nicht, theils weil er ihrer Dankbarkeit vertraute, theils weil er sich einbildete, sein Entwurf sei sein Geheimniß geblieben. Sein Tod war also die Folge dieses doppelten Irrthums.

Was aus Deutschland, und was insbesondere aus den Ansprüchen des Hauses Brandenburg geworden seyn würde, wenn Heinrich der Vierte seinen umfassenden Entwurf auch nur zu einem Drittel durchgeführt hätte, läßt sich nur in sofern bestimmen, als man sich der Verwirrung erinnert, welche, zwei Jahrhunderte später, durch die Schöpfung des Rheinbundes in den Verhältnissen der deutschen Fürsten entstand. Eine vorübergehende Heitre kehrte zurück, als der Erzherzog Leopold durch französische und holländische Truppen aus den kleveschen Ländern vertrieben wurde; zum Wenigsten war dem Kurfürsten Johann Sigismund und dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm hierdurch Raum zu einem gütlichen Vergleich gegeben. Doch ehe dieser zu Stande kommen konnte, erneuerte Rudolph der Zweite, um den ihm zu Theil gewordenen Schimpf zu rächen, die Belehnung, welche der Kaiser Maximilian der Erste den sächsischen Fürsten beider Linien auf den Fall ertheilt hatte, daß die männliche und weibliche Nachkommenschaft der Herzoge von Jülich aussterben würde. Wie

ungerecht dies Verfahren auch seyn mochte: so würde die Mißbilligung der protestantischen Reichsfürsten doch nicht wirkungslos geblieben seyn, wenn unter den rechtmäßigen Kompetenten nicht ein Auftritt erfolgt wäre, der sie zu Todfeinden, mindestens für die nächsten Jahre, gemacht hätte. Der Gedanke war, daß der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm, zur Beschleunigung eines gütlichen Vergleichs, sich mit Johann Sigismunds ältester Tochter, Anna Sophia, vermählen sollte. Jener war auf diesen Gedanken eingegangen, wiewohl nur mit der Voraussetzung, daß sein künftiger Schwiegervater um so nachgiebiger seyn würde. Beide hielten im Jahre 1613 eine Zusammenkunft in Düsseldorf. Zum Erstaunen des Kurfürsten forderte der Pfalzgraf die ganze klevische Erbschaft als Mitgift. Empört von dieser Forderung, welche eben so sehr den Vater als den Fürsten höheren Ranges beleidigte, erklärte der Kurfürst auf der Stelle, daß er gar nichts abtreten werde, weil seine Tochter, auch ohne Mitgift, eine annehmliche Partie für einen Pfalzgrafen sei. Hierüber kam es zu einem bitteren Wortwechsel, der sich damit endigte, daß Johann Sigismund dem jungen Pfalzgrafen eine Ohrfeige gab, um ihn an die schuldige Achtung zu erinnern. Daß beide hierüber auseinanderflogen, versteht sich wohl von selbst. Sich zu rächen, schwor der Pfalzgraf der lutherischen Konfession ab, und ging zur katholischen Kirche über; in Wahrheit war dies das sicherste Mittel, die Unterstützung der Liga und der Spanier zu gewinnen. Dem Kurfürsten blieb zwar der Beistand der Holländer; doch weil er einen förmlichen Krieg zu vermeiden wünschte, dessen Ausgang unsicher war und der nur mit großen Zerstörungen endigen konnte: so ließ

er sich die Dazwischenkunft Frankreichs und Englands gefallen. Durch diese wurde im Jahre 1614 jener Vergleich herbeigeführt, den man den von Xanten nennt: ein Vergleich, wodurch die gemeinschaftliche Regierung aufgehoben und das Erbe in zwei ungefähr gleiche Theile getheilt wurde. Ueber den Besitz des einen oder des andern entschied das Loos. Dem Kurfürsten fiel Kleve, Mark und Ravensberg zu. Dies war also die Erwerbung, welche das Haus Brandenburg durch Johann Sigismund machte; und wir haben ihrer hier mit um so größerer Bestimmtheit gedenken müssen, weil in der Darstellung des Verfassers der brandenburgischen Denkwürdigkeiten diese Erwerbung ganz mit Stillschweigen übergangen wird *).

Inzwischen war, nach Beseitigung aller Schwierigkeiten, im Jahre 1611 auch die Belehnung über das Herzogthum Preußen erfolgt; und will man die sehr allmähligen Fortschritte in der Entwickelung der preußischen Monarchie zur Anschauung bringen, so muß man sich die Bedingungen vergegenwärtigen, unter welchen die Krone Polen dem Kurfürsten, seinen männlichen Nachkommen und seinen Brüdern diese Belehnung ertheilte. Von selbst versteht sich, daß das Herzogthum Preußen, nach Erlöschung des brandenburgischen Mannsstamms, wieder an die Krone

---

*) Friedrich der Zweite schließt nämlich seine Erzählung dieser wichtigen Angelegenheit mit folgenden Worten: En 1611 on tenta un autre accommodement à Juterbock avec l'Electeur de Saxe au sujet de la même succession, sans que les Princes s'y trouvassent; car les entrevues étoient devenues dangereuses. Mais le Duc de Neubourg protesta contre ce traité, et il ne fut jamais mis en exécution.

Polen zurückfallen sollte. Dabei mußte der Kurfürst die nachfolgenden Verbindlichkeiten übernehmen: 1) den Katholiken freie Religionsübung im Herzogthum zu gestatten; 2) in Königsberg eine katholische Kirche zu erbauen, und ihr eine jährliche Einnahme von 1000 Gulden anzuweisen; 3) jährlich 5000 Thaler in den polnischen Kronschatz zu zahlen; 4) zur Beschützung der preußischen Küste vier Schiffe auf seine Kosten zu unterhalten; 5) die Rechte und Freiheiten der Stände zu schützen, und in allen Streitigkeiten, deren Gegenstand mehr als 83 Thaler werth wäre, die Appellation an das polnische Gericht zu gestatten. Man sieht hieraus, daß im Jahre 1611 noch Niemand eine Ahnung davon hatte, daß das Herzogthum Preußen aus seiner Abhängigkeit von der Krone Polen hervortreten, und, zum wenigsten in seiner Benennung, zur Grundlage einer Monarchie werden könnte, welche dereinst das Schicksal Polens bestimmen würde.

Ohne Krieg hatte Johann Sigismund bis zum Jahre 1614 durch die Geschicklichkeit, womit er sich den Umständen anbequemte, im Osten und im Westen die Fundamente zu einer vergrößerten Herrschaft geworfen, deren stätige Ausbildung die Sache seiner Nachkommen war.

Wie groß dies Verdienst auch seyn mochte, so wurde es doch aufgewogen durch ein zweites, von welchem sich behaupten läßt, daß es nie gehörig gewürdigt worden sei . . .

Dies war der Uebertritt Johann Sigismunds zur reformirten Kirche, welcher den 25. Dez. 1513 durch den Genuß des heil. Abendmahls nach kalvinistischer Sitte geschah: ein Schritt, der seinen Zeitgenossen nur allzu sehr

auffiel, und über dessen Beweggründe man hinterher immer getheilt geblieben ist. Der Verfasser der Denkwürdigkeiten Brandenburgs, dem man über diesen Gegenstand die erste Stimme zu bewilligen geneigt ist, sagt gerade heraus: Johann Sigismund sei Kalvinist geworden, um die Liebe der Bewohner Kleve's zu gewinnen, welche seine Unterthanen werden sollten. Andere haben behauptet, Johann Sigismund sei zur reformirten Kirche übergegangen, um die Holländer zur Vertheidigung seiner Rechte auf die klevische Erbschaft geneigter zu machen. Die letzteren haben vergessen, daß der gesunde politische Sinn, den sie in dem Kurfürsten voraussetzten, ihn von einem Uebertritt zum Kalvinismus zurückhalten mußte, sobald er sich die Frage beantwortet hatte, welche Wirkungen dieser Uebertritt bei den Lutheranern und Katholiken hervorbringen werde. Johann Sigismund selbst ist sich stets in der Behauptung gleich geblieben, daß sein Abfall von der lutherischen Konfession das Werk seiner Ueberzeugungen, folglich nicht das irgend einer politischen Ansicht, irgend eines äußeren Beweggrundes, gewesen sei.

Was ist von dieser Behauptung zu halten?

In den höheren Regionen des gesellschaftlichen Lebens ist gewiß nichts schwieriger, als das Menschliche von dem Staatsbürgerlichen so zu sondern, daß sich genau angeben ließe, was sich auf die Rechnung des Einen oder des Andern setzen läßt; Täuschungen sind hier also nur allzu leicht möglich. Gleichwol sind wir geneigt, der Versicherung des edlen Kurfürsten, hinsichtlich seines Abfalls vom Lutherthum, unseren Glauben zu schenken. Die Geistlichen der lutherischen Kirche dieser Zeit vereinigten nur allzu viel, was einen

Mann von zarterer Gefühlsweise verletzen konnte: sie waren absprechend, gebieterisch, ungeschlacht in ihren Sitten, ohne Welt- und Menschenkenntniß; und sie waren dies alles durch die Stellung, welche ihnen in der Organisation des lutherischen Kirchenthums gegen die Gesellschaft gegeben war. Die kalvinistischen Geistlichen hingegen waren bescheiden, nachgiebig, fein und ernst; und dies alles aus einem doppelten Beweggrunde: einmal, weil sie durch die Presbyterial-Verfassung ihres Kirchenthums inniger mit der Gesellschaft in allen ihren Abtheilungen verflochten waren; zweitens, weil die reformirte Kirche, als die schwächere, um Duldung zu finden, das Beispiel der Duldung geben mußte. Indem nun Johann Sigismund über den innern Werth eines Glaubensbekenntnisses nach dem äussern Betragen derjenigen, welche zur Fortpflanzung desselben bestimmt sind urtheilte, war er nur allzu sehr verführt, dem Kalvinismus den Vorzug vor dem Lutheranismns zu geben. Wir sagen nicht, daß die Wahrheit dabei auf seiner Seite war; denn wir haben kein Urtheil über Distinktionen, die übernatürliche Gegenstände betreffen. Aber wir sagen, daß das, was ihn zum Uebertritt bewog, wenigstens in sofern achtungswerth war, als der Mensch immer nur das wahrhaft schätzen kann, was seinem sittlichen Ideal entspricht; und hierin glauben wir nicht zu irren.

Wie es sich aber auch mit den Beweggründen Johann Sigismunds zum Abfall von dem Lutheranismus verhalten mochte: die Sache selbst war von entschiedener Wichtigkeit für die Entwickelung der Bewohner des Kurfürstenthums. Wie hätte der Landesfürst zu der am wenigsten zahlreichen und bisher unterdrückten Kirche übergehen

können, ohne sich selbst die Duldung zur Pflicht zu machen, und diese Pflicht selbst denjenigen aufzulegen, die nicht zu dieser Kirche gehörten? So lange die öffentliche Lehre hyperphysischer Art ist, wird es Sekten geben, weil es unmöglich ist, sich im Hyperphysischen bleibend zu vereinigen; so lange es aber Sekten giebt, ist Duldung Tugend, sogar unerläßliche Tugend. War dies die Anschauung Johann Sigismunds? Jeder Besonnene wird Bedenken tragen, diese Frage mit einem unbedingten Ja! zu beantworten. Das Einzige, was sich nicht in Zweifel ziehen läßt, ist, daß sein Beispiel, indem es seine Nachfolger bis auf unsere Zeiten bestimmte, die glücklichsten Wirkungen dadurch hervorgebracht hat, daß es schwerlich noch einen zweiten Staat gleichen Umfangs giebt, in welchem die verschiedensten Religions-Partheien friedlicher neben einander gelebt haben: ein Phänomen, das, wie wir glauben, nur dadurch möglich wurde, daß unsere Fürsten, indem sie der kleinsten Kirchengemeinde angehörten, ihrer Gesinnung nach zu Philosophen wurden, für welche alles Hyperphysische und Transcendentale gleichen Werth hat. Ohne Johann Sigismunds Uebertritt zum Kalvinismus würde also die ganze preußische Monarchie einen andern Charakter haben, und dieser würde minder achtungswerth seyn, als der, den sie durch jenen Uebertritt wirklich gewonnen hat.

Uebrigens fehlte sehr viel daran, daß die Bewohner der Mark Brandenburg auf der Stelle mit dem Abfall des Kurfürsten versöhnt gewesen wären. Je mehr die Theologie in diesen Zeiten galt, desto eifriger vertheidigte man den Sekten-Glauben, von welchem, in der herrschenden Vorstellung, alle Sittlichkeit und Seligkeit abhing. Noch

lebte und wirkte der Dompropst Gedicke, dieser eifrige Lutheraner, der sich nur allzu deutlich bewußt war, wie viel er bei Johann Sigismunds Vater als Theolog gegolten hatte. Als Wortführer der übrigen lutherischen Geistlichkeit erinnerte er den Kurfürsten an das schriftliche Versprechen, wodurch er sich gegen Joachim Friedrich verbindlich gemacht hatte, den Dogmen der lutherischen Kirche nicht ungetreu zu werden; und sobald der Kurfürst ihm geantwortet hatte, „daß in Sachen des Gewissens alle ausgestellten Reverse ohne Kraft wären, und daß sein Urgroßvater Joachim der Zweite, und dessen Brüder durch ihren Uebergang von der katholischen zur protestantischen Kirche ihm das Beispiel gegeben hätten," war die gegenseitige Abneigung erklärt. Bald nahm die ganze Kurmark Parthei für die lutherische Geistlichkeit. Während die Prediger in ihren Kanzelreden und Schriften auf das Heftigste gegen die kalvinistische Ketzerei zu Felde zogen, verlangten die Landstände in den unehrerbietigsten Ausdrücken die Rückkehr des Kurfürsten in den Schooß der lutherischen Kirche. Der Dompropst Gedicke mußte abgesetzt werden, weil es kein wirksameres Mittel gab, seine rücksichtslose Heftigkeit zu zügeln. Dies war jedoch ein Schlag, der die ganze lutherische Geistlichkeit traf, und dadurch ihre Leidenschaftlichkeit vermehrte. Ein wittenbergischer Professor war frech genug, die Abfallsgründe des Kurfürsten „unverschämte Lügen" zu nennen, und ein sächsischer Prediger machte sich anheischig zu dem Beweise, „daß die Reformirten in neun und neunzig Punkten mit den Arianern und Türken übereinstimmten, und nichts weiter wären als reißende Wölfe, Himmelsräuber und — Heuschrecken." Was zu einem Be-

weis gehörte, wußte man in diesen Zeiten noch nicht; und eben deßwegen konnte ein dritter Glaubensheld sich verpflichten, mit zwei-, ja, wenn es seyn müßte, mit dreihundert Gründen darzuthun, daß Kalvins Lehre noch ärger sei, als — die des Teufels. Dieses Zankens und Schreiens müde, glaubte der Kurfürst, durch ein von ihm veranstaltetes sogenanntes Religionsgespräch zwischen den lutherischen und reformirten Geistlichen seines Landes die öffentliche Ruhe wieder herzustellen; doch das Mittel war noch schlimmer, als das Uebel, wogegen jenes gerichtet war. Das Gespräch begann mit Zank und endigte mit verstärkter Erbitterung; ganz natürlich, da religiöse Anschauungen keine Quantitäten sind, über deren Verhältnisse man sich einigen kann.

Es fehlte nur noch an öffentlichen Unruhen; und auch diese blieben nicht aus. Die Veranlassung dazu war folgende.

In Folge des einfachen, die Sinnlichkeit fast ganz ausschließenden Kultus der Reformirten, hatte der Prinz Johann Georg, in der Abwesenheit seines Bruders, des Kurfürsten, alle Bilder und andere Ueberbleibsel des Papstthums, gegen den Eintritt des Osterfestes von 1615, aus der den Reformirten eingeräumten Domkirche entfernen lassen. Sobald nun dies bekannt geworden war, machte ein Prediger an der Petrikirche, Namens Peter Stuler, dem Schmerz, den er darüber empfand, dadurch Luft, daß er das Verfahren des kurfürstlichen Statthalters von der Kanzel aus in den bittersten Ausdrücken tadelte. Der Eindruck seiner Rede war nicht gering; er verstärkte ihn aber noch dadurch, daß er, nach beendigtem Gottesdienste, sich seinen

Freunden als einen Märtyrer bezeichnete, und unmittelbar darauf Berlin verließ — unstreitig, weil er ins Gefängniß gebracht zu werden fürchtete. Die Menge, der seine Flucht ein Geheimniß war, glaubte an eine Verhaftung und sah sich in diesem Glauben bestärkt durch die Frau des Entwichenen, welche — was in diesen Zeiten, wo geistliche Amtsverrichtungen wenig einbrachten, nicht ungewöhnlich war — einen Bierschank hielt, den sie unter den vorwaltenden Umständen unentgeltlich öffnete. Erhitzt von dem starken Getränk, beschloß die Menge, das Haus des reformirten Geistlichen zu stürmen; und dem gefaßten Beschluß folgte die That. Zwar eilte der Statthalter mit einigen Reitern zur Unterdrückung dieses Aufstandes herbei; allein der Lärm wurde dadurch nur vergrößert. Die angezogenen Sturmglocken brachten den gesammten Pöbel auf die Beine, und nachdem der am Schenkel verwundete Statthalter sich mit seinen wenigen Trabanten ins Schloß zurückgezogen hatte, wurde Füssels Wohnung — dies war der Name des reformirten Geistlichen — gestürmt, und so rein ausgeplündert, daß er sich, nachdem er sein Leben mit Mühe gerettet hatte, am folgenden Tage, dem Charfreitag, genöthigt sah, die Kanzel in einer grünen Weste zu besteigen. Die Leidenschaft der Menge war jetzt besänftigt; der ganze Auftritt aber hat uns einer Erwähnung würdig geschienen, weil aus ihm hervorgeht, wie wenig die öffentliche Ordnung gesichert ist mit einer Lehre, welche, anstatt den Geist aufzuklären, ihn durch Vorstellungen verwirrt, über welche sich keine Rechenschaft ablegen läßt.

Nur das edle Gemüth des Kurfürsten konnte in diesem Aufruhr der Geister Besonnenheit und Ueberlegung

zurückführen. Sein Wahlspruch war: salus publica suprema lex; und diesem Wahlspruch getreu, und dabei überzeugt, daß eine strenge Bestrafung des Geschehenen den Unwillen des Volks nur vermehren werde, begnügte er sich, nach seiner Zurückkunft in Berlin, mit einer schriftlichen Erklärung, wodurch Magistrat und Bürgerschaft versicherten, daß Aufruhr und Tumult von ihnen verabscheut würde. Um einen auffallenden Beweis von seiner Unpartheilichkeit zu geben, entzog er das Urtheil über den Haupturheber des Aufruhrs, den Prediger Stuler, sogar den Landesgerichten; denn er übertrug den ganzen Handel dem leipziger Stadtgericht, auf dessen Entscheidung Stuler Landes verwiesen wurde. So söhnte man sich, nach und nach, mit seinem Abfall von der lutherischen Kirche aus. „Ich maße mir," sagte er bei jeder schicklichen Gelegenheit, „keine Herrschaft über das Gewissen an, weil dies keiner Obrigkeit zukommt; aber eben so wenig dürfen Unterthanen sich einkommen lassen, der Obrigkeit vorschreiben zu wollen, was sie, nach ihrem Gewissen, glauben und bekennen soll." Die Rechtmäßigkeit dieser Forderung leuchtete ein; und die Gleichheit der Rechte und Freiheiten bewirkte allmählig, daß die kirchlichen Parteien sich erst ertragen und sodann achten lernten, bis es, durch Verheirathungen und Verbindungen aller Art, dahin kam, daß man sich über die Glaubensverschiedenheit ganz hinwegsetzte.

Wie sorgsam Johann Sigismund darauf bedacht war, den Zustand seiner Unterthanen zu verbessern, davon sind die Beweise noch jetzt, wenigstens in den Gesetzsammlungen anzutreffen, welche der Vergangenheit angehören. Die drückendste Last für den Landmann waren in diesen Zeiten

die häufigen Vorspanne; und Johann Sigismund schränkte sie auf nachfolgende Fälle ein: wenn die Landesherrschaft außer Landes reise; wenn Prinzessinnen ins Ausland verheirathet würden; wenn Offiziere und Räthe, denen bei Hofe keine Pferde gehalten würden, in herrschaftlichen Aufträgen reiseten; wenn der Kurfürst eine Jagd anstellte. Ein anderer Gegenstand der kurfürstlichen Fürsorge war die Beschützung der Unterthanen gegen die Forderungen der Jäger. Das Land barg in diesen Zeiten noch viele Wölfe. Je wohlthätiger nun die Ausrottung dieser Bestien war, desto mehr nahmen die mit diesem Geschäfte Beauftragten den Beistand ganzer Gemeinden in Anspruch, nicht ohne dabei jede Härte zu üben. Hierbei war wenig zu verbessern; doch offenbarte sich der Gerechtigkeitssinn des Kurfürsten darin, daß er jede üble Behandlung der Unterthanen seinen Jägern auf's Strengste verbot. Hier noch einen Zug von Johann Sigismunds Wohlwollen und Billigkeit! Fast alle seine Vorgänger in der Regierung hatten bei Besetzung der Staatsämter Ausländern den Vorzug vor den Eingebornen gegeben; und die Ursache dieses Verfahrens war unstreitig keine andere gewesen, als daß die größere Geschicklichkeit von ihnen nur in den Ausländern angetroffen wurde. Ging dies so fort, so fehlte es den Eingebornen an dem, zur Erwerbung ausgezeichneter Eigenschaften nöthigen Stachel. Johann Sigismund, der dies sehr wohl empfand, wagte, seinen Unterthanen das Versprechen zu geben, „daß, zu ewigen Zeiten, die Eingebornen, wenn sie ehrliche, tüchtige und qualifizirte Leute wären, den Vorzug vor Ausländern bei Besetzung der Aemter erhalten sollten.“

Im Uebrigen war die Regierungs-Periode Johann Sigismunds (von 1608 bis 1619) keinesweges ausgezeichnet durch Glücksfälle; denn im Jahre 1611 entvölkerte die Pest einige Gegenden der Mark, und gegen das Ende der genannten Periode entstand durch Mißwachs eine solche Theuerung, daß (was in diesem Lande bis dahin nie erlebt worden war) der Scheffel Roggen mit 2 Thl. 6 Gr., die Gerste mit 1 Thl. 8 Gr., der Hafer mit 1 Thl. vergütet werden mußte. Ueber die Einführung der Branntweinbrennereien kam der Weinbau in Abnahme; und übermäßige Land- und Wasserzölle, diese Frucht schlechter Staatswirthschafts-Prinzipien, störten den auswärtigen Handel bis zum gänzlichen Stillstand. Der Kurfürst, dessen ganze Lage starke Ausgaben mit sich brachte, welche weder durch Anleihen im Lande, noch durch erhöhete Steuern herbeizuschaffen waren, borgte bei dem Könige von Dänemark und bei den Holländern, und gerieth dadurch in Schulden, die um so drückender wurden, weil man die nicht-bezahlten Zinsen zu Kapital schlug: ein Verfahren, worin die Holländer es zu einer besonderen Fertigkeit gebracht hatten.

Nach allem, was wir bisher angeführt haben, wird der Leser nicht glauben, daß Johann Sigismund sich in seinem Wirkungskreise sehr glücklich gefühlt habe. Gleichwohl haben wir die Hauptsache noch nicht zur Sprache gebracht.

Diese war die höchst bedenkliche Lage Deutschlands, von dem Antritt der Regierung unseres Kurfürsten an. Die katholische und die protestantische Partheien standen sich seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts so schroff entgegen, daß jeden Augenblick eine Explosion erfolgen

konnte. In Wahrheit, was in dem furchtbaren dreißigjährigen Kriege seinen Anfang nahm, würde schon acht Jahre früher zum Ausbruch gekommen seyn, wenn Ravaillac's Messer nicht die Tage Heinrichs des Vierten abgekürzt hätte. Vom Jahre 1611 an drang also Johann Sigismund auf die Anwerbung von 3000 Mann Soldaten, damit es dem Lande nicht an Vertheidigern fehlen möchte: seine Befürchtung war, daß der aus Jülich vertriebene Erzherzog Leopold Rache nehmen könnte. Wie natürlich nun auch diese Befürchtung war, so weigerten sich doch die Stände, darauf einzugehen, indem sie ihrer Seits befürchteten, daß der Kurfürst eine wesentlich von ihm abhängige Macht zur Beschränkung ihrer Privilegien und Freiheiten zu benutzen geneigt sei. (Stehende Heere waren in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts etwas so Ungewöhnliches, daß man noch nicht wußte, wie es anzufangen sei, sie ins Leben zu rufen.) Nun bequemten sich die Stände zwar zu einer Genehmigung des kurfürstlichen Gedankens; sobald jedoch die dringendste Gefahr vorüber war, lag ihnen nichts so sehr am Herzen, als sich von den gardenden Knechten — so nannte man in diesen Zeiten das stehende Heer — zu befreien. Dazu war, wie sich wohl von selbst versteht, nichts weiter erforderlich, als dem Kurfürsten die außerordentliche Beisteuer zu entziehen, ohne welche es ihm an dem Mittel fehlte, selbst eine so schwache Mannschaft, wie 3000 Söldner waren, noch länger neben seinen Trabanten *) zu erhalten. Aus der Ent-

*) Ich benutze diese Gelegenheit, ein Wort über die Ableitung von Trabant zu sagen. Es von Traben herzuleiten, wie es

ziehung der Beisteuer (Subsidie) entstanden jedoch neue Verlegenheiten. Die sogenannten gardenden Knechte waren zusammengelaufenes Gesindel, das sich nur dadurch zu ernähren verstand, daß es sein Blut verkaufte. Fehlte es nun an einem Käufer, so ward es zur größten Plage des Landes, das es in sich aufgenommen hatte; denn, anstatt es zu verlassen, trotzte es auf seine Kraft, und was es nicht durch Pochen, Fluchen und Drohungen zu erhalten vermochte, das verschaffte es sich durch Stehlen, Rauben und Morden. Die Kurmark hatte in der That nur allzu viel Mühe, von ihren gardenden Knechten befreit zu werden; und sie wurde nicht eher davon befreit, als bis die kurfürstliche Regierung die Erlaubniß zur Gegenwehr, d. h. zu Mord und Todschlag ertheilt hatte.

Die Dinge bilden sich immer sehr allmählig. Aus der regelmäßigen Besoldung der gardenden Knechte ging, nach und nach, das stehende Heer hervor. Gleich merkwürdig aber ist der erste Ursprung der Landwehr. Je unzureichender die Besoldungsmittel zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts waren, desto mehr mußte man darauf bedacht seyn, den Bürgerstand in die Vertheidigung des Vaterlandes zu verflechten. Dies nun geschah dadurch, daß man in allen bedeutenden Städten Schützengilden errichtete. Durch die Einführung des Scheiben- und Vogelschießens wurde die Sache nicht wenig erleichtert. Der

---

wohl geschehen ist, verräth grobe Unwissenheit. Das Wort ist über die Pyrenäen nach Deutschland gekommen. Trabar oder travar heißt im Spanischen arbeiten, wovon trabajo Arbeit. Travar nua batalla heißt, eine Schlacht liefern. Davon Trabante zur Bezeichnung desjenigen, der die gemeine Kriegsarbeit verrichtet.

Zweck war, daß auch der Bürger im Nothfall in den Krieg ziehen sollte; durch dieses Mittel aber wurde ein so ernsthafter Zweck in ein bloßes Spiel verwandelt, an welches sich noch Ergötzlichkeiten aller Art knüpften. Zu Berlin wurde, auf Befehl des Kurfürsten, die erste Vogelstange vor dem Rathhause errichtet, und er selbst gab die Kosten dazu her. Damals dachte Niemand daran, daß aus dieser Einrichtung sich ein System entwickeln könnte, nach welchem jeder Waffenfähige, von seinem 18. Jahre an, zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet ist . . .

Welche trübe Ahnungen den Kurfürsten beim wirklichen Ausbruch des dreißigjährigen Krieges beherrschten, und wie richtig er den Fortgang dieser großen Begebenheit beurtheilte, geht aus einem Befehl hervor, den er im Jahre 1618 erließ. Wesentlich war dieser Befehl an den Lehnsadel des Landes gerichtet, der, seiner Bestimmung uneingedenk, sich jedem Opfer versagte, das er zur Rettung des Staats bringen sollte. Ihn überschüttete daher der Kurfürst mit den bittersten Vorwürfen. „Weder vor dem Vaterlande, noch vor dem Landesfürsten, noch vor den eigenen Nachkommen, könne dieser Adel seine Saumseligkeit, seine Trägheit, seine Selbstsucht verantworten. Ja nicht einmal vor sich selbst; denn komme es wohl auf etwas Anderes an, als auf die Vertheidigung seiner selbst, seiner Weiber und Kinder, und was er sonst noch Liebes und Gutes hätte, nicht zu gedenken der Freiheit des Gewissens? Wie feindselig, ja, wie mehr als barbarisch und türkisch die Ueberwältigten behandelt würden, sei offenkundig. Dennoch säume der Adel aufzusitzen, um sich zur Vertheidigung anzuschicken? Wollte er so ganz und gar vergessen, daß

er die ansehnlichsten Lehne und andere Güter seit fast hundert Jahren in Frieden benutzt habe?" u. s. w. Diese beweglichen Vorstellungen blieben ohne Wirkung, und die Musterung, welche gleichzeitig angekündigt wurde, unterblieb, weil eine Begebenheit eintrat, deren ableitende Kraft, wie es scheint, unwiderstehlich war.

Dies war der am 8. August 1618 erfolgte Tod des blödsinnigen Herzogs Friedrich Albrecht von Preussen. Da die Erbfolge seit dem Jahre 1611 unbestritten war, und es folglich nur auf die Annahme der Erbhuldigung ankam: so verlor Johann Sigismund keinen Augenblick, um sich von Berlin nach Königsberg zu begeben; vielleicht, daß auch der, aus den ewigen Händeln mit den Ständen hervorgegangene Ueberdruß keinen geringen Antheil an seiner Eile hatte. Der Kurfürst war, als dies geschah, nur 46 Jahre alt; allein seine Gesundheit hatte unter den Stürmen seines Regentenlebens um so mehr gelitten, je ernsthafter und würdiger er die Dinge zu behandeln pflegte. In Preußen gefiel es ihm so gut, daß er, wie behauptet worden ist, damit umging, die Regierung der Kurmark an seinen Sohn Georg Wilhelm abzutreten, um der neu-erworbenen Provinz seine ganze Liebe und Sorgfalt zuwenden zu können. Was auch in seinen Vorsätzen liegen mochte: ihn rührte noch im Jahre 1618 zu Königsberg der Schlag. Von dieser tödtlichen Erschütterung einigermaßen wiederhergestellt, trat er im Jahre 1619 die Rückreise nach Berlin an; doch, bald nachdem er daselbst angelangt war, berief er den Kurprinzen von seiner Statthalterschaft im Klevischen zurück, und übergab ihm am 12. Nov. 1619 die Regierung. Sein Verfall war um

diese

diese Zeit bereits so groß, daß er, um die letzten Tage seines Lebens in Ruhe zu beschließen, seinen Pallast verließ und die stille Wohnung seines treuen Kammerdieners, Anton Freitag, in der Positstraße bezog. Hier nun starb er in den Armen seiner Gemahlin und seiner Kinder den 23. Dez. 1619 im 47sten Jahre seines Alters und im 12ten seiner Regierung. Ein ausgezeichneter Fürst, wie es jemals einen gegeben hat, nur daß die kriegerischen Eigenschaften ihm fehlten, auf welche späterhin ein so unverhältnißmäßiger Werth gelegt wurde! Um so bewundernswürdiger ist, daß der Kurstaat durch ihn um 778 Geviertmeilen vergrößert wurde *). Im erblichen System sind Fürsten immer nur Werkzeuge in der Hand des Schicksals, und ihr größtes Verdienst ist, sich selbst dafür zu erkennen und ihrer Bestimmung dadurch Ehre zu machen, daß sie, indem sie den Grundsätzen der Gerechtigkeit nichts vergeben, sich in ihrem Wohlwollen gegen die Gesellschaft gleich bleiben. Wie groß erscheint, an diesem Maßstab gemessen, der edle Johann Sigismund!

---

*) Nämlich: das Herzogthum Ostpreußen zu 666 Q. M., das Herzogthum Kleve zu 40, die Grafschaft Mark zu 45, die Grafschaft Ravensberg zu 27 gerechnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

# Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

* * *

Wenn das Wohlseyn der Gesellschaft hauptsächlich auf der Vertheilung der Reichthümer, diese aber auf der Wohlfeilheit der Produkte beruht — welche Rolle spielen alsdann die Maschinen?

Die Macht ihrer Einwirkung, sowohl auf die Fülle als auf den niedrigen Preis der Produkte, läßt sich keinen Augenblick verkennen.

Gleichwohl fehlt es nicht an Leuten, welche den Gebrauch der Maschinen, vorzüglich der neu hinzukommenden, unerbittlich verdammen. „Was dadurch geleistet wird," sagen sie, „besteht zuletzt nur darin, daß die Gewinne des Unternehmers auf Kosten der Arbeitslöhne vermehrt werden. Heißt dies aber wohl etwas anders, als einige Unternehmer bereichern und eine Unzahl von Arbeitern zu Grunde richten?"

Im Leben ist nichts gewöhnlicher, als daß man auf längst entschiedene Fragen zurückkommt. Daß dies aber auch in Beziehung auf die Nützlichkeit der Maschinen geschieht, ist deßhalb auffallend, weil es die höchste Verblendung hinsichtlich alles Gesellschaftlichen voraussetzt. In Wahrheit, eine Gesellschaft ohne Werkzeuge und Maschinen — wie wäre sie auch nur denkbar! Man beraube sie, wenn es möglich ist, dieser Mittel, und es wird zu

ihrer gänzlichen Auflösung und Vernichtung keiner anderweitigen Anstrengung bedürfen. Ist man darin einverstanden, daß Arbeit und Mannichfaltigkeit der Verrichtungen die Hauptbedingungen jeder Assoziation ausmachen: so läßt sich auch gegen den Gebrauch der Werkzeuge und Maschinen nichts einwenden; denn sie sind die Mittel, wodurch jede Arbeit vollzogen wird. Da sich ohne sie der Mensch weder ernähren, noch bekleiden, noch gegen den Einfluß der Witterung beschützen kann: so ist ihre Nothwendigkeit für die Fortdauer des menschlichen Geschlechts nur allzu sehr entschieden. Doch noch mehr! Nur durch die von ihm geschaffenen Werkzeuge und Maschinen übt der Mensch eine Herrschaft über die Natur aus; und da dies seine ausschließende Bestimmung ist, die Erfüllung derselben aber jedesmal die Stufe von Einsicht und Wissenschaft bezeichnet, auf welcher sich der Mensch in der Zeit befindet: so muß es erlaubt seyn, zu sagen, daß die von ihm geschaffenen Werkzeuge und Maschinen die unverwerflichsten Repräsentanten der Fortschritte sind, die er in der Bahn der Zivilisation gemacht hat. Um den Unterschied zwischen Volk und Volk zur Anschauung zu bringen, darf man also nur untersuchen, welchen Vorsprung das eine vor dem andern im Maschinen-Wesen gemacht hat. Die hierauf gebauten Schlüsse sind um so zuverlässiger, weil es in den Erfindungen des Menschen eine Stufenfolge giebt, die sich nicht mit Sprüngen verträgt. Erfindungen, wie sie in unseren Tagen gemacht werden, waren im achtzehnten und in jedem noch früheren Jahrhundert unmöglich — nicht etwa, weil die schaffende Kraft des menschlichen Geistes in jenen Jahrhunderten geringer war, sondern nur, weil jene we-

niger vorbereitet waren, d. h. weil es zu den Eigenthümlichkeiten des menschlichen Verstandes gehört, nur auf der Grundlage des früher Vorhandenen fortzubauen, so daß die Aechtheit jeder neuen Entdeckung oder Erfindung sich immer nur dadurch bewährt, daß sie sich auf alle früheren stützt. Nur wer dies Alles nie zur Anschauung gebracht hat, kann auf den abgeschmackten Gedanken gerathen, daß die Gesellschaft durch Vermehrung und Verbesserung der ihr so nothwendigen Werkzeuge und Maschinen sich selbst zu Grunde richten könne.

So viel im Allgemeinen über einen Gegenstand, der nicht mehr streitig seyn sollte.

Wie stellt sich aber die Frage, wenn es sich um die Einführung und Benutzung einer neuen Erfindung handelt, die im Maschinen-Wesen gemacht ist?

Hierbei entscheiden zwei Thatsachen: die eine ist, daß Völker Maschinen gebrauchen; die andere ist, daß man neue Entdeckungen und Erfindungen in diesem Felde nicht zurückweisen kann, ohne Verzicht zu leisten auf Konkurrenz und Verkehr.

Angenommen, die Obrigkeit einer Stadt verhinderte einen Fabrikanten an der Erwerbung einer neu-erfundenen Maschine, und zwar zu keinem andern Zweck, als um ihn zur Beibehaltung aller seiner Arbeitsleute zu zwingen. In dieser Voraussetzung wird es nicht an Kurzsichtigen fehlen, die einen solchen Machtspruch für ungemein väterlich und vorsorglich ausgeben. Allein was wird geschehen? Die Obrigkeit einer benachbarten Stadt wird sich dadurch nicht abhalten lassen, den Erfinder der neuen Maschine an sich zu ziehen, und seine Erfindung zu benutzen. Was nun

wird die Folge davon seyn? Keine andere, als daß thätigere Manufakturen die Bewohner dieser Stadt auf Kosten derjenigen bereichern, deren Obrigkeit den ihr dargebotenen Vortheil verschmäht hat. Wollte die Regierung eines großen Landes eben so verfahren, wie die Obrigkeit jener ersten Stadt, so würde die Wirkung nach vergrößertem Maßstabe dieselbe seyn, und von dem Nachbarstaat, der sich klüger in der Sache benommen hätte, würde dasselbe gelten, was wir von der benachbarten Stadt ausgesagt haben. Kurz: weigert man sich, Theil zu nehmen an der allgemeinen Bewegung, welche auf Verbesserung des Verfahrens in den verschiedenen Abtheilungen der gesellschaftlichen Arbeit abzweckt: so setzt man sich der Gefahr aus, nicht bloß im Wohlstand, sondern auch in der Aufklärung und Zivilisation zurückzubleiben.

„Zugegeben," sagen die Feinde jeder Neuerung, „daß die Erfindung von Maschinen noch mehr ist, als ein nothwendiges Uebel, dem man sich unterwerfen muß; zugegeben also, daß sie ein Gut ist, das man nicht zurückweisen kann, ohne einen Mangel an Einsicht und richtiger Beurtheilung an den Tag zu legen: wird das allgemeine Wohlseyn nicht wenigstens auf eine beklagenswerthe Weise erkauft, wenn durch die Einführung einer Maschine eine größere Zahl von arbeitsamen Menschen um ihre Daseynsmittel gebracht wird?"

Was nicht geläugnet werden kann, ist, daß die plötzliche Einführung einer Maschine in eine Werkstätte, wo sie hundert Arbeiter überflüssig macht, diese nicht unbedeutende Anzahl in eine beklagenswerthe Lage versetzt. Allein giebt es denn keine Mittel zur Abwendung eines solchen Unglücks?

Die Gesellschaft kann auf mehr als eine Weise zu Hülfe kommen. Es giebt Verrichtungen, welche so leicht sind, daß jeder Arbeitsame sich ihnen unterziehen kann. Solcher Art sind die, welche die Verschönerung einer Stadt zum Gegenstande haben. Diese nun sollte man eintreten lassen, so oft es sich darum handelt, müssig gewordenen Arbeitern eine vorübergehende Hülfsquelle anzubieten, die ihnen die Zeit verschafft, sich nach einer besseren und nachhaltigeren umzusehen; denn nie darf man es darauf anlegen, die Menschen der Arbeit zu entwöhnen. Da aber Unternehmer auch Pflichten gegen ihre Arbeitsleute zu erfüllen haben: so würde es nicht mehr als billig seyn, daß sie angehalten würden, diese Arbeitsleute zu rechter Zeit von ihrem Vorhaben hinsichtlich der einzuführenden Maschine zu unterrichten, und ihnen sogar für die ersten Tage oder Wochen den Arbeitslohn zu entrichten. Kommt alsdann diesen Vorsichtigkeitsmaßregeln Gewerbfreiheit zu Hülfe, und werden die Arbeiter durch nichts verhindert, weder die Arbeit noch den Aufenthaltsort zu verändern: so ist anzunehmen, daß die Einführung einer Maschine sehr beschränkte Nachtheile mit sich führen wird, während die Vortheile die sie gewährt, wahrhaft unermeßlich sind.

Denken wir uns ein Land, arm und unwissend, wo es kein anderes Betriebsamkeits-Etablissement giebt, als eine Fabrik roher Stoffe. Die Bewohner desselben werden elend und mit Lumpen bedeckt seyn; wie könnte man etwas Besseres voraussetzen? Nun wohl! wenn in einem solchen Lande die Hälfte der Arbeiter durch Maschinen ersetzt wird, und wenn man den abgedankten Arbeitern nicht zur Hülfe kommt: so wird für sie eine Krisis eintreten, die man

ihnen hätte ersparen können. Kommt man aber nach wenigen Jahren in dies Land zurück, so werden die letzten Spuren dieser Krisis verschwunden seyn; die abgedankten Arbeiter werden ein anderweitiges Unterkommen gefunden haben, und die zahlreichste Klasse wird besser genährt und gekleidet seyn, weil Nahrungs- und Bekleidungsstoff billigeren Preises geworden sind. Man wird sogar vielleicht die Entdeckung machen, daß die in der armseligen Manufaktur eingeführten Verbesserungen den Geistern höheren Schwung gegeben und die Betriebsamkeit von mehr als einer Seite geweckt haben; denn im gesellschaftlichen Verkehr hat jede Einwirkung eine Rückwirkung zur Folge, und ein blühender Ackerbau ist nur da möglich, wo die Aufmunterung für ihn von einer blühenden Fabrikation ausgeht.

Maschinen können also wohl, auf gewissen Punkten, auf einige Augenblicke die Quantität der Handarbeit vermindern; allein sie haben deßhalb doch der arbeitenden Klasse unvergleichbar mehr Arbeit zugewendet, als sie ihr genommen haben. Als der Stumpfstrickstuhl erfunden wurde, herrschte ganz zuverlässig große Bestürzung unter denen, welche Strümpfe mit der Nadel strickten. Und doch, was ist geschehen? Wie ließe sich wohl annehmen, daß ihre Zahl nicht weit geringer gewesen sei, als die der verschiedenen Arbeiter, welche in der gegenwärtigen Zeit Strumpfstrickstühle fertigen, diese in Bewegung setzen und die Stoffe herbeischaffen, welche erforderlich sind zur Beschäftigung einer Art von Betriebsamkeit, deren Produkte so mannichfaltig sind? Und stellt sich nicht dasselbe Resultat für die Buchdruckerpresse dar? Wie gering ist die Zahl der ehemaligen

Abschreiber in Vergleich mit der Zahl derer, welche, nach Erfindung der Buchdrucker-Presse, als Metall-Arbeiter, Schriftgießer, Setzer, Drucker, Papierfabrikanten, Buchhändler und Schriftsteller eine Existenz gewonnen haben, die früher entweder gänzlich versagt, oder wenigstens nicht das war, was sie gegenwärtig ist!

Verweilen wir einige Augenblicke bei dem Pflug, als bei derjenigen Maschine, die gegenwärtig so nothwendig ist, daß es uns vorkommt, als hätte sie niemals fehlen dürfen . . . Unstreitig gab es eine Zeit, wo der Pflug noch nicht erfunden war. Da nun, während derselben, nichts desto weniger Ackerbau getrieben wurde: so findet keine andere Voraussetzung Statt, als daß der Spaten den Pflug ersetzt habe, und daß zur Bestellung einer sehr mittelmäßigen Flur Tausende von Händen erforderlich gewesen seyen. Welchen Gesellschaftszustand setzt dies voraus? Doch ohne uns bei der Beantwortung dieser Frage aufzuhalten, wollen wir lieber bemerken, daß, nach geschehener Erfindung des Pfluges, die Bestürzung derer, welche bis dahin den Spaten geführt hatten, jede Vorstellung, die wir uns gegenwärtig davon machen können, bei weitem übersteigen mußte. Wie hätten sie nicht, sammt und sonders, glauben mögen, daß es fortan um ihr gesellschaftliches Daseyn geschehen sei! Was ist nun wirklich geschehen? Es läßt sich ohne Mühe erweisen, daß die Erfindung des Pfluges eine von den Hauptgrundlagen einer größeren Bevölkerung und eines zusammengesetzteren Gesellschaftszustandes geworden sei; denn, indem die Masse des ackerbaulichen Produkts durch diese Erfindung vergrößert wurde, und es folglich weniger an Nahrungsstoff fehlte, war das gesellschaft-

liche Leben zugleich erleichtert und gesichert. Was aber in jenen nur allzu entfernten Zeiten geschah, das würde sich in gewissem Maße erneuern, wenn in unseren Zeiten die Erfindung des Pfluges dahin vervollkommnet werden sollte, daß an die Stelle der lebendigen Kräfte, d. h. des Zugviehes, Elementar-Kräfte gebracht würden; mit Einem Worte, wenn der Pflug in die Reihe der Dampfmaschinen einträte. Nicht genug, daß das Produkt des Ackerbau's im Preise fallen würde, darf man auch annehmen, daß ein großer Theil der gesellschaftlichen Institutionen, welche mit der bisherigen Bearbeitung des Ackers durch den, von thierischer Kraft bewegten Pflug in Verbindung stehen, die wesentlichen Abänderungen leiden und besseren Platz machen würde. Denn es verträgt sich mit keinem Zweifel, daß in vervollkommneten Erfindungen die Kraft steckt, die gesellschaftliche Organisation aufs Wesentlichste zu verändern.

Von allen europäischen Ländern ist England bisher dasjenige gewesen, wo man den umfänglichsten Gebrauch von den Maschinen gemacht hat. In England hat man daher auch die vollständigsten Erfahrungen über die Wirkungen machen können, welche der Gebrauch der Maschinen in Bezug auf die gesellschaftlichen Erscheinungen hat. Was nun bemerkt über diesen Gegenstand ein Schriftsteller, der in seinen Erforschungen nichts so sehr fürchtet, als Abnahme der Arbeit für die zahlreichste Klasse. Herr Malthus, dieser Schriftsteller, sagt im zweiten Theile seiner „Prinzipien der Staatswirthschaft:"

„Sobald eine Maschine, welche Handarbeit erspart, Produkte zu einem billigeren Preise liefern kann, ist die daraus entspringende Wirkung eine solche Ausdehnung der

Nachfrage, daß der Werth der durch diese neue Maschine fabrizirten Gegenstände, bei weitem den Werth der früher durch Handarbeit hervorgebrachten übersteigt. Trotz der Ersparung der Handarbeit erfordert aber diese Art von Betriebsamkeit, anstatt weniger Aerme zu beschäftigen, deren eine weit größere Zahl, als früher."

Um diese Erscheinung zu begreifen, braucht man nur zu bemerken, daß eine Maschine nicht alle Arbeit verrichtet, welche die Fabrikation einer Produkten-Gattung erfordert. In dem Zuwachs an Arbeiten, die ihnen übrig bleiben, können also die Arbeiter noch mehr als einen Ersatz für diejenigen finden, die sie eingebüßt haben.

Herr Malthus fügt hinzu: „Ein höchst auffallendes Beispiel dieser Wirkung ist uns in den Maschinen gegeben, welche in Großbritannien gebraucht werden, um Baumwolle zu spinnen und zu weben. Der Verbrauch der baumwollenen Zeuche hat, vermöge eines billigeren Preises, in diesem Lande, so wie in der Fremde, dergestalt zugenommen, daß der Werth sämmtlicher baumwollenen Zeuche und Garne, über allen Vergleich hinaus, den früheren übertrifft; und die Zunahme der Städte Mancheſter, Glasgow u. s. w. beweiset hinreichend, wie sehr die Nachfrage nach Baumwoll-Arbeitern sich seit der Einführung der Maschinen vermehrt hat." Eben derselbe Schriftsteller bemerkt noch, „daß eine, wenn gleich minder starke Vermehrung des Werths in Englands Tuch- und anderen Manufakturen Statt gefunden hat, und überall von einer wachsenden Zunahme der Nachfrage nach Arbeitern begleitet gewesen ist." In der That, Englands nur allzu schnell gewachsene Bevölkerung würde ganz unerklärbar seyn, wenn man sie

nicht auf den von Malthus angegebenen Umstand beziehen wollte; denn Menschen wachsen nach ganz andern Gesetzen, wie Pilze. Wenn England gegenwärtig leidet: so ist die Ursache weder in seiner übermäßigen Bevölkerung, noch in seinem Maschinen-Wesen zu suchen, wohl aber in einem Mangel an Beschäftigung, welcher daraus entstanden ist, daß seine Künste, d. h. seine gewerblichen Vorzüge, sich über das europäische Festland ausgebreitet haben; — unstreitig aber auch darin, daß es sich noch immer nicht zu einer Abänderung seiner Korngesetze hat entschließen können. Doch dieser Gegenstand läßt sich hier nur andeuten, nicht sich weiter verfolgen . . .

Wenn einzelne Staatswirthschaftslehrer leugnen, daß verminderter Preis ein nothwendiges Ergebniß der Maschinen sei: so darf uns dies nicht irre leiten. Nur allzu häufig werden allgemeine Folgerungen aus einigen besonderen Erscheinungen oder Thatsachen gezogen. Wenn ein patentirter Fabrikant allein Hände durch Maschinen erspart: so kann er fortfahren eben so theuer zu verkaufen, wie andere, die nicht mit Maschinen arbeiten; höchstens wird er, um sich den Vorzug zu sichern, einen unbedeutenden Abschlag gewähren. Ist dagegen eine Erfindung verbreitet: so erzwingt die Konkurrenz einen herabgesetzten Preis. Maschinen bewirken also nothwendig eine bessere Vertheilung der Reichthümer, und durch dieselbe allgemeineres Wohlseyn.

Was soll man nun den Träumern antworten, welche sich einbilden, „die Maschinen könnten einmal in einem so hohen Grade vervielfältigt werden, daß sie die Arbeiter gänzlich verdrängen, und diesen zuletzt jedes Mittel zur

Unterhaltung des Lebens rauben würden?“ Wer so urtheilen kann, hat das Wesen der Maschinen so gut als gar nicht erforscht. Alle Einsichtsvolle sind darin einverstanden, daß es zu allen Zeiten eine Menge von Verrichtungen geben wird, auf welche das Maschinen-Wesen sich gar nicht anwenden läßt. Wo ist überhaupt eine Maschine, die nicht des Beistandes des menschlichen Geistes bedürfte? Kann sie auch nur gedacht werden? Liebt man, sich in Träumereien zu verlieren, so gebe man wenigstens den angenehmen den Vorzug vor denen, die dies nicht sind. So läßt sich denken, daß es einmal eine Zeit geben werde, wo alle beschwerliche, die Kräfte des Menschen erschöpfende Arbeit den Maschinen übertragen seyn wird, und zwar in einem so hohen Grade, daß die Menschen desto mehr Zeit für die Entwickelung ihrer sittlichen Anlagen gewinnen. Und da für einen solchen Zweck bereits sehr viel gewonnen ist: warum sollte man nicht behaupten dürfen, die Maschinen könnten dereinst den neueren Völkern alle die Dienste leisten, welche im sogenannten Alterthum, d. h. in einer früheren Periode, von Sklaven verrichtet wurden?

Will man den Unterschied des früheren Gesellschaftszustandes von dem gegenwärtigen, sammt allen Erscheinungen, die sich an beide knüpfen, zur Anschauung bringen: so ist dazu nichts weiter erforderlich, als den Abstand zu beobachten, worin sich die Beobachtungs- und Erfahrungswissenschaften in jener früheren Periode von denen der letzten befinden. Da alles, was uns umgiebt, zuletzt Maschine ist; da eine Gesellschaft gar nicht gedacht werden kann, ohne daß irgend ein Maschinenwesen in ihr wirksam ist: so versteht es sich ganz von selbst, daß auch dem so-

genannten Alterthum das Maschinen-Wesen nicht nur nicht fremd, sondern selbst in einem hohen Grade geläufig war. Allein diesem Maschinen-Wesen ging alles dasjenige ab, was die Benutzung von Elementar-Kräften dem neueren Maschinen-Wesen hinzugefügt hat. Mit allem Scharfsinn, der ihnen eigen seyn mochte, verstanden Griechen und Römer nicht, Wasser- oder Windmühlen zu bauen; und nun erforsche man einmal, wie diese Unfähigkeit auf ihren ganzen Gesellschaftszustand zurückwirken, ja wie nothwendig sie zur Verlängerung der Sklaverei beitragen mußte. Noch fremder war beiden hochgepriesenen Völkern die Kenntniß jener Kräfte, zu welcher die neueren Völker durch ihre Beschäftigung mit der Chemie gelangt sind. Wir fahren, wir segeln, wir mahlen, wir spinnen, wir weben, wir drucken gegenwärtig durch Dämpfe; und wie wenig fehlt daran, daß wir selbst unsere Aecker durch Dampfkraft bestellen! Dies alles nun sollte ohne Wirkung für unseren gesellschaftlichen Zustand bleiben? Wie wäre dies auch nur denkbar, da es alsdann Ursachen geben müßte, die keine Wirkungen hervorbrächten! Selbst die Literatur der Alten erklärt sich aus dem, ihnen eigenthümlichen Zustande der Beobachtungs- und Erfahrungswissenschaften. Wer zweifelt daran, daß die Werke eines Plato z. B., ganz anderen Inhalts seyn würden, wenn dieser bewundernswürdige Schriftsteller so tiefe Blicke in das Universum hätte werfen können, wie Keppler, Galilei und Newton? War man noch vor zwei Jahrtausenden zu jeder Art des Wunderglaubens berechtigt, weil man von dem, was Naturgesetz genannt zu werden verdient, keine deutliche Vorstellung hatte: so ist man es jetzt unendlich weniger, und darum ist in sich selbst nichts

abgeschmackter, als in den Erscheinungen, die sich an einen früheren und eben deßwegen niedrigeren Zivilisations-Grad knüpften, Regulative zu finden, welche noch gegenwärtig gelten sollen. Dies kann nur zur Verwirrung der Köpfe führen, während es in jeder andern Hinsicht ohne Nuzzen bleibt.

Es ließe sich über diesen Gegenstand noch viel bemerken, wenn man nicht befürchten müßte, in den entgegengesetzten Fehler Derjenigen zu verfallen, welche über jeden Fortschritt im Maschinen-Wesen wehklagen, weil sie nicht wissen, daß Fortschritte dieser Art die sichersten Bürgen aller gesellschaftlichen Vervollkommnung sind, während das, was sie aufhalten möchte — der Metaphysizismus — zu allen Zeiten gleich unfruchtbar für das Wohl der Menschheit geblieben ist. Verzichten wir also auf alle Hypothesen, welche eine glänzende Zukunft verheißen, doch nicht ohne die Bemerkung hinzuzufügen, daß Vervielfältigung der Produkte und herabgesetzter Preis derselben nicht die einzigen Früchte der Maschinen sind. Durch den Gebrauch derselben werden die Kräfte und das Leben sehr vieler Arbeiter erhalten, welche, wenn es an diesen Werkzeugen fehlte, in ungesunden oder gefährlichen Verrichtungen sehr schnell zu Grunde gehen würden: eine Betrachtung, die jeden Menschenfreund für die Fortschritte des Maschinen-Wesens gewinnen muß. Noch mehr: verbesserte Werkzeuge können zur Veredlung der Sitten beitragen. Was fordert mehr zum Mißbrauch geistiger Getränke heraus, als die mit allzu schwerer Arbeit verbundene Erschöpfung der Kräfte! Die Ermattung hinausschieben oder vermindern, heißt also in vielen Fällen, die Ursache oder den Vorwand zur Berau-

schung vertilgen. Maschinen aller Art sind im Allgemeinen eine so große Wohlthat, daß, um eine neue Erfindung zu verurtheilen und abzuwenden, es nicht einmal hinreichen würde, daß man ihre Nachtheile nachwiese. Denn was ist nicht mit Nachtheilen verbunden! Das, worauf es ankommt, ist eine Abwägung der Nachtheile gegen die Vortheile einer neuen Erfindung, und nur wenn jene den Ausschlag über diese geben, sollte ein neuer Gedanke, der auf Ersparung von Menschenkräften abzweckt, verworfen werden dürfen. Wer möchte jedoch Richter in diesem Handel seyn, der fast alle gesellschaftlichen Beziehungen umfaßt? Eben deßhalb haben sich glückliche Entdeckungen und Erfindungen meistens durch ihre eigene Kraft ausgebreitet, diejenigen gar nicht ausgenommen, deren Nützlichkeit am zweifelhaftesten war.

(Fortsetzung folgt.)

# Merkwürdiger Schluß

## einer Abhandlung

## die innere Lage Großbritanniens betreffend.

(Aus Quarterly Review No. LXXXIII.)

---

„Wäre alt-römische Gesinnung unter uns anzutreffen, so würde die Versatilität des Hauses der Gemeinen weder so reißend noch so auffallend seyn, als wir sie von einer Zeit zur andern wahrnehmen. Nur allzu oft tritt der Fall ein, daß eine öffentliche Maßregel sich, in dem einen oder dem andern Zusammenhange, mit dem Privat-Vortheil verkettet. Hat nicht der kriechende und selbstsüchtige Geist der Repräsentanten, in der letzten Zeit, die Unterthanen so mancher Freistaaten vermocht, ihre Zuflucht zur unbedingten Monarchie zu nehmen, weil sie diese für thatkräftiger und tugendhafter hielten? Und was sagt Montesquieu, indem er von England handelt?

Er sagt:

Comme toutes les choses ont une fin, l'état dont nous parlons, perdera sa liberté et périra. Rome, Lacedémone, Carthage ont bien péri. Il périra, lorsque sa puissance législative sera plus corrompue, que l'executive.

So lauten die Worte dieses orakelmäßigen Ausspruchs. Der Mann, von welchem dieser ausging, gab sich mehr Mühe, alle, zu einem solchen Urtheil nöthigen Thatsachen

zu-

zusammen zu bringen und zu ordnen, als irgend ein Anderer seines Zeitalters und seines Standes; seine Erklärung aber ist so unzweideutig und abgemessen, daß sie Erwägung verdient. Wir hoffen, daß wir Zeit und Gelegenheit finden werden, darüber Betrachtungen anzustellen; einige, neuerlich ausgesprochenen Vota zweckten nur allzu sehr darauf ab, die Erinnerung an ihre Erfüllung zu beleben. Es ist wahrlich schmerzhaft, zu sehen, wie wenig Vertrauen gegenwärtig in irgend einen Staatsmann, den Herzog von Wellington allein ausgenommen, gesetzt wird. Und doch

> Wann gab es, seit der großen Fluth, ein Alter,
> Das nicht durch mehr als einen großen Mann
> Berühmt war?

Und dieser Umstand giebt reichliche Veranlassung zum Nachdenken über die Einbuße des Einflusses, den das Haus der Gemeinen gelitten haben muß, ehe und bevor es dahin mit ihm kommen konnte; so wie auch über das, was geschehen muß, wenn es sich erholen soll.

Wir waren nie, und wir sind noch immer nicht, Freunde einer Parliaments-Reform in dem Sinne, worin dies Wort gemeinlich genommen wird. Allein wir können nicht umhin, zu glauben, daß der Charakter der Parliamentsglieder durch zwei Abänderungen wesentlich verbessert werden könnte. Die eine würde eintreten durch die Erhöhung des Wahlrechts, die andere durch die Verminderung der Kostbarkeit der Wahlen. Welche gute Wirkungen der Besitz des Wahlrechts auch in früherer Zeit für Vierzig-Schillings-Freeholder, und für Diejenigen die Scot und Lot bezahlten, haben mochte: so dürfte es doch schwer seyn,

gegenwärtig noch irgend dergleichen auszumitteln. Würde das Wahlrecht hier (in England) beträchtlich erhöhet, so würde es dadurch seinem ursprünglichen Werthe viel näher gebracht werden; denn es würde die Wahlen in die Hände einsichtsvoller und unabhängiger Männer bringen, denen es nicht schwer fallen könnte, jene tumultuarische Wahlen, welche jetzt an allen bevölkerten Orten Statt finden, zu verhindern. In Schottland dagegen könnte das Wahlrecht mit Vortheil vermindert werden; der Antheil des Volks an der Konstitution würde dadurch verstärkt und gekräftigt werden. Die Wirkung beider Maßregeln würde, so viel uns davon einleuchtet, darin bestehen, daß die Wähler größere Aufmerksamkeit auf den Charakter der Kandidaten verwendeten, und daß der Einfluß des Eigensinns und der Popularität, welchem Repräsentanten nur allzu sehr ausgesetzt sind, verringert würde: Umstände, welche für die Reinheit der Konstituenten eben so günstig seyn würden, als die verminderte Ausgabe für die Unabhängigkeit der Repräsentanten.

Wer jemals einer scharf bestrittenen Wahl beigewohnt hat, muß im Augenblick gefühlt haben, daß dies einer von den belebtesten und heitersten Auftritten ist, die in einem freien Lande wahrgenommen werden können. Die unmittelbar darauf folgenden Wirkungen aber sind oft eben so beklagenswerth für die Wähler, als für die Kandidaten. Unter den Wählern und deren Genossen bringt sie einen abscheulichen Grad von Verdrossenheit, Trunkenheit, Zerstreuung und Unregelmäßigkeit aller Art hervor. Die Wirkung auf die Kandidaten ist fast eben so vergiftend. Einer von den sichersten Wegen, einen Repräsentanten unabhän-

gig in seinem Verfahren zu machen, besteht darin, daß man ihn unabhängig in seinen Umständen erhält. Ist die Hitze des Augenblicks verdampft, so fühlt ein Mitglied nur zu oft sich in Ausgaben verwickelt, welche es weder vorhersehen, noch berechnen konnte, und welche keinesweges aufgewogen werden durch die Ehre und das Ansehn, das er durch seine Dienste erwerben kann. Es giebt daher nichts, was sich für das Haus der Gemeinen noch besser passen würde, als ernstlich an eine Verminderung der Wahlkosten, sowohl in den Städten als auf dem Lande, zu gehen. In großen Grafschaften sind diese Kosten wahrhaft unerträglich; sogar so sehr, daß sie das Wahlmonopol in den Händen weniger reichen Familien sichern, diese mögen es durch Charakter, Meinungen und Aufführung verdienen oder nicht. Zum Beweis dafür wird erzählt, daß, bei der letzten allgemeinen Wahl für Yorkshire, Herr Bethell und sein Anhang entschlossen waren, die Summe von 20 bis 30,000 Pf. Sterl. an den Wahlkampf zu setzen; doch man fand zuletzt, daß diese ungemeine Summe dem Zwecke nicht angemessen wäre, wiewohl man einhällig gestand, daß dieser Gentlemann, von allen Kandidaten, für die Repräsentation der paßlichste wäre. Der gegenwärtige General-Anwald sagte beim Empfang seiner Bestätigung (er war für Weymouth wieder erwählt worden) zu seinen Wählern, mit einem Grade von Muth, der ihm unendlich zur Ehre gereicht, „daß seine Wahlkosten sich bereits auf 6000 Pf. St. beliefen, welche er durch die Verrichtungen seiner Profession schwerlich wieder eingebracht hätte; daß er, wenn er nicht ungerecht gegen seine eigene Familie werden wollte, in seinen Vorschüssen nicht weiter gehen könnte; und daß,

wenn sie in einem System von Ausschweifung und Erpressungen beharrten, kein ehrlicher oder unabhängiger Mann sich dazu hergeben könnte, von ihnen als Kandidat gewählt zu werden." Es giebt keine Schranken für die Summen, welche die Ausschweifungen der Wähler, und die Thorheit oder der Betrug derjenigen, welchen die Leitung der Wahlen übertragen wird, gegenwärtig von den Kandidaten erpressen; und wer irgend ein Mittel zur Verminderung der Schwelgerei und der Ausgaben auffindet, wird für die Reinheit und Freiheit der Wahlen, so wie für die Erhebung des Charakters des Unterhauses unendlich mehr thun, als irgend Jemand, der in den letzten funfzig Jahren unter uns aufgestanden ist.

Unter andern Umständen würden wir dies als vorübergehend und unbedeutend betrachtet, und unsere Meinung für uns behalten, d. h. geschwiegen haben. Doch in Zeiten, wie die gegenwärtigen, könnten wir es nur als Vergessenheit unserer Pflicht gegen denjenigen Theil des Publikums, der uns aufmuntert und unterstützt, ansehen, wenn wir uns enthalten wollten, unsere Leser dringend zu bitten, daß sie fleißig auf die sie umlagernden Ereignisse achten mögen. Wir wissen sehr wohl, daß manche von denen, die bloß von Geldzinsen leben, oder Gehalte aus öffentlichen Kassen beziehen, kein Ohr haben werden für die Dringlichkeit der Vorstellungen, welche wir hier machen. Diese geben zwar bereitwillig zu, daß es nicht an Noth und Stockung fehlt; allein sie versichern zugleich, daß dies bloß eine von den gewöhnlichen Heimsuchungen sei, welche von einer Zeit zur andern, wenn gleich nur periodisch ein-

treten; ihrer Meinung zufolge werden die Wolken, welche unsern Horizont verdüstern, sich verziehen, und Heiterkeit und Tagesglanz ganz von selbst zurückkehren. Nach wenigen Jahren wird es entschieden seyn, wiefern diese Ansicht von unserer Lage Vertrauen verdient hat. Was uns betrifft, so wollen wir offen bekennen, daß alle die Thatsachen, welche sich unserer Beobachtung und Kenntniß darbieten, uns zu einem ganz andern Ergebniß hinführen. Wir können das Land nicht als in einer hergebrachten Lage befindlich betrachten; folglich auch nicht als befindlich in einer Lage, worin gewöhnliche Mittel Rettung bringen können. Man werfe einen Blick auf die Anrede des Königs von Holland an die Stände seines Königreichs bei Eröffnung der Sitzung im Oktober des abgewichenen Jahres — auf die Anrede des Königs von Schweden, nach seiner Wiederherstellung — auf die stillen, doch wirksamen Fortschritte des Königs von Preußen — auf die Bestrebungen und die Thätigkeit des Kaisers von Rußland — auf die Politik der Vereinigten Staaten Amerika's, befolgt selbst von den jugendlichen Republiken Mexiko's und Kolumbiens — und man wird sich nicht dagegen verblenden können, daß alle diese Staaten ihr Restriktiv-System immer enger und enger zusammenziehen. Wenden wir uns hiernächst gegen das erstaunliche Sinken in dem Preise fast aller unserer Manufakturen, so wie gegen die rasche Wiederkehr der großen und wachsenden Verlegenheiten, von welchen wir seit 1819 heimgesucht werden: so können wir uns nicht ein Geheimniß daraus machen, daß die gegenwärtige Konjunktur nicht von gewöhnlichem Schlage sei — daß folglich das Staats-

schiff den Gefahren, von denen es auf allen Seiten umgeben ist, nicht durch gewöhnliche Anstrengungen entzogen werden könne.

Nie gab es für England eine Zeit, wo die Angelegenheiten der Gutsbesitzer, der Fabrikanten und der Geldhändler sich in einer schlimmeren Lage befunden hätten, und näher daran gewesen wären, in die heftigste Kollision zu gerathen. Wir sprechen mit Schonung und Zurückhaltung; allein wir vermögen nicht abzusehen, wie die gegenwärtigen oder auch die künftigen Grundeigenthümer die ihnen aufgebürdete Last noch länger ertragen wollen. Es scheint, als habe man seit einiger Zeit gänzlich vergessen, daß der Landbau zu allen Zeiten die Hauptstütze eines großen Landes ist. Er verhält sich zu den übrigen Verrichtungen, wie der Magen zu den Gliedern des Körpers; ist er krank, so werden alle übrigen leiden. Und ist die Wohlfahrt des Landbaus im Allgemeinen von so großer Wichtigkeit, so ist sie gegenwärtig von gedoppelter Wichtigkeit für uns. Wenn unser Handel sich in einem so schmachtenden Zustande befindet, und wenn die Zollhaus-Berichte beweisen, daß der reelle Werth unserer Manufaktur-Produkte eben so tief unter dem amtlichen Werthe steht, als er ehemals über demselben hinaus war — wenn folglich der Handel mit einem so auffallend geringen Gewinn getrieben wird: was in aller Welt — so fragen wir — kann unter diesen Umständen die Zinsen der National-Schuld bezahlen, wenn nicht der Grund und Boden? und wie lange wird er dies können, wenn man ihm nicht zu Hülfe kommt? Wir verlangen gar nicht, daß Ein Vortheil dem andern aufgeopfert werde; allein, wenn die Klemme anhalten, wenn

die Geldhändler sich einer erleichternden Anordnung versagen sollten: so dürften sie eine Katastrophe herbeiführen, welche eben so unheilbringend für sie, wie für jeden andern Staatsvortheil seyn würde.

Wir hoffen demnach, daß man endlich zu so entscheidenden und wirksamen Maßregeln greifen werde, als die Dringlichkeit der Umstände sie erfordert. Wirthschaftlichkeit und Ersparungen sind nützlich und zweckmäßig, sowohl in sich selbst, als um des Beispiels willen; allein kleine Abzüge, sowohl bei Entrichtung der Zinsen der National-Schuld, als in den Verwaltungs-Ausgaben, werden uns nicht zurückversetzen in irgend einen Zustand der Thätigkeit und Wohlfahrt. Sie werden von sehr geringem Nutzen seyn, wenn man nicht zu energischen Maßregeln greift; und selbst diese werden nur halbe Wirkung haben, wofern man mit ihrer Anwendung säumig ist. Es führt zum Untergange, wenn man gestattet, daß ein großes Land zurückgeht, oder auch nur still stehet, während seine Feinde oder Nebenbuhler ringsumher vorschreiten. Jedes Jahr, das man in Erwartung eines Rettungsmittels ohne gesetzgebende Dazwischenkunft, in unserer Lage verstreichen läßt, ist unwiederbringlich. Das Einkommen, dies Ding, das am wenigsten fehlen darf, kann eine Zeit lang aufrecht erhalten werden; es können auch parzielle Belebungen Statt finden. Allein man wird dabei die Entdeckung machen, daß, nach und nach, ein Vortheil nach dem andern gewichen ist, bis die Last der öffentlichen Schuld ganz unerträglich geworden seyn wird. Der Ackerbau, welcher immer die Hauptstütze aller großen Staaten ist, und welchen wir in eben dem Maße begünstigen sollten, worin der

Handel abnimmt, wird mit weniger Unternehmungsgeist und Kapital betrieben werden; — die Kaufleute und Manufakturisten werden sich erst ins Enge ziehen, dann inne halten und zuletzt ihre Bücher schließen; und wenn es einmal dahin gekommen ist, dann werden sie, ganz in der Stille, sich selbst und ihr Vermögen in ein anderes Land versetzen, wo sie besser gedeihen. Die Operation, die wir so eben beschrieben haben, wird langsam und unmerklich von Statten gehen; allein sie wird deßhalb nicht minder gewiß seyn. Inzwischen wird in der Masse des Volks eine Veränderung vorgehen, die auf zwei verschiedenen Wegen erfolgen kann. Findet es, daß weder Betriebsamkeit, noch Wirthschaftlichkeit seine Aussichten oder sein Eigenthum verbessern und vermehren kann, so wird es, nach und nach, mißvergnügt, grundsatzlos und aufsätzig werden; oder es wird sorglos, unterwürfig und zum Verzagen geneigt werden: Wirkungen, die, wie himmelweit sie auch von einander verschieden seyn mögen, für den Ruhm und das Gedeihen eines Landes gleich ungünstig sind.

Sollte der eine oder der andere Leser, aus den Bemerkungen, die wir so eben gemacht haben, den Schluß ziehen, daß mit unsern politischen Ansichten oder Grundsätzen eine Veränderung vorgegangen seyn müsse: so bitten wir ihn, diese Anklage zu unterdrücken. Würde es von uns erwartet, so würden wir uns nicht weigern, unsere politischen Meinungen offen zu bekennen. Wir verachten und verabscheuen die Einzelheiten eines Partisan-Krieges; aber wir sind, wie wir es immer gewesen sind, aus Ueberzeugung und Gewissen demjenigen zugethan, was Torry-Parthei genannt wird, weit schicklicher aber Erhaltungs-

Parthei genannt werden würde: einer Parthei, die, wie wir glauben, den bei weitem größten, wohlhabendsten, einsichtsvollsten und achtungswürdigsten Theil der Bevölkerung dieses Landes ausmacht, und ohne deren Beistand jede Verwaltung, welche gebildet werden mag, unzulänglich an Charakter und Stabilität befunden werden dürfte. Einige von dieser Parthei widersetzten sich, wie wir wohl wissen, jeder Veränderung; und vermöge der Hartnäckigkeit, die sie über diesen Punkt bewiesen haben, so wie vermöge der Kälte und Entfernung, welche ihr Betragen nur allzu oft bezeichnet hat, haben sie, in unserem Urtheil, der guten Sache, die sie vertheidigten, nur allzu sehr geschadet. Doch diese sind, weder der Zahl, noch dem Range, noch dem Einflusse nach, bedeutend. Wir tragen kein Bedenken, es für unsere Ueberzeugung auszugeben, daß die große Mehrheit der Torry's eben so ängstlich darauf bedacht ist, kluge und ausführbare Verbesserungen in dem Staate zu bewirken, als irgend welche von ihren Mit-Unterthanen; und wir müssen so frei seyn, zu gestehen, daß wir nicht begreifen können, aus welchen Gründen ihre politischen Gegner von sich selbst angenommen haben, daß sie berechtigt seien zu dem ausschließenden Vorrechte, patriotische oder unabhängige Gesinnungen zu unterhalten und zu äußern.

Nachdem wir so viel gesagt haben, nicht um Andere zu beleidigen oder zu beschuldigen, sondern um uns selbst zu rechtfertigen, müssen wir zum Schluß kommen. Nicht oft werden wir unsre Leser auf diese Weise behelligen; und wir hoffen, daß, was wir vorgetragen haben, in demselben Geiste aufgefaßt werden wird, in welchem es nieder-

geschrieben ist. Es ist keinesweges unsere Absicht, dem Publikum Vorlesungen zu halten, oder es durch unnöthige Befürchtungen zu beunruhigen. Dabei sei uns jedoch vergönnt, in dem Wege einer freundlichen Ermahnung unsere Landsleute zur Aufrufung ihrer ganzen Tugend und Entschlossenheit bei den Prüfungen aufzufordern, denen sie ausgesetzt werden könnten. Mancherlei Zeichen der Umwälzung stellen sich für uns ein. Während wir uns nach den Ankündigungen, wovon wir uns umringt sehen, nicht anders ausdrücken können, und es für eine Pflichtvergessenheit halten würden, diese Thatsache nicht zur Sprache zu bringen, bitten wir zugleich, uns vor der Beschuldigung zu bewahren, als sähen wir schwarz, oder als wären wir verzagt. Wer sich am frühesten zu einem unvermeidlichen Kampf anschickt, darf nicht für einen Feigen gelten, der ihn vermeiden möchte. Sind wir nur uns selbst treu — verläßt uns nur nicht das Gefühl unsers Werths und unsers Charakters — handeln wir nur mit der Ueberlegung und Energie, welche der Drang der Umstände erfordert: so fehlt es uns wahrlich nicht an Mitteln und Hülfsquellen, um aus allen den Fährlichkeiten, womit wir umgeben sind, triumphirend hervorzugehen. Wir haben noch einen zweiten Grund zum Vertrauen: wir stehen unter der Leitung eines Mannes, der, vermöge einer langen Kette von Begebenheiten, von der Führung der Heere zu dem erhabenen Posten eines Staats-Direktors hingeleitet worden ist. Gröſſer, als er nun einmal ist, kann ihn nichts weiter machen, als große Wohlthaten, erwiesen dem Lande, das seinen Ruhm für immer bewahrt. Und wir haben zu ihm das Vertrauen, daß er bestimmt sei, eine weit größere Befreiung

zu bewirken, als jede andere, die von ihm ausgegangen ist. Wenn, unter seiner Leitung, die Legislatur ehrlich und entschlossen an die Auffindung und Abstellung desjenigen geht, was bei uns fehlerhaft ist: so verträgt es sich mit keinem Zweifel, daß unsere Angelegenheiten bald eine andere Außenseite gewinnen werden. Das Vertrauen würde sich bald wieder einstellen; die Niedergeschlagenheit, die uns gegenwärtig quält, würde schnell weichen, und das Land noch einmal der Wohnsitz der Wohlfahrt, der Heiterkeit und der Zufriedenheit werden. Der öffentliche Sinn — und wir verstehen darunter noch etwas mehr, als die Stimmung des hellen Haufens — ist gestört worden; allein wir sind überzeugt, daß einige ehrliche Worte und verständliche Handlungen, aus der rechten Quelle herfließend, einen magischen Eindruck machen, und einem patriotischen Staatsmanne alles gewähren würden, was er verlangen kann.

---

## Nachschrift

des Herausgebers dieser Monatsschrift.

Mehr als fünf Monate sind seit der Erscheinung des Aufsatzes verflossen, dessen Schluß wir hier mitgetheilt haben; allein von den „einigen ehrlichen Worten und den verständlichen Handlungen," welchen in der Anschauung der Reviewers die Kraft beiwohnen soll, alles in das rechte Geleise zu bringen, und folglich den ganzen gesellschaftlichen Zustand Großbritanniens zu verbessern, ist bisher noch nichts bekannt geworden. Wahrscheinlich werden

auch die fünf nächsten Monate und, außer diesen, die fünf nächsten Jahre verfließen, ohne daß die magische Kraft dieser „einigen ehrlichen Worte und verständlichen Handlungen" sichtbar oder fühlbar wird. Die wahre Ursache dieses Ausbleibens aber wird keine andere seyn, als daß die eingestandenen Gebrechen Großbritanniens, wenn sie auf dem Wege der Reform zu heben sind, nur sehr allmählig gehoben werden können. Das Leben eines im Alter so weit vorgeschrittenen Mannes, wie der Herzog von Wellington ist, reicht dazu bei weitem nicht aus; und wenn es sich vollends darum handelt, jene Römertugend, von welcher Sallustius sagt, daß sie alles Große zu Stande gebracht habe, eoque factum, uti divitias paupertas, multitudinem paucitas superaret, unter die Britten der gegenwärtigen Zeit zurückzuführen: so gestehen wir, nicht begreifen zu können, weder wie dies angefangen werden soll, noch wie, wenn dies große Werk gelingen könnte, von dem, was jetzt noch brittische Verfassung heißt, ein Stein auf dem andern zurückbleiben würde. Man darf also dem Herausgeber der Quarterly Review wohl zurufen, daß er mit seinen Mitteln, Englands bisherige Eigenthümlichkeit zu retten, sich im größten Irrthum befindet.

Untersuchen wir jetzt genauer, wie es sich mit dem, von dem Reviewer vorgeschlagenen Rettungsmittel verhält.

Er will, vor allen Dingen, daß die bisherigen Wahl-Saturnalien einem besseren Wahl-Modus weichen sollen, damit das Unterhaus die Wahrscheinlichkeit gewinne, Männer von unabhängiger Denkungsart und entschiedenem Talent in seinem Schooße zu vereinigen.

Wer nun könnte gegen die Abschaffung der Wahl-

Saturnalien irgend etwas einzuwenden haben? Sie sind ein Ueberbleibsel alter Barbarei, und als solcher ein unverkennbarer Schandfleck für ein Land, das Anspruch macht auf Zivilisation und Sittlichkeit. Man nehme sich jedoch wohl in Acht, den Zusammenhang zu verkennen, worin sie mit einem politischen Systeme stehen, das seinen Charakter in der Theilung der Gewalten hat. Angenommen, daß ein besserer Wahl-Modus an die Stelle des schlechten tritt, welches wird der Erfolg für die Regierung im Allgemeinen seyn? Die Vierzig-Schillings-Männer sind, unserer Voraussetzung nach, aus dem Wählerkreise verdrängt, und dieser enger gezogene Kreis besteht aus lauter Wohlhabenden und Verständigen, denen es um nichts weiter zu thun ist, als den würdigsten und einsichtsvollsten Kandidaten in das Unterhaus zu bringen. Großbritannien steht demnach, hinsichtlich des Wahlgesetzes auf gleicher Linie mit Frankreich; denn, daß Frankreich in dieser Beziehung den Vorzug vor Großbritannien hat, wird nicht bestritten. Allein was wird der Erfolg dieser so wesentlichen Abänderung für die Gesetzgebung seyn? Wird die Meinungsverschiedenheit der Mitglieder des Unterhauses dadurch beseitigt werden? Wird man weniger streiten? Wird das Ministerium weniger Mühe haben, seinen Gedanken zu einem Gesetz auszubringen? Wir vermuthen vielmehr, daß die parliamentarischen Erscheinungen, in unserer Voraussetzung, in Großbritannien sich eben so gestalten werden, wie in Frankreich, d. h. sie werden alsdann denselben Grad von Unruhe und Hin- und Herschwanken in sich schließen, und die Gesellschaft standhaft an den Rand der Anarchie und Auflösung führen. Damit wir aber mit unserer Meinung nicht allzu lange

zurückhalten, wollen wir sie in wenigen Worten dahin abgeben:

„Daß ein Repräsentativ-System nicht anders durchgeführt werden kann, als so, daß man den letzten Akt der Debatte, die Abstimmung über einen vorgelegten Gesetzesentwurf, durch Kreaturen oder folgsame Werkzeuge sichert, welche man nie in selbstständigen, patriotisch-gesinnten und einsichtsvollen Männern, wohl aber in den vielen Statisten und Figuranten haben wird, die das Produkt eines schlechten Wahl-Modus sind."

Man lege sich, um einmal für allemal hierüber ins Reine zu kommen, die einfache Frage vor, wie der Einzelne (in unserm Falle, der Minister) einer aus 5 bis 600 Gliedern zusammengesetzten Versammlung gewachsen werden soll, wenn jedes dieser Glieder sich durch Gesinnung und Talent jenem Einzelnen gleich stellt?

Unsere Behauptung geht also dahin: „daß von dem Augenblick an, wo, dem Wunsche des Reviewers gemäß, die Wahl-Saturnalien verschwinden, und einem besseren Wahl-Modus Platz machen, das Repräsentativ-System mit allem, was sich in der sogenannten Theilung und Gleichwägung der Gewalt daran knüpft, für England unabtreiblich zu Grunde geht; und zwar aus keiner andern Ursache, als weil es alsdann an allen Mitteln, die Einheit der öffentlichen Autorität zu bewahren, fehlen würde."

Das zweite Rettungsmittel unseres Reviewers dürfte sich bei einer genaueren Prüfung, eben so wenig als zuverlässig beweisen.

Er will, daß man, bei dem zunehmenden Verfall des Handels und der Manufakturen, den Ackerbau vor-

zugsweise begünstigen soll, „weil Grund und Boden" — dies ist sein Ausdruck — „allein vermögend ist, die Zinsen der National-Schuld zu bezahlen."

Wir erwiedern hierauf: Handel und Manufakturen dem Schicksal überlassen, das durch eine Kette von Weltbegebenheiten über beide gebracht ist, um den Ackerbau desto wirksamer zu begünstigen: welche Politik! Ist in diesem Gedanken auch nur das Mindeste, das der Erfahrung aller Zeiten entspräche? Ist es überhaupt möglich, daß der Ackerbau ohne den Beistand des Handels und der Manufakturen zu irgend einer Blüte gelangen oder darin erhalten werde? Wenn dies, wie der Reviewer zu erkennen giebt, das letzte Rettungsmittel für Großbritannien ist, so scheint es uns gar nicht zweifelhaft, was von der nächsten Zukunft dieses Königreichs zu halten sei. Sein Wohlstand und seine Macht müssen sich, vorausgesetzt, daß eine Revolution ausbleiben kann, von einem Jahre zum andern vermindern, bis es auf dem Wege der direkten Begünstigung des Ackerbaus auf den Punkt zurücksinkt, worauf es etwa zur Zeit der Königin Elisabeth stand, wo der brittische Landmann, sofern er nicht zur Klasse der Gentleman oder Noblemen gehörte, sich statt des Kopfkissens mit einem ausgehöhlten Klotz begnügte. Englands Handel und Manufakturen lagen in dieser Periode nicht darnieder; sie befanden sich aber noch in ihrer Kindheit, und eben deßwegen bedeutete Englands Ackerbau sehr wenig, und Englands Bevölkerung betrug nicht ein Drittel derjenigen, welche dies Königreich bis auf unsere Zeiten ausgezeichnet hat. Diesen Zustand nun möchte der Reviewer zurückführen? Wir gestehen aufrichtig, daß wir von einem solchen Rettungsmittel

nichts begreifen; in der That so wenig, daß wir das Heilmittel für noch weit schlimmer halten, als das Uebel, wogegen es gerichtet ist. England hat seine Korngesetze, welche durch und durch auf die Belebung des Ackerbau's abzwekken; und dabei ist Englands Bevölkerung bis zum gegenwärtigen Augenblick von der Art gewesen, daß der nichtagrikultorische Theil derselben den agrikultorischen um ein volles Drittel überstieg. Reichen so vortheilhafte Umstände nicht aus, die Grundbesitzer bei Stand und Ehren zu erhalten: so muß man daran verzweifeln, noch wirksamere Aufmunterungsmittel zu entdecken. In Wahrheit, nichts würde thörigter sein, als anzunehmen, daß das, was in dem gegenwärtigen Augenblick in England Kapital ist, oder wenigstens dafür gilt, sich in seinem Wesen gleich bleiben werde, sobald Handel und Manufakturen zu einem unvermeidlichen Stillstand gelangen. Und wer würde durch diesen Stillstand gerade am meisten leiden? Wer anders als die Grundbesitzer?

Nicht als hielten wir Großbritanniens Lage nicht für sehr gefährlich; wer, der den Erscheinungen in diesem Königreiche seit etwa zehn Jahren gefolgt ist, könnte sich dagegen verblenden? Alles, was wir behaupten ist, daß die Rettungsmittel, welche der Torryismus darbietet, kraftlos sind. Will man die wahre Ursache der Krankheit und Hinfälligkeit Englands erforschen: so muß man sie in seinem politischen System und in den Wirkungen aufsuchen, die dieses seit dem Jahre 1689 hervorgebracht hat. Wir treten daher auch nicht der Meinung des Herrn von Montesquieu bei, wenn er behauptet: „England werde untergehen, sobald seine gesetzgebende Macht noch verderbter seyn werde,

als seine vollziehende Macht. Um Grade des Verderbnisses kann es sich in dem Verhältniß beider um so weniger handeln, da sie nicht so getrennt sind, daß das Verderbniß der einen nicht zugleich das Verderbniß der andern wäre. Um alles mit Einem Worte zu sagen: abgesehen von dem, was die Persönlichkeit einzelner Könige oder ihrer Minister geleistet hat, um scheinbare und vorübergehende Wirkungen hervorzubringen, ist Englands politisches System, während seiner ganzen Dauer, immer gleich viel werth gewesen. Und damit wollen wir nichts weiter sagen, als daß die Fehler, die man ihm gegenwärtig beimißt, ihm immer eigen gewesen sind, nur daß es der Zeit bedurfte, wenn aus ihnen eine Entwickelung hervorgehen sollte, wie diejenige ist, die, in dem gegenwärtigen Zusammenhange der europäischen Welt, sich in Stillstand und in etwas noch Schlimmeres auflösen wird, wofern nicht Außerordentliches hinzutritt, um einen neuen Aufschwung zu bewirken.

# Ueber Rein-Ertrag.

An den Herausgeber.

Sie äußerten, verehrter Freund, bei einer unserer letzten Unterredungen den Wunsch, meine Ansichten über Rein-Ertrag und über die Lehre: daß nur vom Rein-Ertrag die von den Staatsbürgern zu leistenden Steuern entnommen werden dürften, in der Monatsschrift für Deutschland darlegen zu können.

Ich nehme keinen Anstand, Ihren Wunsch zu erfüllen, wenn gleich ich im Voraus Ihre Leser bitten muß, das Folgende mehr als einzelne Hauptideen, denn als eine vollständige Abhandlung anzusehen. Für letztere möchte bei den vielen über Rein-Ertrag noch herrschenden Vorurtheilen, und — wie es mir scheint — irrigen Ansichten, der Raum weniger Bogen in der That zu beschränkt seyn, um die Hoffnung hegen zu können, alle Bedenken, alle Zweifel, welche, zumal bei vielleicht flüchtiger Lesung des Folgenden in manchem Leser entstehen dürften, vollständig zu heben, oder Einwendungen gar zu widerlegen. Ueberdies kennen sie meine beschränkte Zeit, die mir Muße zu weitläuftigen Abhandlungen nicht gestattet.

Vertrauend auf die Nachsicht Ihrer Leser, komme ich ohne Weiteres zur Sache.

Alle Wirksamkeit der im Menschen liegenden Kraft und mithin seine ganze Thätigkeit bezweckt:

entweder die Erhaltung seiner selbst, als Individuums,

oder die Erhaltung der Gattung im Familien- und Gesellschafts-Leben;

oder, nach Befriedigung der zu beiden Zwecken erforderlichen Bedürfnisse, bloße Befriedigung des nie rastenden Thätigkeit-Triebes selbst.

Verdanken jenem Erhaltungstriebe alle die vielfachen Erfindungen des Menschen ihr Daseyn, welche auf seine Ernährung, Bekleidung, Erwärmung, Vertheidigung, mit Einem Worte, auf Sicherstellung der Existenz gerichtet sind; so gehen aus jenem zweiten Triebe, den man vielleicht den Spieltrieb nennen könnte, alle diejenigen Erfindungen hervor, welche zum Zweck haben, nicht mehr für das bloße Erhaltungsbedürfniß des Individuums und der Gattung zu sorgen, sondern das Leben selbst angenehmer zu machen und zu verschönern.

Auf welchen Gegenstand aber auch die Thätigkeit der Menschenkraft gerichtet seyn möge, und welchen Zweck die daraus hervor gehenden Arbeiten haben, ob ein Erzeugen von Lebensmitteln, oder ein bloßes Einsammeln von Nahrungsstoffen, ob ein Anpflanzen von Wohnungs- und Wärme-Material, oder ein Bereiten von Kleidungsstücken und Gegenständen anderweitigen Bedarfs, ob ein Ersinnen und Darstellen von Gegenständen der Belehrung oder des Vergnügens: überall und unter allen Umständen kommen bei jeder dieser Arbeiten zur Anwendung und

Benutzung, und sind daher als die Elemente oder Bestandtheile jeder Arbeit (Arbeitsprodukts, Arbeitsresultats, Arbeitsleistung) anzusehen:

a) Intelligenz oder Denkkraft (Kombinations-Vermögen);

b) eine oder mehrere erworbene mechanische Fertigkeiten;

c) ein oder mehrere materielle Stoffe, auf welche jene Intelligenz und Fertigkeit einwirken;

d) Naturkräfte, unter deren Benutzung und Anwendung die Einwirkung geschieht;

e) anderweitig bereits vorhandene Resultate menschlicher Arbeit, als Hülfsmittel und Werkzeuge bei Einwirkung der unter a, b und d genannten Elemente auf die unter c bezeichneten Stoffe.

Welche menschliche Arbeit wir analysiren mögen, und welchen Gegenstand sie betreffen mag, ob das Produziren von Getreide, oder das Bereiten von Mehl aus demselben, ob das Anpflanzen von Flachs, oder das Fabriziren von Garn, Leinwand und Papier, ob die Erzeugung von edlern Pferderacen in Gestüten, oder das Einfangen von Wallfischen im großen Weltmeere, ob das Herausholen von Metallen aus dem Schooß der Erde, oder das Anlegen von Waldungen, ob das Anfertigen von Tischlerarbeit oder das Geschäft des Kaufmanns, ob die Kunstleistungen eines Raphael und Canova, oder die Geisteserzeugnisse eines Newton und Kant: überall und in allen, wenn gleich in den mannigfaltigsten Gestalten und in den verschiedenartigsten Verhältnissen, werden wir jene Elemente antreffen.

Denn um nur bei der Erzeugung von Getreide stehen zu bleiben, so lehrt ein geringes Nachdenken, daß dazu ebensowohl Verstand und Einsicht zur Beurtheilung des Bodens, Auswahl des Saamens, Zeit der Bestellung ꝛc. und mechanische Fertigkeiten zur Handhabung der Ackerwerkzeuge gehören, als schon vorhandene Stoffe und mannigfache Naturkräfte — Saame, Dünger, Produktionskraft des Bodens, Wärme u. s. w. — nebst einer Menge sonstiger Resultate menschlicher Arbeit, Pflug und Egge, Sense, Dreschflegel ꝛc. — benutzt werden müssen, um den chemischen Prozeß der Getreideerzeugung zu bewirken.

Nicht anders aber, um zu anscheinend ganz verschiedenartigen gesellschaftlichen Arbeiten überzugehen, ist es, wie Jedem eine leichte Analyse ergeben wird, mit den Arbeiten des Kaufmanns, mit den Kunstleistungen eines Canova, mit den Geisteserzeugnissen eines Newton.

Wird Niemand allen dreien das Erforderniß der Intelligenz oder des Denkens bei ihren Beschäftigungen absprechen wollen: so bedürfen alle drei, jener die mechanische Fertigkeit des Wägens und Messens, der zweite des Zeichnens, Formens und der Führung des Meißels, ein Newton des Schreibens; so können alle drei der Anwendung von Stoffen nicht entbehren, um ihre Geistesthätigkeit und mechanische Fertigkeit darauf einwirken zu lassen und unter Anwendung von anderweitigen Naturkräften, außer der im Innern und in den Gliedmaaßen des Menschen liegenden Kraft, neue Leistungen, Gestalten und Geisteserzeugnisse ins Daseyn zu rufen; so müssen alle drei einer Menge sonst schon vorhandener Arbeitsresultate als Hülfsmittel sich bedienen,

jener um als Kaufmann, dieser um als Canova und Newton in der Gesellschaft wirksam zu seyn *).

Kurz, jede Arbeit ohne Ausnahme erscheint als das Resultat jener oben angegebenen Elemente. Bei allen müssen sich Intelligenz oder Denkkraft und mechanische Fertigkeit von Seiten des Menschen mit vorhandenem Stoff vereinigen, und, außer der Menschenkraft, anderweitige Naturkräfte angewendet, so wie sonst schon vorhandene Arbeitsresultate (Handwerksgeräth, Maschinen oder welchen Namen dieselben führen mögen) zu

*) Auch ein Newton, hört hier der Verfasser ausrufen, soll zu seinen unsterblichen Geisteswerken materieller Stoffe und anderweitiger Naturkräfte, außer der eigenen schaffenden Denkkraft nöthig haben? Geneigter Leser, erwäge zuvörderst das Wesen von Sprache und Schrift, wie beide, außer mechanisch ausgebildeten Theilen des Menschenkörpers, der Luft und des Lichts bedürfen, um sich zu versinnlichen; analysire ferner das Wesen der Luft und des Lichts, so weit menschlicher Geist und Experimentirkunst solches bis jetzt erforscht haben; und nun versenke Newton in die unterirdischen, dunklen Kerker der Inquisition, beraube ihn außerdem der erquickenden und belebenden Wärme, entziehe ihm Papier, Feder, Tinte, Bücher und der zum Experimentiren erforderlichen Geräthschaften, Materialien, Maschinen, und mache ihm, dem unsterblichen Newton, dem genialen Schöpfer der Naturphilosophie dann die Aufgabe, seine Philosophiae naturalis principia mathematica oder das Meisterstück aller Experimentirkunst, seine Optik, zu schreiben und ans Licht treten zu lassen.

Du siehst leicht, daß du dem des Lichts, der Wärme, des Papiers u. s. w. beraubten Newton, bei aller seiner Geisteskraft und ausgebildeten mechanischen Fertigkeit zu schreiben, eine eben so unmögliche Aufgabe machen würdest, als dem vollendetsten Oekonomen, im Eisgefilde Spitzbergens, beim Mangel der belebenden und befruchtenden Sonnenwärme, des Pfluges und Saamens und der sonst zum Ackerbau erforderlichen Geräthschaften, eine segensreiche Ernte zu Stande zu bringen.

Hülfe genommen werden, wenn ein neues Arbeitsresultat — möge es die Benennung Produkt, Fabrikat, Kunstwerk, oder vorzugsweise Geisteswerk, häufig auch blos Arbeitsleistung erhalten — zu Stande gebracht werden soll.

Bestehen aber alle Arbeitsresultate oder schlechthin Arbeiten, auch Leistungen genannt, welchen Zweck sie haben mögen, aus den genannten Elementen, wenn gleich in den mannigfaltigsten und verschiedenartigsten Mischungsverhältnissen, sowohl hinsichtlich der Quantität als der Qualität jener Elemente, so ergiebt sich als nothwendige Folge:

einmal, daß bei keiner einzigen Arbeit ein absolutes Erzeugen, ein Hervorbringen oder Schaffen aus Nichts, eben so wenig, als bei Darstellung derselben ein absolutes Zerstören irgend eines jener Elemente Statt findet, sondern überall nur eine Umwandlung der letzteren in eine, bis dahin nicht vorhandene, wahrnehmbare Form und Gestalt — eine Neu-Darstellung jener Elemente — vor sich geht;

zweitens, daß nothwendig der innere Werth jeder neuen Arbeit allezeit dem Gesammtwerth des darauf verwendeten Quanti oder Antheils jener fünf Elemente gleich geachtet werden muß.

Die nächste Frage, welche hierbei zu beantworten bleibt, ist also:

„Läßt sich ein absoluter Maaßstab auffinden, vermittelst dessen zu allen Zeiten und unter allen Umständen die in jeder Arbeit enthaltene Quantität und Qualität von

Intelligenz,
mechanischer Fertigkeit,
schon vorhandenem Stoff

Naturkraft und
Hülfswerkzeugen
gemessen und ihrem Werthe nach bestimmt werden kann?"

Ein geringes Nachdenken lehrt, daß die Auffindung eines solchen absoluten Maßstabes geradehin zu den Unmöglichkeiten gehört, indem er nur durch den Urtypus aller Arbeit, oder durch die Idee der Arbeit im platonischen Sinne, gegeben werden könnte, und daß am wenigsten das Geld einen solchen gewährt. Denn dasjenige, was wir Geld nennen, und was gewöhnlich als Maßstab dient, den Werth der Arbeiten, namentlich beim Austausch derselben unter einander, zu bestimmen und zur Anschauung zu bringen, ist seiner Natur nach ebenfalls nur ein Arbeitsresultat, und schließt als solches gleichfalls jene Elemente in einem gewissen Mischungs-Verhältniß in sich, kann also aus diesem einfachen Grunde nicht dazu dienen, für die menschliche Intelligenz, mechanische Fertigkeit, Naturkraft u. s. w. an sich, einen Maßstab abzugeben.

Aber eben, weil es an einem absoluten Werthmesser fehlt, folgt nothwendig fernerweit, daß, so oft erwirkte Arbeitsresultate oder überhaupt geleistete Arbeiten, im Handel und Wandel, beim Kauf und Verkauf zum gegenseitigen Austausch kommen, z. B. im Alterthum Metalle gegen Vieh, oder heut zu Tage Getreide oder Wolle gegen Metall-Geld, die jedesmalige Werthsschätzung zweier Arbeitsresultate, in Folge der Unwissenheit, nur immer mehr oder weniger unter willkührlichen Annahmen und Voraussetzungen, mithin allezeit nur muthmaßlich und annähernd geschehen kann. So wie als eben so leicht ein-

zuſehende, nothwendige weitere Folge ſich ergiebt, daß niemals ein völliges Gleichgewicht zwiſchen dem Werthe einer Arbeit und dem einer andern, die dafür als Aequivalent gegeben oder geleiſtet wird — möge dies Aequivalent durch Geld oder durch ein anderes Arbeitsreſultat gewährt werden, — hergeſtellt werden kann, wenigſtens niemals ein ſolches, das zur völligen Anſchauung gebracht, und in ſeinem gegenſeitigen Gleichwerth, d. i. in dem auf zwei gegenſeitig auszutauſchende Arbeitsreſultate verwendeten Maß von Intelligenz, mechaniſcher Fertigkeit, angewandten Stoffen ꝛc. demonſtrirt werden könnte. Vielmehr wird in allen Fällen der gegenſeitige Austauſch immer mehr oder weniger als ungleich angenommen werden müſſen, und daher für den einen der Austauſchenden allezeit das entſtehen, was man mit dem Namen Gewinn, für den andern, was man mit dem Namen Verluſt, zu benennen gewohnt iſt.

Suchen wir uns das bisher Vorgetragene durch folgendes Beiſpiel deutlicher zu machen *).

Angenommen: A entdecke auf dem Landgute von B eine ſilberhaltige Erzniederlage.

---

*) Wenn das hier folgende Beiſpiel von Gewinnung des Silbers und deſſen Weiterverarbeitung zu Metallgeld, hergenommen wird, ſo iſt der Grund kein anderer, als um wo möglich, jeden Zweifel zu heben, der in manchem Leſer noch vorhanden ſeyn könnte, daß es mit dem Gelde, und namentlich mit dem Metallgelde doch noch eine andere Bewandniß habe, und andere Erzeugungs-Elemente in demſelben vorhanden ſeien, als in jedem andern Arbeitsprodukt.

Dem nachdenkenden Leſer wird bald klar werden, daß, abgeſehen von dieſem Beſtimmungsgrunde, jedes andere Arbeitsprodukt eben ſo füglich zur weiteren Analyſe und Erläuterung hätte gewählt werden können.

A, nachdem er sich mit B wegen Ueberlassung von Grund und Boden abgefunden, nehme die Intelligenz oder das Denk- und Kombinations-Vermögen, so wie die mechanischen Fertigkeiten nebst den Werkzeugen des Markscheiders C, der Bergleute DD und des Maschinenbaumeisters E mit seinen Unterarbeitern zu Hülfe;

es werden ferner von ihm die materiellen Stoffe an Holz, Eisen, Seilen, Kübeln u. s. w. des Materialienhändlers F in Anspruch genomm;

Markscheider und Maschinenbaumeister mit ihren Gehülfen nebst Bergleuten werden vom Gastwirth G mit Wohnung, Speise, Heizung versehen, und vom Schneider H und Schuhmacher I mit Kleidungsstücken versorgt, oder übernehmen die Anschaffung dieser Lebensbedürfnisse auf eigene Rechnung;

die durch die Intelligenz, mechanischen Fertigkeiten und Werkzeuge jener Arbeiter, so wie durch Benutzung vielfacher materieller Stoffe, Holz u. s. w. neben Anwendung von Naturkräften, — Wasserkraft, Feuerkraft, Dampfkraft — zu Tage geförderten Erze überliefere A dem Hüttenmeister K und seinen Gehülfen, um sie durch dieselben Elemente: Intelligenz, mechanische Fertigkeit ꝛc. zu Silber auszuschmelzen; und endlich übergebe

A das gewonnene Metall dem Münzmeister M und dessen Gehülfen, um sie, gleichfalls durch dieselben Elemente, Intelligenz ꝛc. in Thaler auszuprägen;

das Resultat aller dieser höchst mannigfaltigen und verschiedenartigen Arbeiten, nach Erschöpfung der Erzniederlage und erfolgter Einstellung des Bergwerks, sei eine Anzahl von

zehn Millionen Stück geprägter Thaler:

so ist ohne weitern Beweis klar, daß der innere Werth dieser zehn Millionen Thalerstücke gleich geachtet werden muß, dem Werthe des, von Aufsuchung der Erzniederlage an bis zur endlichen Darstellung des gewonnenen Silbers als Thaler, von A und seinen ersten Mitarbeitern bis zum Münzmeister und dessen Gehülfen herab, aufgewandten Gesammtmaßes oder Quanti an Intelligenz, mechanischer Fertigkeit, materiellen Stoffen, Naturkräften und (als Werkzeugen benutzten) anderweitigen Arbeitsresultaten.

Da nämlich Intelligenz, wie mechanische Fertigkeit, wenn gleich in der Anlage dem Menschen von der Natur umsonst, d. h. ohne daß ihr ein Gegenwerth oder eine Entschädigung dafür entrichtet zu werden braucht, verliehen, doch zur eigentlichen Ausbildung und Tüchtigkeit nicht anders gelangen, als durch Unterweisung und Belehrung, mithin alle unterrichteten und in irgend einer Weise ausgebildeten Menschen im eigentlichsten Sinne als die Arbeitsresultate ihrer Lehrmeister zu betrachten sind *), welche für das bewirkte Arbeitsresultat, oder für die auf

*) Der unterrichtete und gebildete Mensch ein Arbeitsresultat? Allerdings, und nicht mehr oder weniger ein Produkt jener fünf Elemente, als jede andere Arbeit. Auch auf das neugeborne Kind, den von der Natur gegebenen Stoff, haben Intelligenz und mechanische Fertigkeit der Eltern und Erzieher unter Anwendung und Zuhülfenahme mannigfacher Naturkräfte und anderweitiger Arbeitsresultate einwirken müssen, um, aus dem armseligen Sohn des Südsee-Insulaners, den verwegenen Schwimmer und den Verfertiger von Kahn, Pfeil und Bogen, so wie aus den Knaben Luther und Gustav Adolph die kühnen Vertheidiger von Wahrheit und Recht zu bilden.

die Schüler und Lehrlinge verwandte Erziehungs- und Unterweisungs-Arbeit haben remunerirt oder entschädigt werden müssen: so leuchtet ein, daß in jenen zehn Millionen Thalern zunächst ein Werthstheil enthalten ist, der sowohl für A, als für alle seine unmittelbaren wie mittelbaren Arbeitsgenossen, den Gastwirth, Schneider, Schuster, Tuchmacher ꝛc. nicht ausgeschlossen, als ein Aequivalent angesehen werden muß für die Aufopferung und Kosten *), welche Jedem von ihnen die Erwerbung der zu Auffindung und Bearbeitung obiger Erzniederlage bis zur endlichen Darstellung der zehn Millionen Thaler erforderlichen Intelligenz und mechanischen Fertigkeit verursacht hat.

Ja noch mehr: da menschliche Intelligenz und mechanische Fertigkeit von der Beschaffenheit sind, daß, wie ausgebildet und tüchtig gemacht Jemand in ihnen seyn mag, doch beide nach dem Naturgesetz nur bis zu einem gewissen Punkt der Lebenszeit von dem Einzelnen zur Darstellung von Arbeitsresultaten benutzt werden können, dann aber allmählig immer schwächer, und zur Arbeitsleistung untüchtiger werden; da sonach im Verlaufe der Lebenszeit immer wenigere Gegenleistungen von andern zu erwarten sind, ungeachtet gegentheils die menschliche Bedürftigkeit mit dem Alter eher zu- als abnimmt; da ferner Krankheiten und andere Zufälligkeiten, auch in den Jahren der höchsten Kraftentwickelung, in Anwendung der Intelligenz und mechanischen Fertigkeit Hemmungen herbeiführen können: so muß in jenen 10 M. Thalern nicht bloß jener bereits an-

*) Kosten heißen, in letzter Analyse dieses Begriffs, alle diejenigen Arbeiten, welche geleistet werden, bevor Gegenarbeiten von gleichem Werthe dafür erlangt sind.

gegebene, sondern außerdem noch ein Werthstheil angenommen werden, der als Deckung — gleichsam als vorweg genommene Entschädigung — des künftigen Ausfalls anzusehen ist, und also eine verhältnißmäßige Höheranrechnung, in Vergleich zu dem gegenwärtig wirklich aufgewandten Maaß von Intelligenz und mechanischer Fertigkeit, Statt finden.

Ein zweiter, oder, mit Berücksichtigung jener Höheranrechnung, vielmehr dritter und vierter Werthstheil der zehn M. Thaler betrifft ferner die zur Darstellung derselben aufgewendeten materiellen Stoffe und erforderten Hülfswerkzeuge.

Die Hervorbringung der zehn Millionen Thalerstücke hat nämlich nicht bloß die Intelligenz und mechanische Fertigkeit von A und seinen unmittelbaren und mittelbaren Genossen in Anspruch genommen; sondern außerdem eine Menge materieller Stoffe und Benutzung vielfacher Werkzeuge und anderweitiger Arbeitsresultate dritter Personen erfordert, und zwar

theils zur unmittelbaren Förderung der Silbererze und deren Verarbeitung bis zu Thalerstücken;

theils mittelbar zur Erhaltung der Lebensexistenz aller jener Arbeiter, und dessen, was als integrirender Theil ihres Selbst's anzusehen ist, ihrer Familien.

Außer obigen Werthstheilen für die Intelligenz und mechanische Fertigkeit ist also in jenen zehn Millionen Thalern ein ferneres Etwas anzunehmen, was als Kompensation oder Gegenwerth für alle jene zur Anwendung gekommenen Materialien und Hülfsarbeiten, und zwar nicht für den Geistesaufwand ihrer Herbeischaffung und Anwendung

— denn in dieser Beziehung muß der Gegenwerth schon unter den zuerst aufgeführten beiden Werthstheilen mit begriffen gedacht werden — sondern, da alle jene Stoffe und Werkzeuge in der Regel mehr oder weniger eine Umwandlung erleiden, und in dieser Umwandlung mehr oder weniger, — manche auch gänzlich, — mit einem Male oder allmählig für den Menschen an Werth oder Tauglichkeit verlieren, was dieser Werthsverminderung oder Werthsaufhebung und Abnutzung das Gleichgewicht hält und als Gegenwerth oder Ersatz dafür anzusehen ist.

Ein letzter Werthstheil betrifft endlich die zur Darstellung der zehn Millionen Thalerstücke benutzten vielfachen Naturkräfte.

Diese giebt anscheinend die Natur freilich umsonst, so gut, wie das Intelligenz-Vermögen und die Anlage zu den unendlich vielen mechanischen Fertigkeiten im Menschen zuletzt ein freies Geschenk der Natur sind.

So wenig indessen jenes Vermögen und diese Anlage eher einen wahren Werth bekommen, bevor Unterricht und Anweisung sie ausgebildet und zu den verschiedenartigsten Arbeiten, die das menschliche Leben erfordert, tüchtig gemacht haben, so auch mit den vorzugsweise sogenannten Kräften der Natur.

Die Natur bietet allerdings Licht, Luft, Wärme, Produktionskraft des Bodens, Wasserkraft ꝛc. dem Menschen ohne Entschädigung als freies Geschenk an. Will aber der Mensch solche benutzen, so kostet es ihn zum Theil die künstlichsten und mühsamsten Veranstaltungen, um jene Kräfte sich dienstbar und zur Erreichung der beabsichtigten Zwecke tüchtig zu machen.

So bedarf es für den Landmann der fortdauernden Düngererzeugung, um die Fruchtbarkeit des Bodens in der zur anhaltenden Produktion von Getreide erforderlichen Stärke zu erhalten; so mußte Aegypten seine Kanäle ziehen, um die befruchtende Kraft des Nilwassers über die sonst unfruchtbaren Bodenflächen zu verbreiten; so bedurften ein Newton, ein Schiller künstliche Wärme und künstliches Licht, um in den kalten und kurzen Wintertagen unserer Zone ihre unsterblichen Geisteserzeugnisse zu Stande zu bringen; so erforderte es für unsere, zum Beispiel gewählten Bergwerksarbeiter, Schmelzer und Präger der kunstvollsten Vorrichtungen, um die Kraft des Wassers bis zur Hebung von Pumpen, der Luft bis zur Stärke des Windes in den Gebläsen, der Wärme bis zu der für die Schmelzung des Silbers erforderlichen Hitze, zu erhöhen.

So dankbar also alle diese und unzählige andere Kräfte als ein freies Geschenk der Natur in ihrem, — man könnte sagen, rohem Zustande, angenommen werden müssen, so erfordern sie, wo nicht insgesammt, doch dem bei weitem größern Theile nach, zuvor eine künstliche Zubereitung, wenn sie dem Menschen zu den von ihm beabsichtigten Zwecken dienen sollen, und werden in diesem Zustande allerdings ein Werths-Element, was bei jeder Arbeit Berücksichtigung verdient, und bei der Werthsberechnung mit in Anschlag gebracht werden muß. Wenn gleich hierbei nicht unbemerkt gelassen werden darf, daß zuletzt die Kosten für Naturkraft sich auf Remuneration oder Entschädigung der zu ihrer Erlangung aufgewandten Intelligenz, mechanischen Fertigkeit und verbrauchten Stoffe oder Materialien nebst Hülfswerkzeugen beschränken.

Wie genau, oder weniger genau, man nun aber auch bei Berechnung und Analysirung der Werths-Elemente jener zehn Millionen Thaler verfahren mag, so wird jedem unbefangenen Leser bereits so viel klar geworden seyn, daß im Allgemeinen, außer jenen fünf Grund-Elementen, als deren endliches Resultat oder Produkt sie erscheinen, nichts vorhanden ist, was ihnen an sich einen größern innern Werth zu geben vermöchte, und woraus also A als Hauptunternehmer, oder irgend einer seiner übrigen Genossen berechtigt wäre, noch außerdem einen Gewinn oder Ertrag zu ziehen.

Gesetzt also, A hätte vom dreißigsten Jahre an seine ganze übrige Lebenszeit der Bearbeitung jenes Bergwerks gewidmet; A hätte immer als ein mäßiger Mann, fern von ungezähmtem Luxus und Verschwendung seinen Haushalt geführt, also nur das zur Lebensexistenz Erforderliche — ein zuletzt freilich sehr relativer Begriff — zu seinem eigenen Besten verwendet; aus seinen Rechnungen ergäbe sich ferner, daß er bis zu seinem Todestage gerade jene zehn Millionen Thaler aufgewendet hätte, theils um seinen Unterhalt zu bestreiten, theils um die Arbeiten seiner unmittelbaren und mittelbaren Gehülfen, und den Werth der aufgewandten Materialien und benutzten Werkzeuge zu remuneriren, sein eigenes Vermögen hätte sich aber von jenen zehn Millionen um keinen höhern Betrag vermehrt, als soweit solcher theils für einen Ersatz der bis zum dreißigsten Lebensjahre aufgegangenen Vorbereitungs- und Bildungskosten, theils, da aus der Produktion jener zehn Millionen Thalerstücke ein Zuwachs des National-Vermögens *) her-

*) Also doch Rein-Ertrag? Vergl. S. 317 u. f.

hervorgegangen ist, für einen verhältnißmäßigen Antheil an dieser allgemeinen Vermögens-Vermehrung anzusehen wäre: so würde man in Wahrheit sagen müssen; — vorausgesetzt, eine dergleichen genaue Berechnung wäre überhaupt möglich — A sei sowohl sich selbst, als allen denen, die zur Darstellung der zehn Millionen Thalerstücke mitgewirkt, gerecht geworden.

Gesetzt aber, A hinterließe von jenen zehn Millionen, eine oder etliche Millionen Thaler über das zu Anfange des dreißigsten Lebensjahrs besessene Vermögen, so ist augenscheinlich, daß er bei Erlangung dieses Gewinnes, da auf Vorbereitungskosten so hohe Summen nicht anzunehmen sind, und selbst die nüchternste und enthaltsamste Lebensweise im Laufe von dreißig bis funfzig Jahren eine Ersparung, oder vielmehr Abknapsung, von Millionen nicht würde bewirken können, vorzugsweise nur sich begünstigt, seinen Genossen aber für die von ihnen geleisteten Arbeiten ꝛc. eine zu geringe Entschädigung hätte zukommen lassen; so wie er umgekehrt gegen sich selbst ungerecht verfahren seyn würde, wenn er bei Bearbeitung jenes Werks eine Million von seinem vor dem dreißigsten Jahre besessenen Vermögen (angenommen, dies hätte sich auf Millionen belaufen) zugesetzt, und sich auf solche Weise einen Verlust zugefügt hätte. Denn in dem Produkt der zehn Millionen Thaler selbst ist durchaus nichts enthalten, was in jenem Falle einen besondern Gewinn für seine Genossen rechtfertigte, oder gar nothwendig machte. —

Ist es nun aber mit irgend einem Erzeugniß menschlicher Thätigkeit anders?

Die Antwort lautet: Im Geringsten nicht; denn

in keiner einzigen Arbeit und den dadurch erzeugten oder bewirkten Produkten, Fabrikaten und Leistungen aller Art, mögen dieselben nun den Namen Getreide oder Wolle, oder Tuch führen, oder Bildsäule, oder Kaufmannsgeschäft, oder Tagelöhnerarbeit heißen, ist, außer den oben angegebenen, irgend ein weiteres Element enthalten, das denselben an sich einen höhern Werth verleihen könnte, als der dem Werthe des auf die Darstellung und Leistung verwandten Quanti oder Maßes von Intelligenz, mechanischer Fertigkeit, Materiale, Naturkraft und sonstigen zu Hülfe genommenen Arbeitsresultaten gleich ist, und wodurch also das Verlangen und Begehren nach einem höhern Gegenwerthe, oder einem Werthe über die aufgewendeten Kosten gerechtfertigt werden könnte.

Erlangt dessen ungeachtet der Produzent, Fabrikant oder Anfertiger einer Arbeit, beim Austauschen derselben gegen andere gesellschaftliche Arbeit oder deren Resultate, dennoch höhere Werthsquanta dafür, so kann der Grund hiervon nur seyn:

a) entweder gegenseitige Unwissenheit, indem derjenige sowohl, welcher eine Arbeit leistet, oder ein Arbeitsprodukt an einen andern ausliefert, als derjenige, welcher solches durch Gegenarbeit oder durch ein anderes Arbeitserzeugniß remunerirt, also die beiden Austauschenden, nach dem vorhin Auseinandergesetzten, den innern Werth der Arbeits-Elemente nicht kennen, und die gegenseitigen Werthsgrößen in Zahlen darzulegen im Stande sind (vergl. S. 299.); folglich der Eine dem Andern in Folge dieser Unwissen-

heit höhere Gegenwerthe leistet, als er selbst dafür wieder empfängt.

So kann allerdings mit der größten Wahrscheinlichkeit, ja mit Gewißheit, angenommen werden, daß, wenn A in den ersten Jahren seines Bergbau-Betriebes, bevor er noch im Stande gewesen wäre, den ganzen Umfang der Ausbeute an Silber und der, auf dessen Darstellung zu verwendenden Kosten, zu übersehen, Thalerstücke verkauft, oder gegen andere Arbeitsresultate vertauscht und letztere dafür eingehandelt hätte, er entweder größere Gegenwerthe dafür erlangt haben würde, als er selbst auf die Gewinnung des zu den ausgetauschten Thalerstücken erforderten Silbers und dessen Prägung, nach der endlichen Schluß-Berechnung, hätte Kosten verwenden müssen, und er also selbst, bei der größten Gewissenhaftigkeit und bei dem redlichsten Bestreben, Niemanden übervortheilen zu wollen, zu Gewinn gelangt wäre, oder auch im entgegengesetzten Fall Verlust erlitten hätte.

Oder es liegt der Grund des Gewinns:

b) in wissentlicher Uebervortheilung und Betrug; indem nur der Eine der beiden Austauschenden der Unwissende (z. B. der Bauer, der vom Schacherjuden einen messingenen Ring für einen goldenen erhandelt), oder nicht selten auch der durch Gewalt Unterdrückte ist (man denke an die westindischen Sklaven oder die Leibeigenen des Mittelalters), der andere aber diese Unwissenheit oder Unkenntniß, oder Schwäche, benutzt, um für häufig sehr geringe Leistungen von seiner Seite, oder von ihm hingegebene Arbeitsre-

sultate, große Werthe als Gegenleistung zu empfangen.

Oder es ist:

c) ein ungleichartiges, gegenseitiges Bedürfniß vorhanden, wodurch eine höhere Werthsschätzung des einen Arbeitsresultats vor dem andern bewirkt wird: ein Zustand, wo häufig, aus Begehrlichkeit, Noth, Liebhaberei, auch wohl Leichtsinn, Gutmüthigkeit, Zuneigung zur Person des Andern, oder sonstiger individueller Verhältnisse wegen, alle Regel der Werthsschätzung aufhört, und alle Werthsberechnung bei Seite gesetzt wird; vielmehr einzelne Arbeiten oder deren Resultate freiwillig und mehr oder weniger wohlbedächtig von demjenigen, dem sie geleistet oder ausgeliefert werden, über alles Maß und weit über den Werth der darauf verwendeten Arbeitselemente hinaus, remunerirt werden.

So kannte z. B. Robinson auf seiner wüsten Insel sehr wohl den Werth eines Beiles, Messers, Bohrers und anderen Handwerksgeräthes in Europa, und würde doch mit Freuden seinen, viele tausend Thaler werthen Goldklumpen dafür hingegeben haben, wenn ihn Jemand, statt des für ihn unbrauchbaren Goldes, mit dergleichen Geräth hätte versehen wollen, gesetzt auch, der Goldklumpen wäre von ihm nicht zufällig gefunden, sondern dessen Erlangung hätte ihm die größte Arbeitsanstrengung verursacht.

Auf andere Weise ist ein sogenannter reiner Gewinn oder reiner Ertrag für den Einzelnen, mit andern Worten: die Erlangung höherer Gegenwerthe, als der Werth der auf die Darstellung einer Arbeit oder

eines Arbeitsresultats aufgewandten Kosten beträgt, nicht möglich); vielmehr muß unter allen Umständen, wo solcher erlangt werden soll, nothwendig einer jener drei Fälle Statt finden, und entweder Unwissenheit, oder absichtliche Uebervortheilung, oder irgend ein Begehrlichkeits- oder Noth-Zustand, den der Andere, von Egoismus und Gewinnsucht getrieben, benutzt, die Veranlassung dazu geben.

Ist aber dies der Fall, so ergiebt sich als nothwendige Folge, daß, wenn der Arbeitsaustausch oder Verkehr bloß zwischen Gesellschaftsgenossen des eigenen Staats Statt findet, überall ein eben so großer reiner Verlust für den andern Theil sich ergeben muß, als für den ersiern Theil reiner Ertrag oder reiner Gewinn entsteht und mithin für eine Staatsgesellschaft bloß da ein Mehrgewinn, in dem angegebenen Sinn des Worts, zu erlangen ist, wo Handel mit Ausländern getrieben wird, und es gelingt, Arbeitsresultate von diesen einzutauschen, die für höhere Werthe geachtet werden, als die im eigenen Staate erarbeiteten und als Gegenwerthe dafür hingegebenen Arbeitsresultate in sich schließen.

Im Allgemeinen aber ist jeder reine Ertrag, wo er wissentlich und einseitig gemacht wird, streng genommen, dem Prinzip der Gerechtigkeit schnurstracks entgegen und muß folglich allezeit da am größten seyn, wo beim gegenseitigen Austausch, oder im Handel und Wandel, neben der größten Unwissenheit des einen Theils, zugleich die größte Immoralität des andern Theils angetroffen wird.

Mit Recht muß aber unter diesen Umständen die Frage entstehen: Wohin soll die ganze Lehre jener Staatswirthschafter verwiesen werden, die auf der Theorie vom reinen

Ertrage den Satz begründen, „nur von diesem Rein-Ertrage dürfe die Steuer erhoben werden?“

Wohin anders, als wohin schon eine Menge dergleichen Sätze verwiesen sind und über kurz oder lang viele andere Behauptungen werden verwiesen werden müssen: in das Reich der unhaltbaren Theorien und der Trugschlüsse!

Auch die Lehre der Steuer-Erhebung vom reinen Ertrage hat lediglich ihren Grund in der irrigen Anschauung, wonach man schlechterdings das Wesen des Staats und der Regierung von dem Wesen einer gewöhnlichen Haushaltung nicht zu unterscheiden vermag, wonach man also Staat und Regierung nicht als Ein unzertrennliches Ganze anzuschauen gelernt und nicht begriffen hat, daß was die Regierung von den einzelnen Staatsgenossen an sogenannten Steuern und Abgaben erhebt, in jedem wohleingerichteten Gemeinwesen zu eben diesen Gesellschaftsgenossen, wenn gleich in der Regel in gänzlich veränderter Gestalt, zurückfließt, daß mithin, was man von dem sogenannten reinen Ertrage der Nation entnommen zu haben glaubt, eben diesem Rein-Ertrage durch die Fürsorge der Regierung wieder zufließt; wonach man zwar Berechnungen aller Art, gewöhnlich unter Zugrundelegung der irreleitenden Begriffe von Brutto und Netto, mit und ohne, häufig völlig gehaltlosen Balanzen, Prozentsätzen ꝛc. in den mannigfaltigsten Formen anlegt, aber vielleicht in wenigen Staaten bis jetzt an eine Einrichtung gedacht hat, die vermittelst der Buchhaltung jenes Entnehmen aus dem Kraft- oder Vermögens-Fond des Volks und dies Zurückströmen zu demselben vermittelst der Regierung, für Jedermann zur vollen und klaren Anschauung gelangen läßt.

„Aber," hört der Verfasser fragen, „sollte denn wirklich gar nichts an der Lehre vom reinen Ertrage und der darauf zu basirenden Steuer-Erhebung seyn? — Jene zehn Millionen Silberthaler z. B. sind doch, wenn auch nicht ganz, wenigstens theilweise, nach Abzug der auf ihre Darstellung verbrauchten Materialienwerthe, und überhaupt nach Abrechnung der aufgewendeten Kosten, ein offenbarer Zuwachs am National-Vermögen? Eben so alle die mannigfaltigen Erzeugnisse eines Staates, die früher nicht vorhanden waren; das Getreide z. B. welches über den Bedarf gewonnen wird, erhöheter Viehstand u. s. w."

Der Verfasser bittet, nochmals auf die Punkte zurückkommen zu dürfen, von denen er bei dieser ganzen Abhandlung ausgegangen ist.

In einer jeden Staatsgesellschaft sind nämlich als vorhanden anzunehmen:

a) Intelligenz, oder Denkvermögen;

b) mechanische Fertigkeit;

c) von der Natur gegebene und dem Menschen zur Anwendung überlassene Kräfte, die vorzugsweise sogenannten Naturkräfte;

d) mannigfache Resultate gesellschaftlicher Arbeit.

Durch Anwendung und Einwirkung dieser vier Elemente auf:

e) gleichfalls vorhandene materielle Stoffe

erzeugen die einzelnen Gesellschaftsgenossen fortdauernd neue Resultate gesellschaftlicher Arbeit.

Diese neuen Arbeitsresultate dienen, in Beziehung auf den Menschen

zunächst die Geisteskraft, wie die mechanische Fertigkeit der

einzelnen Gesellschaftsgenossen, und folglich des ganzen Gesellschafts-Vereins, zu erhöhen oder zu vermehren.

Wenn nämlich gleich Geisteskraft wie mechanische Fertigkeit von jedem einzelnen nur bis zu einem gewissen Grade ausgebildet werden können, alsdann aber beide, so wie dieser Grad in der höchsten Reife des Lebens erreicht ist, mit dem zunehmenden Alter wieder abnehmen, und mit dem Tode, wenigstens für das jetzige Erdenleben, gänzlich aufhören: so liegt doch in der Geisteskraft, und namentlich so weit sie als Ideen-Erzeugungs-, oder Kombinations-Vermögen sich zeigt, das Eigenthümliche, daß jedes erlangte Endresultat der Vorfahren immer wieder der Anfangspunkt neuer Ideen und Kombinationen für die Nachkommen wird, und die Geisteskraft sonach einer unendlichen Ausbildung und Erhöhung fähig ist. Man denke nur an die Astronomie und den Magister matheseos des Pythagoras, dessen Freude über die Entdeckung dieses Lehrsatzes so groß gewesen seyn soll, daß er dem Apollo eine Hekatombe opferte, und steige durch alle Zwischenstufen während des Verlaufs von mehr als zwei tausend Jahren hinauf bis zur Exposition du Système du monde und dem Traité de Mécanique celeste von Laplace, oder den Disquisitionibus arithmeticis und der Theoria motus Corporum coel. unsers Gauß.

Aehnlich verhält es sich mit der mechanischen Fertigkeit, die, wenn auch nicht dem Grade nach, doch in der Art und Weise der Anwendung, ebenfalls unendlich genannt werden kann.

Jene neuen Arbeitsresultate dienen ferner:
den menschlichen Körper zu ernähren, zu erwärmen, zu be-

kleiden, ihn durch Wohnung dem Ungemach der Witterung und des Klima's zu entziehen, ihn gegen Angriffe zu vertheidigen, oder gegentheils, ihm solche möglich zu machen, mit Einem Worte: die physische Existenz der Individuen wie der Gattung zu sichern; und, sobald nach dieser Sicherstellung die Wirksamkeit des Spieltriebes der Kraft beginnt, das Leben angenehmer und heiterer, mit Einem Worte, genußreicher zu machen.

Welches aber auch der Zweck dieser höchst verschiedenartigen Arbeiten seyn mag, so müssen, um dies hier nochmals zu wiederholen, zu allen ohne Ausnahme jene genannten Elemente angewandt werden, von denen hier nur noch Folgendes angemerkt werden soll.

So wie nämlich Intelligenz und mechanische Fertigkeit durch die Erzeugung und Hervorbringung keines Arbeitsresultats absorbirt und vernichtet, sondern vielmehr erhöht und vermehrt werden: so erleiden im Allgemeinen auch die zur Anwendung kommenden Naturkräfte keine Verminderung, wenigstens keine dauernde, da sich jede Naturkraft, z. B. Produktions-Kraft des Bodens, Wärme ꝛc., wenn sie absorbirt oder vermindert ist, theils ohne Zuthun des Menschen, theils mit seiner Unterstützung wieder ersetzt. Daher auch die Naturkraft für den Menschen unermeßlich und unendlich genannt werden kann, indem sie nicht nur, so weit der Mensch solche anzuwenden gelernt und in seine Gewalt bekommen hat, fortdauernd sich ergänzt; sondern es dem Menschen bei zunehmender Intelligenz gelingt, immer größere Theile der unendlichen allgemeinen Naturkraft kennen zu lernen und zu benutzen.

Die zur Darstellung neuer gesellschaftlichen Arbeiten,

als Hülfsmittel und Werkzeuge anzuwendenden, schon vorhandenen Arbeitsresultate, erleiden dagegen bei der Anwendung jedesmal, mehr oder weniger eine Verminderung oder Abnutzung, und werden in längerer oder kürzerer Zeit, wenn auch nicht absolut, doch in ihrem Dasein oder Vorhandensein als Hülfsmittel und Werkzeuge, vernichtet. So z. B. die Schreibfeder des Gelehrten, der Pflug des Ackermanns, der Hobel des Tischlers, die Feile des Schlossers, der Strumpfwirkerstuhl, die Dampfmaschine u. s. w.

Bei den zur Anwendung kommenden, theils von der Natur ohne Zuthun des Menschen, theils mit seiner Hülfe dargestellten, materiellen Stoffen finden endlich, indem Intelligenz und mechanische Fertigkeit im Verein mit Naturkräften, und unter Zuhülfenahme schon vorhandener Arbeitsresultate, zur Darstellung neuer Arbeitsresultate, darauf einwirken, zwei Fälle Statt. Es bleiben nämlich

entweder die innern Bestandtheile dieser Stoffe unverändert, und es wird bloß die äußere Form eine andere, wie z. B. bei den Arbeitserzeugnissen des Drechslers aus Holz, des Bildhauers aus Marmor;

oder es wird auf chemischem Wege durch Auflösen und Zusammensetzen, die innere Natur jener Stoffe verwandelt, wie z. B. bei der Getreideerzeugung, oder bei der Darstellung von Seife durch Verbindung von thierischem Fett mit einem Alkali, oder bei der Verbindung von Kupfer mit Zink oder Galmei, durch Feuershülfe zu Messing.

Im letztern Falle wird nicht bloß die Form allein geändert, während, wie bei den Kunsterzeugnissen des Drechs-

lers und Bildhauers, der bearbeitete Stoff selbst, der nämliche bleibt; sondern es geht für Sinne und Verstand mehr oder weniger eine anscheinende Vernichtung, wenn schon niemals eine absolute Vernichtung, des Vorhandenen vor sich, und es erfolgt, wie bei der Seife und dem Messing, die Erzeugung und Darstellung eines in dieser Qualität und Quantität noch gar nicht vorhandenen neuen Produkts oder Arbeitsresultats.

Der ganze Inbegriff aber sämmtlicher neuen Arbeitsresultate, welche auf Grundlage und durch Anwendung jener Elemente in den mannigfaltigsten Formen und Beschaffenheiten erlangt sind, machen das Erarbeitete oder das Neuerworbene einer Nation oder Staatsgesellschaft aus, wobei einleuchtend ist, daß die Summe dieses Erarbeiteten eine um so größere seyn muß, und mithin das National-Vermögen um eben so viel sich vermehren muß, als die erlangten neuen Arbeitsresultate die schon vorhandenen an Nutzen und Brauchbarkeit für den Menschen übertreffen, oder mit andern Worten: je mehr dadurch für eine Staatsgesellschaft

Erhöhung und Vermehrung von Intelligenz und mechanischer Fertigkeit;

Kenntniß und Benutzung von Naturkräften;

Mittel zur ferneren Darstellung oder Bewirkung gesellschaftlicher Arbeit, und

brauchbare Stoffe zu weitern gesellschaftlichen Arbeiten, erlangt sind.

Wie groß nun aber auch das auf solche Weise Erarbeitete für einen gewissen Zeitraum, oder in einem bestimmten Zeitmoment gedacht werden mag, so hat dasselbe

zuletzt keine andere Bestimmung, und ist zu keinem andern Zweck erarbeitet worden, als theils dem eigenen Bedürfniß und Begehr jedes Gesellschaftsgenossen, oder (da der einzelne Mensch, zumal im zivilisirten Zustande, nun einmal sich nicht selbst genug seyn kann, und für Befriedigung aller seiner Bedürfnisse und Begehrlichkeiten, häufig bloßer Liebhabereien, zu sorgen im Stande ist) theils durch Austausch, dem gegenseitigen Bedarf und Begehr abzuhelfen; wobei von selbst einleuchtend ist, daß wenn diesen Austausch in völlig gerechter Weise zu bewirken möglich wäre, und ein Jeder für das von ihm geleistete oder überlieferte Arbeitsprodukt von dem Andern gleiche Arbeitswerthe zurück empfinge, auch ein verhältnißmäßig völlig gleiches Steigen oder Zunehmen des Vermögens und mithin der Verbrauchsmittel für jeden Einzelnen Statt finden müßte.

Ohne indessen diesen letztern, für die Staatswohlfahrt so wichtigen Gegenstand hier weiter verfolgen zu wollen, mag es genügen, den Satz nur noch etwas fester ins Auge zu fassen, daß alles Erarbeitete zuletzt zum Gebrauch und zur Weiterverwendung bestimmt ist, und hierdurch nach längerer oder kürzerer Zeit in irgend einer Weise neue Umwandlungen, nicht selten eine anscheinende gänzliche Vernichtung erleidet, auch in der Regel für den Menschen von seinem ursprünglichen Werth und seiner Brauchbarkeit verliert.

So z. B. wird das erzeugte Getreide verzehrt und in mannichfacher Art in Nahrungsstoff verwandelt; oder es dient als Saamen und folglich, als Material oder Stoff zu neuem Erzeugniß. So dient das kostbarste Hausgeräth

zuletzt als Brennstoff. Die Werke eines Newton und Euler werden die Grundlage tieferer Kombinationen für einen Laplace und Lagrange und zu neuen Geistesprodukten umgebildet. Die Kunstwerke, welche Griechenlands und Italiens Städte vor Jahrhunderten zierten, sind entweder durch Barbarei und Habsucht zerstört und eingeschmolzen, oder in Marmortrümmer verwandelt; oder sind als Antiken in Kunstkabinette gewandert, und geben einem Winkelmann den Stoff zu seinen Ideen über Kritik und Geschichte der Kunst.

Kurz, wie groß auch die Summe des von einer Nation zu irgend einer Zeit Erarbeiteten gedacht, und wie groß das Quantum angenommen werden mag, das von diesem Erarbeiteten nicht sofort wieder auf die Erhaltung der physischen Existenz an Nahrung, Kleidung, Erwärmungsmaterial u. s. w. verwendet, sondern entweder für den künftigen Bedarf und Genuß aufgespart, oder, für eine längere Dauer berechnet, einem späteren und allmähligen Verbrauch entgegen geführt wird: so tritt dieser Zeitpunkt des Verbrauchs oder Verzehrs (streng genommen, der Umwandelung), für jedes Arbeitserzeugniß ohne Ausnahme über kurz oder lang ein; ja er hebt im eigentlichsten Sinn von dem Augenblick an, wo dasselbe als vollendet ins Leben gerufen ist, und den Zweck, warum es ursprünglich erzeugt wurde, zu erfüllen beginnt.

Es liegt also zuletzt selbst darin schon eine Täuschung, wenn man glaubt, die Summe alles von einer Staatsgesellschaft Erarbeiteten, zu irgend einer Zeit, z. B. nach Ablauf eines Jahres, fixiren und deren Werth dem Kalkul unterwerfen zu können. Denn läßt sich gleich der Zeitraum

eines Jahres durch die bekannte, in Tagen, Stunden, Minuten ꝛc. auszudrückende Umlaufszeit der Erde um die Sonne, auf's Genaueste bestimmen: so ist es doch nicht möglich, in gleicher Weise für die menschliche Thätigkeit einen festen, regelmäßigen Abschnitt anzunehmen, in welchem dieselbe in ihrem Wirken, gleich dem Erdumlauf, als für einmal wieder vollendet und gleichsam einen abermaligen neuen Anlauf nehmend, anzusehen wäre. Die menschliche Kraftthätigkeit, in Millionen Individuen und auf die mannigfaltigste Weise vertheilt, kennt vielmehr einen solchen gemeinsamen Ruhe- oder Abschnitts-Punkt nicht, da zu derselben Zeit, wo sie in dem einen Individuo, anscheinend oder neue Kräfte sammelnd, ruht, sie in dem andern um so stärker wirkt.

Da nun auf der andern Seite jedes Arbeits-Resultat, vom Augenblick seiner Vollendung an, der Aenderung und Wandelung entgegen geht, und häufig am Ende eines Jahres bereits ganz andere Werthe in sich schließt, als es bei seinem ersten Entstehen, zu Anfange oder im Laufe desselben Jahres in sich vereinigte, z. B. Wein, Gemüse, Hausgeräth, Kleidungsstücke, Kunstgegenstände ꝛc., und am Ende geprägtes Metall, welches gewöhnlich, als Werthsmaßstab angelegt wird, vielleicht unter allen Arbeitserzeugnissen den größten Schwankungen hinsichtlich seines Werths ausgesetzt ist: so muß um so mehr für jeden Unbefangenen das Trügliche erhellen, was darin liegt, wenn man es auch nur annähernd für möglich hält, die Summe alles Produzirten, Fabrizirten, mit Einem Worte, alles im Laufe irgend eines Zeitraums in einem Staate Erarbeiteten, *seinem Selbstkostenwerth nach*, zu berechnen,

und dann ferner aus diesem Selbstkostenwerth einen sogenannten National- oder Staats-Rein-Ertrag zu ermitteln.

Der größte Irrwahn bei der Lehre vom Rein-Ertrage ist es aber unstreitig, Getreide und andere ländliche Erzeugnisse darum allein, mit Ausschluß der andern Erzeugnisse menschlicher Kraftthätigkeit, für eine Vermehrung und für einen Zuwachs des National-Einkommens, oder des National-Reichthums anzusehen, weil durch Einwirkung menschlichen Denkvermögens und menschlicher mechanischer Fertigkeit im Verein mit mannigfachen Naturkräften, und unter Zuhülfenahme vieler anderweitigen vorhandenen Arbeits-Resultate, aus Einem Getreidekorn, bei uns, Einmal im Jahre, sich sechs, zehn und mehr Körner, aus Einer Eichel in 200 bis 300 Jahren ein Eichbaum, aus Einem Mutterpferde vom vierten Jahre an, etwa zehn Jahre hindurch, alle Jahre, oder auch nur alle zwei Jahre, Ein Füllen erzielen lassen.

Die Israeliten sammelten, nach der Bibel, bei ihrem Zuge durch die Wüste, tagtäglich ihren Bedarf an Nahrungsstoff in sogenanntem Manna, und des Freitags doppelten Bedarf, zugleich für den Sonnabend, als den vom Jehova angeordneten Ruhetag. Ob nun aber wohl irgend ein Physiokrat unserer Tage in damaliger Zeit, sich versucht gefühlt haben würde, jenen Nomaden zu beweisen, daß das Manna, als Natur-Produkt zur Vermehrung des National-Reichthums beitrage, und zwar deßhalb, weil Freitags mit einem Male doppelte Rationen zu sammeln seien? —

Nein, nicht genug kann es wiederholt werden, daß

ländliche Produkte gerade eben so viele und nicht mehr noch weniger Elemente der Darstellung oder Erzeugung erfordern, als jedes andere Arbeits-Resultat oder Produkt menschlicher Thätigkeit, möge es den Namen Fabrikat oder Kunstwerk oder Geisteserzeugniß führen. Eben so wie alle Produkte menschlicher Thätigkeit nur für das Bedürfniß, oder, in sofern sie nach Befriedigung desselben, aus dem Spieltrieb der Menschenkraft hervorgehen, auf erhöhetem Lebensgenuß, wie materiell oder feingeistig derselbe gedacht werden möge, berechnet sind, und über beides hinaus nicht das Mindeste erzeugt wird.

Ist aber dies der Fall: enthalten alle Erzeugnisse der menschlichen Thätigkeit, oder, welches zuletzt gleichbedeutend ist, (sofern dieselben nicht unsittlicherweise gegen die Gesellschaft gerichtet sind) alle gesellschaftlichen Arbeiten, dieselben Erzeugungs-Elemente; steht ferner in jeder wohlgeordneten Gesellschaft Erzeugungs-Quantum mit dem Bedürfniß und der Genußfähigkeit allezeit in ganz gleichem Verhältniß, und steigt und fällt beides in gleicher Weise mit einander; sollen endlich, was mit diesem zweiten Satze eng zusammenhängt, nach dem Prinzip der Gerechtigkeit nur gleiche Werthe gegen gleiche Werthe ausgetauscht werden: so wird jetzt völlig klar seyn, was es mit der Lehre vom Rein-Ertrage, und wie nur aus letzterm das Bedürfniß der Regierung zu bestreiten sei, auf sich hat. Die ganze Theorie ist aus den unrichtigsten Anschauungen von Staat und Regierung, Staatsbürger-Arbeit und Regierungs-Arbeit hervorgegangen,

gen, und muß, wie schon bemerkt, den ärgsten Trugschlüssen beigezählt werden.

Allerdings findet mit dem Wachsen des Menschengeschlechts und der hieraus nothwendig hervorgehenden grösseren Ideenmasse und Kraftentwickelung überhaupt, eine stete Vermehrung der für die Gesellschaft, theils nothwendigen, theils höhern Lebensgenuß gewährenden Dinge Statt. Aber wie groß die Zahl und Mannigfaltigkeit dieser Erzeugnisse seyn mag, und welche Menge von Genüssen nach vorhergegangener Befriedigung des Nothwendigen, dem Einzelnen dadurch verschafft werden, so ist in keinem einzigen derselben das enthalten, was man Ertrag oder Rein-Ertrag in dem Sinne zu nennen berechtigt wäre, daß nämlich an sich dem Erzeuger ein Mehreres dadurch gewährt würde, als das auf die Erzeugung und Darstellung verwandte Maß oder Quantum von Erzeugungs-Elementen — Intelligenz, mechanische Fertigkeit, Stoff ꝛc. — beträgt, und wodurch folglich der Erzeuger oder Anfertiger sich für befugt ansehen könnte, unbeschadet der Tugend der Gerechtigkeit, beim Austausch — also als Verkäufer, vom Käufer höhere Gegenwerthe zu erlangen, als von ihm selbst Werthe auf die Darstellung verwandt sind. Will man dennoch bei der Ansicht beharren, daß manchem Erzeugniß menschlicher Thätigkeit durch die Beimischung oder das Hinzutreten von rohen Naturstoffen oder Naturkräften ein höherer Werth geworden sei, als die vom Menschen allein auf dessen Erzeugung oder Darstellung verwendeten Werthselemente betragen, z. B. dem in die Erde gestreuten Saamenkorn

durch die von der Natur gegebene Sonnenwärme, durch den aus den Wolken herabträufelnden Regen u. s. w.; so leuchtet eben so leicht ein, daß, wenn die Natur diesen Zuwachs ohne Entschädigung giebt, derselbe bei der sogenannten Selbstkosten-Berechnung auch nicht in Anrechnung gebracht, und also dem Erzeuger, will er anders die Tugend der Gerechtigkeit bewahren, hieraus nicht das Recht entspringen kann, höhere Gegenwerthe für das gewonnene Getreide oder jedes andere Arbeits-Produkt, zu erlangen, als ihm selbst die Darstellung desselben Kosten verursacht hat.

Als eine völlig unrichtige Anschauung muß es aber angesehn werden, dies ohne Zuthun des Menschen, oder, wenn es mit seinem Zuthun geschehen ist, dies beim gegenseitigen Austausch, oder beim Handel und Wandel, durch Unwissenheit, oder Unredlichkeit, oder durch benutzte Noth und Verlegenheit des Andern, häufig auch durch Liebhaberei, Leichtsinn des Käufers oder Verkäufers u. s. w. erlangte Etwas — diesen sogenannten Rein-Ertrag Einzelner, oder, wenn man den Begriff dahin ausdehnen will: das durch die Kraftthätigkeit der ganzen Gesellschaft im Laufe irgend eines Zeitraums erlangte höhere Arbeits-Produkt, auf den Grund sogenannter Brutto- und Netto-Berechnungen, zur Grundlage der Steuererhebung machen zu wollen, und den Satz aufzustellen: Nur von diesem Mehrerarbeiteten oder Erlangten, genannt Rein-Ertrag, dürfe die Steuer erhoben und anders nicht die Nation mit Abgaben belegt werden.

Abgesehen davon, daß es, wie aus dem Vorherge-

henden klar geworden seyn wird, unter allen Umständen zu den Unmöglichkeiten gehört, nur in einem einzelnen Falle eine völlig genaue Selbstkostenberechnung zuzulegen, weil bei allen Selbstkostenberechnungen, ohne Ausnahme, Erzeugungselemente in Betracht kommen, welche der Zahl entweder gar nicht, oder höchstens nur annähernd, unterworfen werden können, und es mithin noch viel weniger möglich ist, von allen den unendlich vielen und höchst mannigfaltigen, im Laufe eines oder mehrerer Jahre erzeugten Produkten, Fabrikaten, geleisteten Arbeiten ꝛc. Selbstkostenberechnungen zuzulegen, und aus diesen Selbstkostenberechnungen, im Vergleich zu den beim Austausch erlangten Gegenarbeiten, den sogenannten Rein-Ertrag auszumitteln, oder gar ausfindig zu machen, um wie viel der Werth der neu-erzeugten Produkte, Fabrikate, mit Einem Worte, der Werth des erlangten Zuwachses, den Werth des früher Vorhandenen übersteige, ergiebt ein geringes Nachdenken, daß, gesetzt es ließe sich dieser Rein-Ertrag, oder mit andern Worten, der von einer Staatsgesellschaft durch den Kraftaufwand, z. B. eines Jahres, erlangte Zuwachs an Intelligenz, mechanischer Fertigkeit, Stoffen, Naturkräften und dargestellten Arbeits-Resultaten jeder Art in irgend einer Weise ermitteln und in Zahlen darstellen — dieser Zuwachs nicht als ein so Isolirtes und Getrenntes, von der in einem Staate überhaupt vorhandenen und zur Anwendung gekommenen Intelligenz, mechanischen Fertigkeit, Naturkraft ꝛc. angesehen werden kann, daß es der Regierung desselben nur verstattet seyn sollte, aus diesem Zuwachs allein die Steuer, oder, mit andern Wor-

ten: die für ihr Bestehen und für ihre Wirksamkeit erforderliche Intelligenz, mechanische Fertigkeit, Naturkräfte, Stoffe und anderweitigen Arbeits-Resultate zu entnehmen. Oder enthalten etwa die von der Regierung für das Bestehen und die Kraftentwickelung des Gesellschaftsvereins, mit Einem Worte: für das Wohl des Staats zu leistenden Arbeiten andere Elemente, als jede andere Staatsbürgerarbeit in sich schließt, welchen Namen sie führen möge? und wird durch die Steuer etwas anders repräsentirt, als der ganze Inbegriff von Intelligenz, mechanischer Fertigkeit, Stoff ꝛc. den die Regierungsarbeit oder die von der Regierung zu leistenden Arbeiten in ihrer Totalität erfordern?

Doch so sehr es den Verfasser drängt, dies Thema vollständiger zu entwickeln, und seine Ideen über Regierungsarbeit und die zu ihrer Leistung und Darstellung nöthigen Steuern darzulegen, so mahnen ihn Zeit und Rücksicht auf die vielleicht schon zu lange in Anspruch genommene Aufmerksamkeit seiner Leser, hier abzubrechen, und das Weitere vielleicht einer künftigen Abhandlung aufzusparen.

Daher möge folgendes Wenige hier nur noch Platz finden.

Wo nämlich auch Menschen in Gesellschaft leben, ist ein verständiges Etwas nothwendig, was die Gesammtangelegenheiten der Gesellschaft ordnet, und allem Thun und Handeln, oder allen Kraftbestrebungen der einzelnen Gesellschaftsgenossen eine solche Richtung giebt, daß das Wohl des ganzen Vereins dabei gedeihen kann.

Dies verständige Etwas, das den Namen Regierung führt, ist mit dem ganzen Verein so unzertrennlich verbunden, daß eine Gesellschaft ohne dieses leitende und ordnende Prinzip gar nicht gedacht werden kann. Es entsteht zugleich mit dem Verein, empfängt als integrirender Theil aus demselben alle zu seinem Bestehen und Walten nothwendigen Mittel und Kräfte und läßt alle seine Kraftäußerungen und deren Erfolge wieder auf den Verein zurückwirken. Empfang und Zurückgabe stehen in völlig gleichem Verhältniß.

Nothwendig ist es also, daß jeder einzelne Gesellschaftsgenoß, von dem Regierungs- oder Staats-Oberhaupte an, bis zum geringsten Tagelöhner herab, durch seine Kraftanstrengung zu Wege bringe oder erarbeite:

einmal, was seine eigene individuelle Existenz für ihr Bestehen fordert,

zweitens, was die Existenz der Regierung, als lenkendes und leitendes Prinzip des Ganzen, nothwendig macht, indem ohne dies Bestehen und ohne diese Wirksamkeit das Bestehen und Wirken jedes einzelnen Gesellschaftsgenossen selbst unmöglich wäre.

An das Bewirken oder vielmehr Vorangehen eines sogenannten Rein-Ertrages ist hierbei gar nicht zu denken, und dies um so weniger, da, sofern nicht Ungerechtigkeit als das herrschende Prinzip einer Regierung angenommen werden soll (in welchem Falle sie aber allezeit gegen ihr eigenes Bestehen wüthet, und zuverlässig über kurz oder lang über den Haufen geworfen wird), nothwendig zur Gesammtheit des Vereins wieder zurückfließen muß, was

der Verein, eben für die Bedingung seines Gesammt-Fortbestehens, erarbeitet, und der Regierung zur Verwendung für das allgemeine Wohl überantwortet hat.

Daß dies bisher so wenig zur Anschauung gebracht ist, daß die Regierung bisher von den Meisten, als etwas vom Staate Getrenntes, häufig wohl gar als ein den übrigen Genossen feindseliges, ihrem individuellen Wirken hinderliches Prinzip betrachtet ist, daß man sie als einen Schlund angesehen hat, der nur die, den Staatsgenossen unter dem Namen der Steuern auferlegten Lasten und Abgaben (!) an sich nehme, daß man — lächerlicher oder in höchst betrübender Weise — auch für die Regierung wohl nach einem sogenannten Rein-Ertrage gestrebt hat, ohne zu bedenken, daß jeder Rein-Ertrag, bei welchem für empfangene Werthe nicht gleich hohe Gegenwerthe geleistet werden, nur in Unwissenheit oder Uebervortheilung seinen Grund haben kann, daß man zu dem Ende vielfältig von einem Brutto und Netto der Gesammt-Einnahme der Regierung gesprochen, und durch die auf den Grund dieser irrigen Begriffe zugelegten Berechnungen jenen Wahn unterhalten, wo nicht gar vermehrt hat — wem ist das Alles unbekannt?

Aber sollten denn wirklich die Zeiten noch für so fern angenommen werden müssen, wo endlich alle diese und andere irrige Vorstellungen wieder in das Reich der Leerheit und des Nichts, wohin sie gehören, zurückkehren werden? wo man allgemein erkennen wird, daß sofern auch für die Regierung in geistiger Beziehung Einsicht und Gerechtigkeit die Grundlage ihres Bestehens und Wal-

rens ausmachen, ihr nicht, in materieller Hinsicht, etwas als Fundament angewiesen werden kann, was, wenn es nicht geradezu für ein leeres Hirngespinnst erklärt werden soll, in seinem innersten Wesen die Unwissenheit und Ungerechtigkeit selbst an sich trägt, und nur durch diese erzielt werden kann: die Lehre vom sogenannten reinen Ertrage und die darauf zu basirende Steuererhebung? wo namentlich Staatsbuchhalterei ganz das Resultat gewähren wird, was man, wenn sie dieses Namens würdig seyn soll, von ihr verlangen muß, nämlich mit Beiseitlassung der — sofern sie im Mittelpunkt des Staats-Rechnungswesens angewandt werden — nothwendig irreführenden Begriffe von Brutto und Netto, durch Zahl und Wort *) zu zeigen,

einmal, welches Quantum gesellschaftlicher Arbeit, so weit sich deren Werth in Gelde berechnen, und durch die Zahl versinnlichend darstellen läßt, von der Totalität der Staatsbürger, nach den einzelnen Individuen, Klassen, Ortschaften, Kreisen, Provinzen,

---

*) Der Verfasser sagt hier ausdrücklich: durch Zahl und Wort; denn da die Zahl höchstens das Quantitative der in einer Arbeit enthaltenen Stoffe zur Anschauung und Vergleichung bringen kann, so muß das Wort oder die Rede zu Hülfe genommen werden, um den vollen Werth gesellschaftlicher Arbeiten erkennbar zu machen.

Für den Kenner aber wird es keines weitern Beweises bedürfen, daß, wenn bei Führung einer sogenannten Staatsbuchhalterei jene oben angegebenen Ideen nicht die leitenden Grundideen sind, und dieselbe nicht mit klarem Bewußtsein die Beantwortung obiger Fragen ihr letztes Ziel seyn läßt, dieselbe nach unrichtigen, gehaltlosen oder mindestens einseitigen Prinzipien angelegt seyn muß, wodurch sie nicht selten mehr oder weniger in bloße Zahlenzusammenstellungen, wenn nicht häufig gar in eitle leere Zahlenspielereien, sich verliert.

zur Bildung und für die Wirksamkeit der Regierung geleistet sei; und gegentheils,

welches Quantum Regierungsarbeit die verschiedenen Individuen, Klassen ꝛc. der Staatsbürger, als Gegenleistung erhalten haben? Und zweitens nachzuweisen:

in welcher Weise die Leistung von den Staatsbürgern erfolgt sei, oder, welche Steuern, Abgaben und anderweitigen Dienstleistungen entrichtet seien; und

in welcher Weise (durch Sicherheitsanstalten, gemeinnützige Bauausführungen, Rechtspflege, Unterrichtsanstalten u. s. w.) den Staatsbürgern die Gegenleistung von der Regierung gewährt sei? —

In der That, wer da nur könnte, sollte sich bemühen, in dieser Hinsicht zur Verbreitung richtigerer Vorstellungen beizutragen, da die Nachtheile kaum aufzuzählen sind, die dergleichen Ansichten, welche leider nur allzu lange in vielen Köpfen gespukt haben, und zum Theil von angesehenen Lehrern der Staatswirthschaft verbreitet sind und vielleicht noch verbreitet werden, für die Regierung, wie für den ganzen Staatsverein nach sich gezogen haben: Ansichten, die zu eben so falschen Maßregeln in der Steuererhebung verleitet, als die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit gegen dasjenige Prinzip im Staate geschwächt haben — wir meinen die Regierung mit dem Staatsoberhaupt an ihrer Spitze — ohne welches der ganze Verein nicht bestehen, ja, ohne welches eine Staatsgesellschaft gar nicht gedacht werden kann, und dessen Wirkungskreis nichts schöner zu bezeichnen vermag, als die Worte des unsterblichen Königs Friedrich, in einem Briefe an Voltaire:

„Der Fürst ist in Beziehung auf sein Volk, was das Herz in Hinsicht auf den Körper. Das Herz empfängt das Blut aus allen Gliedern und führt es in die äußersten Theile zurück. So empfängt der Fürst die Treue und den Gehorsam seiner Unterthanen, und giebt ihnen dafür Ueberfluß, Ruhe, Wohlfahrt, mit Einem Worte: Alles, was zum Wohl und zum Wachsthum der Gesellschaft beitragen kann.“

A. W.

# Ueber
# den frühzeitigen Hintritt
des
Geheimen Staats- und Finanz-Ministers
# Herrn Fried. Christ. Adolph von Motz.

---

Die Allgemeine Preußische Staats-Zeitung vom 2ten Juli d. J. hat eine Uebersicht von der Beamten-Laufbahn des jetzt verewigten Herrn von Motz gegeben, aus welcher hervorgeht, daß sein fünfjähriges Wirken auf dem erhabenen Posten eines Geheimen Staats- und Finanz-Ministers sehr heilbringend gewesen ist, theils durch die von ihm bewirkte Vereinfachung der gesammten Finanz-Verwaltung und des Kassenwesens, theils durch die Verbesserung des indirekten Steuer-Systems, theils durch die Anordnung einer den Umständen angemessenen, folglich zweckmäßigeren Domainen-Verwaltung, theils endlich durch ein lebhaftes Ergreifen und beharrliches Festhalten der Idee einer Errichtung von Zoll- und Handels-Vereinen mit mehren deutschen Bundesstaaten, z. B. mit dem Großherzogthum Hessen und mit den Königreichen Würtemberg und Baiern.

Wie schätzbar diese Uebersicht auch in jeder Beziehung seyn möge: so läßt sie doch etwas im Dunkel, das aufgehellt zu werden verdient. Dies ist der persönliche Charakter des Verewigten, welcher allzu ausgezeichnet war, als daß man ihn mit Stillschweigen übergehen könnte. Hier

ist also etwas nachzuholen für alle Diejenigen, welche eine Anschauung davon haben, daß ein wohlthätiges Wirken, von längerer oder kürzerer Dauer, seine erste Quelle nur in den Eigenschaften des Mannes haben kann, von welchem es ausgeht. Wenn wir uns diesem Geschäft unterziehen, so geschieht es mit der heiligen Scheu, welche die Wahrheitsliebe unter allen Umständen begleitet. Den Verewigten so darzustellen, wie er im Leben war: dies ist der alleinige Zweck dieser Zeilen. Wir wollen ihm weder etwas leihen, noch etwas nehmen; und hinsichtlich dessen, was wir von ihm auszusagen gedenken, berufen wir uns auf das Zeugniß aller Derjenigen, welche mit ihm in engster Verbindung gestanden haben.

Was bei der ersten Bekanntschaft mit dem Herrn von Motz am meisten auffiel, war die hohe Einfachheit seines Betragens; er affektirte nichts, verhindert, wie wir immer geglaubt haben, durch den Reichthum seines schönen Gemüths, in welchem die Liebe bei weitem den Ausschlag über alles gab, was Zurückhaltung nöthig machen kann. Gab es jemals einen Staatsmann, von welchem sich sagen läßt, er habe sein Genie in seinem Herzen getragen: so war der Verewigte dieser Staatsmann. Nur seine wohlwollenden Gesinnungen waren der Maßstab für seine Ideen; und was in den letzteren Großartiges war, konnte nur Denjenigen auffallen, die ihn in den erstern nicht zu erreichen vermochten. Daher das Vertrauen, das er überall einflößte. Sagen, daß er dabei frei war von jener Schwächlichkeit, welche das Besondere dem Allgemeinen aufzuopfern so geneigt ist, würde nur zur Verkleinerung seines Charakters gereichen: nie verließ ihn sein Ideal, nach welchem

er, gleichsam instinktmäßig, nur nach dem Gerechten und Billigen strebte, und stets darauf bedacht war, wie er Lasten erleichtern wollte, welche aufzulegen seine Bestimmung mit sich brachte.

Wenig verdankte dieser seltene Staatsmann der Schule; desto mehr der eigenen Beobachtung und jener Erfahrung, welche das praktische Leben gewährt. Wäre es erlaubt, in diesem Zusammenhange französisch zu reden: so würden wir sagen, daß das, was man in Frankreich tact de genie nennt, ihm in vollstem Maße beigewohnt habe. Die Klarheit seines Geistes reichte so weit, daß er über sehr Vieles im Reinen war, was Andere mühsam auf dem Wege fremder Abstraktionen zur Anschauung bringen. So war ihm, als Finanz-Minister, gar nicht zweifelhaft, was von der sogenannten Handels-Bilanz zu halten sei; und so war er gleichmäßig über das Vorurtheil hinweg, vermöge dessen man der Ausfuhr den Vorzug über die Einfuhr giebt. Er sah im Gelde nichts weiter, als ein Produkt der gesellschaftlichen Arbeit, gleichen Werths mit jedem andern, für die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse bestimmten Produkte; und indem er den Werth des Handels und des Verkehrs in die anregende Kraft setzte, welche dadurch auf die Arbeit im Allgemeinen ausgeübt wird, blieb er weit entfernt davon, auf Prohibitionen mehr zu halten, als gerade die Umstände und die Macht des Augenblicks es erforderten. So haben ihn alle auswärtigen Staatsmänner kennen gelernt, die mit ihm in Berührung getreten sind: Männer, unter welchen wir hier nur den hessen-darmstädtischen Geheimen Finanz-Rath von Hoffmann, und den Freiherrn von Cotta nennen wollen. Beide mögen aussagen,

wie leicht man sich mit dem Verewigten einigte, sobald es auf eine tiefere Begründung des Menschlichen, des Sittlichen und wahrhaft Politischen ankam.

Ein Umstand, der im Leben des jetzt Verewigten durchaus nicht übersehen werden darf, war, daß er, in der Mitte Deutschlands geboren und erzogen, sehr früh Gelegenheit gefunden hatte, den deutschen Staatskörper nach seinen Gebrechen und Unvollkommenheiten kennen zu lernen; denn gerade in seiner Mitte ist Deutschland am meisten getheilt, um nicht zu sagen, zerrissen. In die Periode der höchsten Geistesthätigkeit des Herrn von Motz fielen alle die großen Ereignisse, welche, anhebend mit dem Kongreß zu Rastatt, und fortgesetzt durch die Säkularisationen der außerordentlichen Reichs-Deputation zu Regensburg, nach dem für Deutschland verunglückten Kriege des Jahres 1805, mit der Stiftung des sogenannten Rheinbundes endigten, durch welchen Deutschland alle Herrschaft über sich selbst verlor und nur noch das Werkzeug eines ehrgeizigen Eroberers seyn konnte. Wie viel Stoff zum Nachdenken für einen Mann, dessen Herz immer für Deutschland geschlagen hatte! Welche Erfahrung für einen Geist, der sich bereits gewöhnt hatte, den Gesetzen der Erscheinungen nachzudenken! Wir glauben mit einiger Sicherheit annehmen zu dürfen, daß das, was der Verewigte, von seinem Eintritt in das preußische Finanz-Ministerium an, für Deutschland gethan hat, dem Keime nach, sich in ihm schon weit früher entwickelt hatte. Die Standhaftigkeit, womit er sich den Forderungen der Enklaven widersetzte, hatte ihren Grund nur in der Ueberzeugung, daß Enklaven sich den Anordnungen und Gesetzen des Staats unterwerfen müssen,

durch welchen sie sind, was sie sind. Im Uebrigen war er weit entfernt, zu glauben, daß die monarchische Einheit, wie sie in den größeren Staaten Europa's angetroffen wird, auch für Deutschland Bedürfniß oder Wohlthat sei. Er war vielmehr der Meinung, daß diese Einheit für Deutschlands Wohlseyn füglich fehlen könne, wenn im Uebrigen nur der Grundsatz wegfalle, daß Nachbar und Feind Synonyma bleiben müssen. Sein herrschender Gedanke war demnach, den Krieg, und alles, was über kurz oder lang den Krieg herbeiführt, durch den freiesten Handel und Verkehr zu ersetzen, und folglich durch das gemeinschaftliche Interesse der verschiedenen Völkerschaften Deutschlands den Frieden unter den Souveränen zu bewahren. Ob dies Mittel großartig gedacht war — wer möchte gegenwärtig noch einen Zweifel darüber hegen?

Die Aufgabe war keine andere, als Deutschland und Preußen in einen so innigen, so unzerreißbaren Zusammenhang zu bringen, daß das Gefühl gegenseitiger Bedürftigkeit keinen Augenblick schweigen könnte; die Lösung dieser Aufgabe aber beruhete auf der Anwendung geläuterter Handelsprinzipien, mit möglicher Schonung derjenigen, die bis auf unsere Zeiten gegolten haben. Wie viel bereits geleistet worden ist, weiß die Welt.

Der Lieblingsgedanke des Verewigten war unstreitig, das angefangene Werk zu beendigen. Doch das Schicksal ist dazwischengetreten. Ob Preußen, ob Deutschland an dem Verewigten *mehr* verloren habe, kann zweifelhaft seyn; was allein nicht zweifelhaft ist, das ist die Vortrefflichkeit der Idee, an welche der Herr von Motz, allen Hindernissen zum Trotz, seine ganze Thatkraft gesetzt hat.

Wird sie untergehen? Viele befürchten es, weil sie ihren Träger verloren hat. Wir, die Wahrheit zu gestehen, befürchten dies nicht, weil ein nur allzu starkes Bedürfniß für ihre Fortdauer spricht. Unersetzbar in seiner Individualität, wird der Herr von Motz einen Nachfolger erhalten, der sein Werk zu Ende führt, ohne der Unsterblichkeit zu schaden, welche der Verewigte sich durch den hochherzigsten Gedanken, der jemals in Beziehung auf Deutschland gedacht und verwirklicht worden ist, erworben hat.

B.

# Untersuchungen
über
die allmählige Entwickelung des preußischen Staats.
(Fortsetzung.)

## Dreizehntes Kapitel.
### Der Kurstaat während der Regierung des Kurfürsten George Wilhelm.

Die zwanzigjährige Periode, in welche die Regierung des Kurfürsten George Wilhelm fällt, ist mit so viel Ungemach und Verderben für die, seit zwei Jahrhunderten unter der Leitung des Hauses Hohenzollern emporstrebende Gesellschaft verbunden, daß man allerdings Mühe hat, diese Erscheinung nach ihren Ursachen zu begreifen; auch sind alle Diejenigen, welche sich, als Geschichtforscher, mit der Lösung dieser Aufgabe beschäftigt haben, ungewiß darüber geblieben, ob sie mehr die persönliche Schwäche des Regenten, oder die verrätherische Gesinnung seines ersten Ministers, des Grafen von Schwarzenberg, anklagen sollen. Was jedoch keinem unserer Geschichtschreiber eingeleuchtet hat, ist, daß es Umstände so überwiegender Macht geben kann,

daß keine menschliche Kraft ihnen gewachsen ist. Erst seit dem Jahre 1828 ist ein Schriftsteller edlen Sinnes aufgetreten, der sich des Grafen von Schwarzenberg gegen die Beschuldigungen angenommen hat, welche, wie Glaubens-Artikel, von einer Generation zur andern forterbten, und die Vorstellung von einem, nur auf das Verderben des ihm anvertrauten Staats hinwirkenden Ministers lebendig erhielten *). Durch diese verdienstliche Arbeit ist für die Aufhellung der brandenburgischen Geschichte viel geleistet worden. Indeß ist hier, wie es scheint, noch eine Nachlese zu halten, welche nicht sowohl den Charakterwerth der Personen, als den eigentlichen Geist des Zeitalters angeht: ein Versuch, dem wir uns um so lieber unterziehen, weil er der Aufgabe entspricht, die wir uns in diesen Untersuchungen gemacht haben, künftige Geschichtschreiber über die vaterländischen Begebenheiten in die rechte Bahn zu führen.

Indem Friedrich der Zweite in seinen „brandenburgischen Denkwürdigkeiten" über den Kurfürsten George Wilhelm urtheilt, drückt er sich folgender Gestalt aus:

„Schwerlich kann man, ohne die Gesetze der Billigkeit zu verletzen, George Wilhelm verantwortlich machen für alles Mißgeschick, das während seiner Verwaltung eintrat. Wenn er Hauptfehler beging, so bestanden sie darin, daß er sein Vertrauen in den Grafen von Schwarzenberg setzte, der ihn verrieth, und der, einigen Geschichtschreibern zufolge, sogar damit umging, sich selbst zum Kurfürsten von

*) Dies ist geschehen durch ein Werk, das den Titel führt: „Beiträge zur Untersuchung der gegen den brandenburgischen Geheimen-Rath Grafen Adam zu Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen," von J. W. C. Cosmar.

Brandenburg zu machen: er war Katholik, hatte es immer mit der Parthei des Kaisers gehalten, und schmeichelte sich um so mehr des kaiserlichen Schutzes, weil die Festungen des Kurfürstenthums dem Kaiser überliefert worden waren, dem die Kommandanten den Treueid geleistet hatten. Vor allem aber muß man diesem Kurfürsten zum Vorwurf machen, daß er vor dem Ausbruch des, seine Staaten verheerenden Krieges nicht ein Korps von 20,000 Mann ausgehoben hatte, das er zu unterhalten im Stande war; diese Truppen würden dazu gedient haben, seine Rechte auf die klevische Erbschaft zu unterstützen, und seine Provinzen mit Erfolg zu vertheidigen. Hätte der Kurfürst sich auf diese Weise gerüstet, so würde weder Mannsfeld, noch der Administrator von Magdeburg es gewagt haben, den Kurstaat, wie sie thaten, zu durchziehen; der Kaiser würde sich bestrebt haben, ihm Beweise von Achtung zu geben; es hätte alsdann auch bei ihm gestanden, ob er der Verbündete oder der Feind der Schweden werden wollte, anstatt der Sklave des ersten Besten zu seyn, der ihm über den Hals kam, wie er es wirklich war. Weil George Wilhelm nicht diese Maßregel nahm, ließ eine seltsame Verwickelung von Konjunkturen ihm keine andere Wahl, als Fehler auf Fehler zu häufen: er war genöthigt zwischen den Kaiserlichen und den Schweden zu wählen, und da er schwach war, so wurden seine Verbündeten zu seinen Gebietern."

Was in diesem Urtheil eines großen Königs über seinen Ahnherrn keinen Zweifel unterliegt, ist, daß, wenn der Kurfürst George Wilhelm die Mittel gehabt hätte, ein stehendes Heer von 20,000 Mann auf die Beine zu bringen

und darauf zu erhalten, besonders aber wenn er mit diesen Mitteln die Eigenschaften eines ausgezeichneten Feldherrn verbunden hätte, die Kurmark vor allen den Schicksalen würde bewahrt geblieben seyn, deren Beute sie wurde. Allein ist in jenem Wenn nicht eine unerfüllbare Bedingung enthalten — unerfüllbar wenigstens für die Zeit, in Beziehung auf welche sie gemacht wurde?

Der Leser erinnert sich der gardenden Knechte, welche Johann Sigismund in den Kurstaat aufnahm, und des Ausgangs, den diese Maßregel hatte; er erinnert sich zugleich der beweglichen Ermahnung, welche eben dieser Kurfürst, vor seiner letzten Abreise nach Preußen, an den Adel seines Landes ergehen ließ. In Beidem ist, wie wir glauben, der vollständigste Beweis enthalten, daß die Schöpfung eines stehenden Heeres zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts Schwierigkeiten unterlag, welche von keinem noch so geübten Verstande überwunden werden konnten. Sind Entdeckungen oder Erfindungen einmal gemacht, so scheinen sie in der Regel so natürlich, daß man sich sogar darüber wundert, wie sie so lange haben ausbleiben können: die Schwierigkeit aber liegt im Machen, so lange dazu nicht alles vorbereitet ist.

Zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts waren die Dinge, die man gegenwärtig Mannszucht, Taktik und Strategie nennt, gänzlich unbekannt; und weil sie dies waren, konnte kein Fürst auf den Gedanken gerathen, sich zum Schöpfer eines stehenden Heeres zu machen, und der belebende Geist desselben zu bleiben. Wohl fühlte man, daß es für die Gesellschaft eines neuen Ordnungs-Prinzips bedurfte, da das, was bis zum sechzehnten Jahrhundert

vorgehalten hatte, kraftlos geworden war. Doch, wie zu diesem neuen Ordnungs-Prinzip gelangen? Sollte es seinen Charakter nicht in der physischen Gewalt haben, so mußte es in der öffentlichen Lehre anzutreffen seyn. Diese nun — was konnte sie leisten, so lange es zweifelhaft blieb, ob der katholischen oder der protestantischen der Vorzug gebühre? — so lange man hierüber mit Erbitterung stritt? — so lange die Kritik die Stelle des Positiven vertrat, und es sich immer nur darum handelte, das Kriterion zu finden, wodurch der Glaube sich vom Aberglauben unterscheidet? — mit Einem Worte, so lange man sich in etwas vereinigen wollte, was keine Vereinigung gestattete? Die christliche Welt hatte durch die Reformation der Kirche ihre Einheit verloren. Zurück konnte man nicht; denn, wie man auch über das, was durch Luther und Calvin geschehen war, urtheilen mochte, immer war es der Ausdruck des Zivilisations-Grades, der die Kirchenverbesserung herbeigeführt hatte. Auf der andern Seite war die Wiederherstellung der früheren Einheit ein Bedürfniß, dem man sich nicht versagen konnte; und hierin lag die Aufforderung zu Gewaltthaten, welche immer nur aus dem Gegeneinanderwirken physischer Kräfte hervorgehen können.

Die Reformation selbst war also die Mutter des langen Krieges, der unter der Benennung des dreißigjährigen bisjetzt nicht aus dem Andenken der Menschen gewichen ist. Kann man nun gleich bedauern, daß der menschlichen Vernunft eine Schwäche beiwohnt, welche nur durch eine lange Reihe der bittersten Erfahrungen zum Gefühl ihrer selbst gebracht werden kann: so muß man doch zugleich eingestehen, daß durch die lange Dauer des eben genannten

Krieges gerade das erworben wurde, was der Gesellschaft Noth that, wenn die gesellschaftliche Ordnung nicht für immer gestört bleiben sollte. Ich bezeichne hier die stehenden Heere als Surrogate einer geltenden Lehre, die in den Gemüthern Aller lebt.

Die bloße Chronologie würde ihre Entstehung rechtfertigen, auch wenn sich keine Ursachen auffinden ließen, welche diese Entstehung als nothwendig darstellen. Vor der Reformation gab es keine stehende Heere, sondern nur Priester und Mönche, welche die gesellschaftliche Ordnung, so gut sie konnten, durch den Glauben an die Macht des Uebernatürlichen bewahrten. Die Reformation führte jenen langwierigen Krieg herbei, dessen Zweck kein anderer war, als die Einheit der Lehre wieder herzustellen. Da dieser Zweck verfehlt wurde, so gebrauchte man das Mittel, wodurch man ihn hatte erreichen wollen, zur Bewahrung der gesellschaftlichen Ordnung. Mit Einem Worte: die Heere wurden stehend (bleibend). Den Typus dazu gab das schwedische Heer. Ludwig der Vierzehnte nahm ihn, nach den Fronde-Unruhen, um so bereitwilliger an, weil Frankreich, hinsichtlich der Lehre, zwischen Katholizismus und Protestantismus getheilt war. Von Frankreich aus verbreitete sich die Idee eines stehenden Heeres nach Westen und nach Osten. Allenthalben erfolgte in den Finanz-Systemen diejenige Abänderung, welche nothwendig war, wenn sich nicht die Erscheinung wiederholen sollte, welche im Brandenburgischen unter Johann Sigismund mit den gardenden Knechten eingetreten war: die Beden hörten nothwendig auf, weil man unabhängig werden mußte von dem guten Willen der Steuerpflichtigen. Was

Johann Sigismund und sein nächster Nachfolger nicht hatten durchsetzen können, wurde nach einer so entscheidenden Erfahrung, wie der dreißigjährige Krieg gegeben hatte, zwar nicht federleicht, doch ausführbar.

Und nach allem diesen behaupten wir, daß es nicht in George Wilhelms Macht stand, ein Korps von 20,000 Mann auf die Beine zu bringen und darauf zu erhalten. Zwar hatte sich das Machtgebiet der brandenburgischen Kurfürsten von 300 Geviertmeilen auf 1444 vergrößert; allein, wie hoch sich die Bevölkerung dieses Flächenraums auch immer belaufen mochte — denn hierüber giebt es keinen Nachweis —: so waren doch die inneren Verhältnisse von einer solchen Beschaffenheit, daß der Landesfürst darüber nichts vermochte. Nicht, daß die privilegirten Klassen noch das gewesen wären, was sie im funfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert waren; allein da ein stehendes Heer immer nur auf Kosten ihrer Vorrechte hätte zu Stande gebracht werden können, so waren sie die natürlichen Widersacher einer solchen Schöpfung, und blieben dies, bis sie, durch die widerwärtigsten Schicksale belehrt, darüber zur Erkenntniß gekommen waren, daß das Unrecht auf ihrer Seite sei . . .

Den Zweck des dreißigjährigen Krieges, so weit er aus dem Wesen der Gesellschaft selbst hervorgeht, glauben wir hinlänglich bezeichnet zu haben. Wir sagen: „so weit er aus dem Wesen der Gesellschaft hervorgeht." Weil dieses in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts sehr wenig gekannt war: so konnten weder die verschiedenen Richtungen, noch die lange Dauer des Krieges ausbleiben. Was ursprünglich ein bürgerlicher gegen das Haus Habs-

burg gerichteter Krieg war, verwandelte sich nach wenigen Jahren in einen Reichskrieg, und aus diesem entwickelte sich ein europäischer Krieg, welcher nur durch die Einwirkungen Frankreichs und Schwedens zum Stillstand gebracht werden konnte. Daß das Haus Habsburg sich gegen den Versuch, es zum Protestantismus hinüberzuziehen, aus allen Kräften sperrte, war ihm von keiner Seite zu verargen, da sein ganzes Ansehn — seine weltbürgerliche Bedeutung möchte man sagen — auf der Beschützung des Katholizismus beruhete, welcher im siebzehnten Jahrhundert das einzige wirksame Band war, wodurch das ungeheure Machtgebiet dieses Hauses zusammengehalten werden konnte *). Nicht zu entschuldigen dagegen ist, daß es, nach Beendigung der böhmischen Unruhen, in der Austilgung des Protestantismus das Mittel zur Vernichtung der deutschen Vielherrschaft und zur Erlangung der Souveränetät von Deutschland gefunden zu haben glaubte; zum wenigsten war dies Mittel nicht geeignet, zu einem bleibenden Ziele zu führen, da die Gesellschaft sich unter allen Umständen nur das gefallen läßt, was sie in ihren Bestrebungen weiter führt, und den von ihr errungenen Civilisations-Grad unterstützet. Das Haus Habsburg scheiterte also nothwendig in seinem Plane, die bedingte Imperatur in eine unbedingte zu verwandeln; und es scheiterte in diesem Plane um so sicherer, weil es, bei der Ausführung desselben, der Einsicht des Jesuiten-Ordens bei weitem mehr vertraute, als der eigenen, die, wie fehlerhaft man

*) Es will nämlich in Anschlag gebracht seyn, daß es von Spanien aus in allen Theilen der Erde herrschte.

sich dieselbe auch denken möge, ihr Korrektiv in den Gesinnungen der Erblichkeit fand.

Es kann nicht unsere Absicht seyn, die Begebenheiten des dreißigjährigen Krieges in diesem Zusammenhange mit irgend einer Ausführlichkeit zu gedenken. Nur in sofern die Erscheinungen im brandenburgischen Kurstaate dadurch bestimmt wurden, und die Regierung des Kurfürsten George Wilhelm ihren Charakter hauptsächlich in ihnen gewann, kommen sie für uns in Betrachtung. Wir übergehen also mit Stillschweigen alles, was bis zum Jahre 1620 in Böhmen vorging, wo seit dem 17. August des abgewichenen Jahres Friedrich der Fünfte, Kurfürst von der Pfalz, zum Könige an der Stelle des von den Jesuiten beherrschten Nachfolgers des Kaisers Matthias gewählt worden war.

George Wilhelm war seinem Vater kaum gefolgt, als er sich nach Preußen begab, um mit diesem Herzogthum belehnt zu werden. Hier stieß er auf Schwierigkeiten, die nicht leicht zu beseitigen waren: die preußischen Stände versagten ihm die Erbhuldigung, weil er kein Lutheraner, sondern ein Reformirter war, und Sigismund der Dritte verweigerte die Belehnung, weil der junge Kurfürst ein Schwager seines Feindes, des Königs von Schweden, war. Die letztere Schwierigkeit zu heben, machte George Wilhelm eine Reise nach Grodno, dem Aufenthalt des Königs von Polen. Dieser, von Schweden her mit einem Kriege bedroht, in welchem er allein auf den Beistand des deutschen Kaisers rechnen konnte, stellte die Bedingung, daß der Kurfürst auf jede Neutralität verzichten, und die Parthei des Kaisers ergreifen sollte. Da nun dies allen Ver-

hältnissen entgegen war, worin George Wilhelm mit Deutschlands Fürsten stand: so blieb die Belehnung verschoben, bis die polnischen Landstände, durch hergebrachte Mittel gewonnen, sich des Kurfürsten bei dem Könige annahmen, und es dahin brachten, daß jener den 18. Septbr. 1621 wirklich zu Warschau belehnt wurde. Die Erbhuldigung der preußischen Stände erfolgte hierauf ohne Widerspruch.

Während George Wilhelm in Preußen verweilte, brachte die französische Staatsklugheit zu Ulm einen Vertrag zu Stande, dessen wichtigster Artikel war: „daß die Union sich jedes Antheils an den böhmischen Händeln begeben, und den Beistand, welchen sie dem neu-erwählten Könige von Böhmen zu leisten gedachte, nicht über die pfälzischen Länder hinaus erstrecken sollte.“ Auf diese Weise war die Sache des Protestantismus von der Sache Friedrichs des Fünften geschieden, und die ganze Macht Baierns und der Liga stand jetzt dem Kaiser gegen die Böhmen zu Gebot. Die Folgen der Ulmer Uebereinkunft offenbarten sich zunächst darin, daß, ehe die Nachricht davon nach Prag gelangen konnte, der Herzog von Baiern in Ober-Oesterreich ankam, wo die bestürzten Stände ohne Zeitverlust ihre Rettung in einer unbedingten Huldigung des Landesherrn suchten und fanden. Unverhindert vereinigte sich, von jetzt an, Maximilian in Nieder-Oesterreich mit den niederländischen Truppen, an deren Spitze der Graf von Bouquoi stand. Jetzt nahe an 50,000 Mann stark, trieb er die böhmischen Truppen, welche in Mähren zurückgeblieben waren, vor sich her, und langte gleichzeitig mit ihnen in Böhmen an. Die Stadt Pisek, welche Widerstand leisten wollte, wurde mit Sturm genommen. Ihr Schicksal bestimmte die zunächst

gelegenen Städte zur Ergebung in den Willen der Sieger. Diese theilten sich, und Pilsen schien der Punkt, wo sie wieder zusammenstoßen würden. Um das gesonderte Heer zu überfallen, eilte der Fürst Christian von Anhalt mit der ganzen böhmischen Macht herbei. Doch Bouquoi erhielt früh genug Verstärkung, und jener Fürst mußte sich damit begnügen, daß er den Marsch des Feindes beunruhigte. — Dieser setzte seinen Weg standhaft fort, bis er bei Prag anlangte, wo er die Böhmen auf dem weißen Berge fand...

Die entscheidende Schlacht erfolgte den 8. Nov. 1620. Vortheile, welche der Fürst von Anhalt zu Anfang des Treffens errungen hatte, gingen durch die Uebermacht des Gegners nur allzu schnell wieder verloren. Sobald die ungarische Reiterei den Rücken gewendet hatte, folgte das böhmische Fußvolk; und in der allgemeinen Flucht wurden nach einer Stunde auch die Deutschen fortgerissen. Aufgestanden von einem schwelgerischen Mahle, sah Friedrich die allgemeine Flucht der Seinigen vom Walle aus. Er ließ das strahöfer Thor öffnen, und vereinigte sich auf diese Weise mit den Fürsten von Anhalt und Hohenlohe. Diese riethen ihm, die Stadt nicht zu vertheidigen, wiewohl der junge Thurn darauf drang, daß man die zerstreuten Kriegsvölker sammeln, die zahlreichen Einwohner Prags bewaffnen und guten Muth behalten sollte, so lange Pilsen noch nicht gefallen sei. Doch Friedrich traute den Bürgern nicht, und hörte auf Anhalts Rath, den Herzog von Baiern um einen Waffenstillstand von 24 Stunden zu bitten. Maximilian wollte nur 8 bewilligen, und auch diese nur unter der Bedingung, daß Friedrich sofort auf Böhmen und die einverleibten Länder verzichte. Jetzt dachte dieser auf die

eiligste Flucht, und rettete sich sogleich nach der Altstadt, um des folgenden Tages von da abzureisen. „Ich weiß nun wer ich bin," sagte er zu denen, die ihm Trost einsprechen wollten; „es giebt Tugenden, die nur im Unglück erworben werden, und nur unter Widerwärtigkeiten erfahren wir Fürsten, wer wir sind."

Friedrich begab sich zunächst nach Breslau, während seine schwangere Gemahlin sich nach der Mark wendete, um in Spandau oder Küstrin einen sicheren Aufenthalt zu finden. Die Tochter des Königs von England hatte Mühe, den Statthalter des Kurfürsten zu einer Aufnahme zu bewegen; so sehr fürchtete dieser den Zorn des Kaisers. „Spandau," so entschuldigte er sich, „liege fünf Meilen von der sächsischen Gränze und enthalte kein einziges Gemach, welches zu einem fürstlichen Aufenthalt dienen könne; Küstrin sei nicht hinlänglich vertheidigt, und die mit Eis belegte Oder könne für die Polen zu einer Brücke werden." Die unglückliche Fürstin sah sich auf diese Weise genöthigt, ihren ersten Aufenthalt zu Frankfurt an der Oder zu nehmen, wo sie so lange verweilte, bis ihr, auf den ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten, auf dem Schlosse zu Küstrin einige Zimmer angewiesen wurden. Hier vereinigte sich ihr Gemahl mit ihr, nachdem er Breslau verlassen hatte. Wie traurig es noch immer um die Kultur und den gesellschaftlichen Verkehr in den Marken stand, geht sehr deutlich aus den Klagen hervor, welche bei dem Kurfürsten über die Bedürfnisse seines Schwagers geführt wurden, der freilich mit einem starken Gefolge ankam: „mit einem Gefolge, so zahlreich, daß die denselben bewilligten Ochsen, Kälber, Hammel und Biertonnen nicht ausreichten."

Sehr bald entstand zu Küstrin eine Theurung, welche der königlichen Familie keine andere Wahl ließ, als sich nach Berlin zu begeben. Auch hier verweilte sie nicht lange, sei es weil ihre Unterhaltung allzu kostbar war, oder weil der Ton, welchen der Kaiser nach der Schlacht am weißen Berge angenommen hatte, allzu starken Schrecken einflößte.

Nach der Wiedereroberung Böhmens, in Folge der Vertreibung der mannsfeldischen Truppen aus Pilsen, so wie der Blutströme, welche zur Genugthuung des aus diesem Königreiche verbannten Jesuiten-Ordens vergossen wurden, vereinigten sich Ferdinand der Zweite und der Herzog Maximilian von Baiern dahin, daß der Kurfürst Friedrich die Kriegskosten bezahlen sollte. Kaum hatte also dieser Kurfürst Böhmen aufgegeben und die Flucht ergriffen, als ihm der Kaiser die Achtserklärung nachschleuderte. Diese umfaßte, außer ihn, den Fürsten Christian von Anhalt, die Grafen von Hohenlohe und von Thurn; wie auch den Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf, weil dieser Schlesien gegen den eindringenden Kurfürsten von Sachsen zu vertheidigen gewagt hatte. Dem Verfahren des Kaisers lag eine unverkennbare Verwechselung der römischen Imperatur mit der deutschen Kaiserwürde zum Grunde. In der goldenen Bulle (diesem Staatsgrundgesetz für das deutsche Reichswesen) war ausdrücklich verordnet, „daß der Kaiser nicht berechtigt sei, einen Kurfürsten, ohne die Einwilligung der gesammten Reichsstände, weder in die Acht zu erklären, noch zu entsetzen.“ Diese Verordnung war gleichsam der Schlußstein des ganzen gesellschaftlichen Gebäudes der Deutschen. Sie übertreten, hieß, die ganze Verfassung Deutsch-

lands über den Haufen werfen, und einen allgemeinen Bürgerkrieg in Gang bringen. Ja, es hieß sogar, sich selbst aller Bürgschaften berauben; denn, da das Kollegium der Kurfürsten die Form war, aus welcher der Kaiser hervorging: so konnte diese Form nicht zerbrochen werden, ohne die Kaiserwürde selbst zu zerstören. Jener große Schiffbruch, womit Heinrich der Vierte, König von Frankreich, Deutschland bedroht hatte, war also auf dem entgegengesetzten Wege herbeigeführt; nämlich durch die Jesuiten, welche für die Ausdehnung ihrer Herrschaft kein besseres Mittel kannten, als die weltlichen Fürsten zu derjenigen Unumschränktheit zu erheben, die sie zu folgsamen Werkzeugen in ihren Händen machten. Nicht weniger als Alles stand auf dem Spiele. Wer sich in diesem allgemeinen Umsturz alles Gesetzlichen retten werde, lag außer jeder Berechnung. Das Einzige, was noch einige Aussicht auf Schonung darbot, war — zuvorkommende Nachgiebigkeit gegen denjenigen, der für den Augenblick im Besitz der Gewaltmittel war; und indem der Graf von Schwarzenberg dies vor allen Uebrigen begriff, war es wohl kein Wunder, daß er das aus Böhmen vertriebene Königspaar mit so viel Kaltsinn und Abneigung behandelte.

Zu diesem Verfahren war der Statthalter des Kurfürsten um so mehr genöthigt, weil er der Gewalt, wenn sie einmal über die Kurmark einbrach, nichts entgegenstellen konnte, was einer Schutzwehr ähnlich sah. Preußen, das im achtzehnten Jahrhundert durch sein stehendes Heer berühmt wurde, wußte in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts durchaus nicht, wie es anzugreifen sei, um zu einem solchen zu gelangen. Der verunglückte Versuch,

den Johann Sigismund mit den sogenannten gardenden Knechten gemacht hatte, wurde zwar im ersten Regierungsjahre George Wilhelms wiederholt; allein er schlug zum zweiten Male fehl. Es wurde nämlich eine Land-Miliz angeworben, die man durch eine Kopfsteuer auf den Beinen zu erhalten gedachte. Die letztere war so angelegt, daß sie alle Klassen der Gesellschaft umfaßte. Ein unverheiratheter Edelmann zahlte sechs Thaler, ein verheiratheter zwei Thaler für sich, einen für seine Frau und zwölf Groschen für jedes Kind. Ein Prediger zahlte einen Thaler für sich und zwölf Groschen für seine Frau, wie sechs Groschen für jedes Kind. Ein Küster gab zwölf Groschen, die Hälfte für seine Frau und zwei Groschen für jedes Kind. Dies ging herab bis zum Futterschneider, welcher sechs, und bis zum Schweinhirten, der drei Groschen zahlen sollte. Diese Besteurung hatte alle die Nachtheile, welche davon unzertrennlich waren. Aus den Soldaten, welche keine bestimmten Standquartiere hatten, wurden sehr bald Bettler; und je lästiger sie als solche waren, desto schneller kam es dahin, daß die Kopfsteuer nicht gezahlt wurde. Wird der Leser es glauben? Das neue Institut löfete sich, gleich im nachfolgenden Jahre, dahin auf, daß man dieser Bettelei einen gesetzlichen Charakter gab. Dies geschah hauptsächlich dadurch, daß man festsetzte, daß jeder Trupp von zehn Mann in jedem Dorfe drei Groschen, ein einzelner Soldat von einem Bauer zwei Pfennige, von einem Kossäthen einen Pfennig erhalten, der Ungenügsame aber mit Prügeln zurückgewiesen werden sollte. In Wahrheit, man gewinnt keine Achtung für die gesetzgebende Einsicht, aus welcher eine solche Anordnung hervorgehen konnte.

Was zur Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Ordnung dienen sollte, verwandelte sich in ein Mittel der Bedrückung; und diese wurde bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Denn, hatten die tapfern Kriegsleute ihre Runde vollendet, so fingen sie von vorn wieder an, und nicht genug, daß ein Schwarm dem andern folgte, gesellten sich zu den Berechtigten noch Landstreicher und Diebe, welche, mit Feuergewehr versehen, alles ertrotzten, was man ihnen nicht gutwillig gab. So entstand aus dem Unvermögen, eine gesellschaftliche Gewalt zu bilden, ein wahrer Bürgerkrieg, dem nur dadurch abzuhelfen war, daß der Kurfürst, nach seiner Zurückkunft aus Preußen, die Berechtigung zu jeder Art von Gegenwehr gegen die Bedrücker ertheilte.

Die Politik des Grafen von Schwarzenberg ist nicht länger räthselhaft, wenn man diese Umstände gehörig ins Auge faßt; denn man entgeht dem Schicksal, Ambos zu werden, immer nur dadurch, daß man sich zum Hammer macht: eine Kunst, worauf man sich in diesen Zeiten um so weniger verstand, weil für Fürsten höheren Ranges das Kriegführen unpaßlich schien. Sofern also der Graf von Schwarzenberg, ohne das Schwert des Brennus in die Wagschale zu legen, irgend etwas für den Kurfürsten zu gewinnen hoffte, mußte er sich in seinen Erwartungen betrogen sehen. Vergeblich protestirte er, nach der Vertreibung des Grafen von Mannsfeld aus Böhmen, gegen die Belehnung des Herzogs von Baiern mit der Kurwürde und den Kurländern Friedrichs des Fünften; diese gesetzwidrige Handlung, von den geistlichen Kurfürsten gebilligt, und von dem, durch die abgetretene Lausitz bestochenen Kurfürsten von Sachsen genehmigt, kam deßhalb nicht weniger

zur

zur Vollziehung. Wie gering der Kaiser den Kurfürsten von Brandenburg achtete, offenbarte sich hauptsächlich in der Konfiskation des Fürstenthums Jägerndorf, aus welchem der Markgraf George Wilhelm, ein Oheim des Kurfürsten, zum Vortheil des Grafen von Lichtenstein vertrieben wurde; denn vergeblich ließ George Wilhelm vorstellen, daß, auch wenn sein Oheim Bestrafung verdient hätte, doch dessen Sohn, nach der deutschen Lehnsverfassung, nicht die Missethaten des Vaters zu büßen habe, und daß, selbst wenn man diesen Punkt unberührt lassen wolle, der Kaiser noch immer nicht berechtigt sei, ein Land zu verschenken, das der Kurfürst Johann Friedrich dem Markgrafen Johann George und dessen männlichen Nachkommen zu seiner Abfindung gegeben habe, das also wesentlich der Kurlinie Brandenburg gehöre, und nach Erlöschung jenes Stammes an diese zurückfallen müsse. Gründe dieser Art verschlugen einem Kaiser nichts, der zur Konfiskation gezwungen war, wenn er die ihm geleisteten Dienste belohnen wollte.

Das sogenannte Restitutions-Edikt, wodurch die Protestanten verpflichtet wurden, alle, seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Kirchengüter an die Katholischen zurückzugeben, war zwar noch nicht erschienen, allein es wurde mit voller Sicherheit erwartet, als die Stände des niedersächsischen Kreises sich zu einer ernstlichen Opposition entschlossen, welche nichts Geringeres bezweckte, als Gewalt durch Gewalt zu vertreiben. Diese Opposition war in sich selbst nichts weiter, als eine Erneuerung jener Union, deren Auflösung zu Ulm erfolgt war. An ihre Spitze trat Christian der Vierte, König von Dänemark, als Herzog von Holstein; seine Verbündeten waren die Herzoge von Braun-

schweig und von Mecklenburg, und der Verweser des Erzbisthums Magdeburg. Zum Kreisobersten gewählt, betrieb der König von Dänemark die Rüstungen mit dem vollen Eifer eines protestantischen Fürsten, der seine Rechte zu vertheidigen gedachte. Es wurden Truppen geworben, Magazine angelegt, Kriegssteuern ausgeschrieben. Bald stand ein Heer von 40,000 Mann schlagfertig da. Man unterhandelte mit England, Holland und Venedig; und keiner dieser Staaten bewies sich abgeneigt von einem Kriege, welcher die Rettung der hergebrachten Verfassung Deutschlands zum Gegenstande hatte. Nur der Kurfürst von Brandenburg und sein Premier-Minister gingen nicht auf dieses Bündniß ein, es sei nun, weil sie es nicht mit Ferdinand dem Zweiten noch mehr verderben wollten, oder weil es durchaus an Mitteln fehlte.

Welches auch die wahre Ursache dieser Unentschlossenheit oder Lauheit seyn mochte: in ihr lagen die Keime zu allen den Schicksalen, welche, vom Jahre 1625 an, Schlag auf Schlag die Kurmark trafen. Offenbar war es, nach wiederhergestellter Opposition, an dem Kaiser, sich zu fürchten. Nicht seinen eigenen Kräften verdankte er, was ihm gelungen war; wohl aber dem Herzog Maximilian von Baiern und der Liga. Wie nun, wenn die erneuerte Union, an deren Spitze der König von Dänemark getreten war, den Feldherrn der Liga, jenen furchtbaren Tilly, der noch keine Schlacht verloren hatte, überwältigte? Wie, wenn die davon unzertrennlichen Rückwirkungen nicht bloß Böhmen, sondern auch die Erblande erfaßten? Wie viel der Kaiser befürchtete, offenbarte sich darin, daß er kein Mittel unversucht ließ, Norddeutschland zur Niederlegung der Waffen

zu vermögen; Unterhandlungen, Ermahnungen, Drohungen und Befehle wurden abwechselnd zu diesem Zweck verwendet. Doch ein verscherztes Vertrauen wird vergeblich zurückgerufen. Der Gedanke daß der Kaiser es nicht ehrlich meine, hatte sich der Köpfe viel zu sehr bemächtigt, als daß seine Worte hätten Eingang finden können; und indem die Norddeutschen ihre Anstrengungen nicht vergeblich gemacht haben wollten, eröffnete sich die Aussicht auf neue Schlachten, auf neue Glückswechsel.

Ehe diese eintraten, stellte sich eine wichtige Betrachtung dar; sie war hergenommen von der Abhängigkeit, worin der Kaiser, als Oberhaupt des Reichs, von dem Herzoge von Baiern, d. h. von einem einzelnen Fürsten stand, der, in Verfolgung seines eigenen Vortheils, sich leicht bewogen fühlen konnte, Ferdinands Angelegenheiten den seinigen aufzuopfern. Auf die Dauer war dies Verhältniß nicht zu ertragen. Schon sah die deutsche Welt den Kaiser mehr in Maximilian von Baiern, als in Ferdinand; und das mit Recht, weil nur derjenige für das wahre Oberhaupt gelten kann, der eine unabhängige Macht ausübt. Sofern es sich aber um eine ansehnliche Heeresmacht handelte, wodurch man allein aus der Abhängigkeit von Baiern hervortreten konnte, gab es in Europa kein Reich, das zur Bildung desselben weniger geeignet gewesen wäre, als Oesterreich in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Nicht, daß es diesem Reiche dazu an den nöthigen Elementen gefehlt hätte; diese besaß es im Ueberfluß. Allein bei der Auflösung, worin Böhmen und Ungarn, ja, im Wiederschlage, selbst die Erblande begriffen waren, fehlte es an allem Uebrigen. In dem Kaiser selbst

war keine Spur von jenem kriegerischen Geiste, der nicht fürchtet, an die Spitze eines Heeres zu treten; diesen hatten die Jesuiten im Keime erstickt, damit er ihnen für ihre Zwecke nicht hinderlich werden möchte. In großer Allgemeinheit hatte sich der österreichische Adel von dem Kaiser abgewendet, so daß auch von dieser Seite aller Gemeingeist wegfiel. Noch schlimmer war, daß die gesellschaftliche Ordnung, aus welcher allein brauchbare Heere hervorgehen können, nicht ein Schatten von dem war, was sie gegenwärtig ist. In der Staatswirthschaft war man noch so weit zurück, daß man sich nicht getraute, bei einer Bevölkerung von mehr als 15 Millionen, auch nur 20,000 Mann auf den Beinen zu erhalten; denn noch mächtiger, als die Privilegien gewisser Klassen, wirkte der Eigennutz der Verwalter dahin, daß der Souverän nie aus der Bedürftigkeit hervortrat: Schmarotzerpflanzen aller Art legten sich an ihn, um Kräfte, die auf das allgemeine Beste hätten verwendet werden sollen, für sich zu benutzen. Hierauf ganz vorzüglich beruhete die Starrheit der Regierung Ferdinands des Zweiten.

Während die kaiserlichen Räthe sich in vergeblichen Entwürfen abmatteten, und immer nur das Einzige nicht begriffen, daß sie selbst die wahre Ursache der politischen Schwäche ihres Gebieters waren, trat ein Mann auf, der sich anheischig machte, die kaiserliche Autorität durch 50,000 Mann zu sichern, wenn man ihm freie Hand lassen wollte. Dieser Mann war ein Unterthan des Kaisers, und konnte, obwohl sehr begütert, nicht einmal zu den Reichsten im Lande gerechnet werden. Sein Name war Albrecht von Waldstein. Entsprossen von einem böhmischen Edelmann,

hatte er sich, nach allerlei Glückswechseln, mit einer alten Wittwe vermählt, durch deren Hintritt er in den Besitz großer Reichthümer gelangt war. Sich auszuzeichnen, hatte er den Krieg, worein der Erzherzog Ferdinand im Jahre 1617 mit den Venetianern gerathen war, mitgemacht, 600 auf seine Kosten ausgerüstete Reiter sechs Monate lang besoldet, und den in seinen Gezelten herrschenden Ueberfluß, so oft ein Mangel eingetreten war, über das ganze erzherzogliche Lager ausgeströmt. So war sein Ruhm aufgeblüht, wiewohl dieser Krieg nicht lange gedauert hatte. In dem Frieden, welcher darauf folgte, hatte Waldstein abwechselnd auf seinen Gütern und in der Hauptstadt der Erbstaaten gelebt: dort, um Geld zu sammeln; hier, um durch die Pracht, womit er sich umgab, zu fesseln. Seinen Zweck um so sicherer zu erreichen, vermählte er sich aufs Neue mit der Tochter des Grafen Harrach, eines Lieblings Ferdinands, der, als Schwiegervater, keine Ursache hatte, die Stimmen zu unterdrücken, welche Waldsteins Lob verkündigten: ein Lob, das er durch seine Theilnahme an der Befreiung Ferdinands aus den Händen des Grafen von Thurn, und später durch seinen Antheil an dem Siege der Kaiserlichen auf dem weißen Berge von Prag, reichlich verdient hatte. Ferdinand der Zweite hatte ihn mit der Herrschaft Friedland in Böhmen beschenkt, an welcher der Fürstentitel klebte. Hierdurch in seinem Ehrgeiz bestärkt, strebte er nach höheren Dingen, zu welchen ihm die Bedürftigkeit und Hülflosigkeit des Kaisers verhelfen sollte.

Was in seinem Anerbieten auch neu seyn mochte: der Gedanke selbst war es nicht; denn Graf Ernst von Mannsfeld und Herzog Christian von Braunschweig hatten vor

ihm gezeigt, wie man Soldatenschwärme um sich her sammeln und auf Kosten fremder Länder unterhalten könne. Allerdings trieb Waldstein dies ins Große; allein konnte er anders, wenn er als Schutzgott des kaiserlichen Hauses auftreten wollte? Das Einzige, was von seinem Anerbieten abschreckte, war die Bedingung, daß die Bildung des Heeres, vor allem aber die Anstellung der Offiziere, ihm ausschließend überlassen bleiben müsse; denn durch die Annahme dieser Bedingung entsagte der Kaiser jeder Gewalt über das Waldsteinsche Heer, und wurde im Grunde eben so abhängig von seinem Feldherrn, als dieser es von ihm hätte seyn sollen. Doch, außerdem, daß Waldstein nur dann etwas auszurichten vermochte, wenn seine Offiziere seine Kreaturen waren, zog man in Betracht, daß hierin das Mittel enthalten sei, große Summen zu ersparen. Zuletzt entschied nichts so sehr, als Waldsteins Ausspruch: „Weßhalb will man mir nicht jede Zahl bewilligen, die ich für nöthig erachte? Nicht mit 20,000 Kriegern halte ich die Länder, wohin ich komme, zinsbar, wohl aber mit 50,000.“

Die ungemeine Geisteskraft dieses Kondattiere zeigte sich in der schnellen Bildung seines Heeres. Kaum waren ihm einige böhmische Kreise zu Werbeplätzen angewiesen, als sein, den Kriegsmännern wohlbekannter Name, Menschen aller Völkerschaften und Nationen um ihn her versammelte. Er hatte die Auswahl; allein er beschränkte diese auf den Offizierstand, den er aus lauter Männern zusammensetzte, die ihm von Seiten ihrer Einsicht und Tapferkeit bekannt waren. Je weniger er sich nun bei diesen Anstellungen irrte, desto schneller erwuchs sein Heer zu einem

Körper, in welchem Alles so gegliedert war, daß er mit Leichtigkeit die Seele des Ganzen seyn konnte. Die Zurückhaltung, womit er sprach, verbunden mit seinem übrigen Betragen, machte ihn zu einem dämonischen Wesen, das über Alles gefürchtet wurde. Er ließ es weder an Nahrungsstoff für den gemeinen Soldaten, noch an Aufmunterungen für die Offiziere fehlen; dafür aber verlangte er blinden Gehorsam und Unerschrockenheit. Nichts verzieh er weniger als Feigheit, und Todesstrafe war ihr Lohn, wo er sie auch entdecken mochte. Wenn seine lange Gestalt, mit hoher Stirn und finsterer argwöhnischer Miene, sich durch die Gassen des Lagers bewegte, dann fühlten selbst die stärksten Seelen sich von einem geheimen Grauen befallen. Und nicht wenig wurde diese Schreckensgestalt durch den Anzug gehoben. Von seinem Huthe hing eine rothe Feder herab; sein Halskragen war nach spanischer Weise gekräuselt; Hosen und Mantel von Scharlach, der Reiterrock von Elensleder, die Leibbinde roth. Im Gefühl seiner Bestimmung hatte er diese Farben gewählt. Diese Bestimmung war, Gewalt zu üben; ein Gedanke, der ihm stets gegenwärtig blieb.

Im Herbst des Jahres 1625 brach Waldstein aus Böhmen hervor, um sich dem Kriegsschauplatze zu nähern. Seine Bestimmung war, sein Heer mit den Truppen der Liga zu vereinigen, um in Gemeinschaft mit dem baierschen General Tilly den König von Dänemark zu schlagen. Statt dessen verweilte er im Halberstädtischen und Magdeburgischen, erwartend, daß Tilly werde durch Uebermacht erdrückt werden. In Kriegen entscheidet, bei gleichen oder beinahe gleichen physischen Kräften, der Verstand, womit

diejenigen, denen die oberste Leitung dieser Kräfte anvertraut ist, sie zur Vernichtung des Feindes benutzen. Nun fehlte es Christian dem Vierten, nachdem Mannsfeld sich an ihn angeschlossen hatte, zwar nicht an hinreichenden Angriffsmitteln; allein er verstand sich nicht auf den Angriff. Hätte er seine ganze Macht zusammengezogen um Tilly zu erdrücken: so würde er durch einen starken Schlag auf den ligniſtischen Feldherrn die Wahrscheinlichkeit gewonnen haben, auch dem kaiserlichen zu widerstehen. Doch, anstatt mit geballter Faust zu Werke zu gehen, gestattete er, daß Christian von Braunschweig und Bernhard von Weimar sich in Westphalen lagerten, und daß Mannsfeld sich nach der Elbe ziehen durfte, um in Vereinigung mit dem General Fuchs, die Kaiserlichen an dem Uebergang über diesen Strom zu verhindern. Aus dem Lübeckschen und Lauenburgischen rückten beide ins Mecklenburgische, setzten bei Bauzen über die Elbe und drangen so in die Mark-Brandenburg, welche, beim Mangel aller Widerstandsmittel, sich den Forderungen der Heerführer unterwerfen mußte. Glücklicherweise ging dieser Sturm bald vorüber. In der Bewegung selbst geschah gerade das, was Waldstein wünschte. Ein sehr wichtiger Paß für Mannsfelds Absichten, welche sich auf eine Vereinigung mit Bethlem Gabor bezogen, war die Brücke bei Dessau, von dem Waldsteinschen Obersten Altringer besetzt, während sich Waldstein selbst zur Seite ausdehnte. Als nun Mannsfeld den 16. April 1626 auf die vor der Brücke angelegten Schanzen losstürmte, sah er sich sogleich von dem kaiserlichen Feldherrn im Rücken angegriffen. Zwar warf ihm Mannsfeld seine Reiterei entgegen; da jedoch die Waldsteinsche überlegen war, so

blieb nichts weiter übrig, als den Rückzug mit einem Verlust von 3000 Todten zu erkaufen. Da dieser Rückzug durch einen Theil der Mark erfolgte: so wurde diese aufs Neue der Schauplatz der Verheerung, und zwar auf eine doppelte Weise: einmal nämlich durch die Forderungen der Generale Christians des Vierten, die, weil der Kurfürst ihnen den ohnmächtigen Widerstand des Obersten Kracht entgegenstellte, nur um so schonungsloser zu Werke gingen; zweitens durch die Ausschreibungen Waldsteins, der zwar versprochen hatte, „daß er die Mark, auch wenn sie nur mit einem seidenen Faden umgeben wäre, nicht berühren wollte," jetzt aber sich mit der Nothwendigkeit der Verfolgung entschuldigte.

Wie Mannsfeld, von Waldstein verfolgt, genöthigt war, seine Truppen zu entlassen, und sein Geschütz und Kriegsgeräth zu verkaufen, und wie er, noch in demselben Jahre (1626), in Bosnien endigte, ist aus den umständlichern Beschreibungen des dreißigjährigen Krieges hinreichend bekannt. Die Auftritte, welche dieser rastlose General in der Mark veranlaßt hatte, wurden bald durch andere verdrängt. Christian der Vierte sah sich am 27. Aug. 1626 im Braunschweigischen, wohin er sich vor der überlegenen Macht des liguistischen Feldherrn zurückgezogen hatte, bei dem Dorfe Lutter am Barenberge von Tilly angegriffen und nach einer standhaften Gegenwehr geschlagen; und diese Niederlage wurde für die Mark-Brandenburg eben so verderblich, wie für die Herzoge von Braunschweig und Lüneburg, welche, gleich Hessen, genöthigt wurden, jede Gemeinschaft mit den Feinden des Kaisers aufzugeben und den Freunden desselben Durchmarsch und Vorschub zu bewilligen.

Als Gebieter des Weserstroms trieb Tilly die Dänen von einer Stellung in die andere; und da einzelne Abtheilungen in die Mark flüchteten, so wurden sie auch hier verfolgt. Die Truppen des liguistischen Feldherrn besetzten zu Anfang des Jahres Brandenburg, Rathenau, Perleberg und Havelberg, und forderten monatlich nicht weniger, als 8079 Thaler in Geld, 1654 Ochsen, 158 Winspel Roggen und 3185 Tonnen Bier. So lautet zum wenigsten die Angabe der Chroniken-Schreiber, die, wenn sie genau ist, den vollständigsten Beweis giebt, daß die Kräfte der Mark, wenn man sie zur Vertheidigung zu benutzen verstanden hätte, hingereicht haben würden, jedes Ungemach von diesem Lande abzuwenden. Die beklagenswerthe Lage desselben ins Auge fassend, bewog der Kaiser den Kurfürsten George Wilhelm nicht bloß zur Anerkennung der Kurwürde des Herzogs von Baiern, sondern auch zur Vereinigung seiner schwachen Waffen mit denen des Kaisers und seiner Bundesgenossen. Die Absicht des Kurfürsten war, seinen Unterthanen Erleichterung zu verschaffen. Doch, wie viel fehlte daran, daß diese wirklich erfolgt wäre!

Die Seele des Krieges war in dieser Periode Waldstein, der, indem er seine Bahn verfolgte, weder des Kaisers, noch der Jesuiten achtete. Er hatte den aus Schlesien vertriebenen Verweser des Erzstifts Magdeburg bei Friedberg in der Neumark geschlagen, als er sich an Tilly anschloß, und gemeinschaftlich mit ihm nach Holstein aufbrach, um den König von Dänemark zur Niederlegung der Waffen zu zwingen. Kaum zur Ueberzeugung gelangt, daß er dies durch eigene Macht bewirken könne, beredete er den liguistischen General zum Rückmarsch nach der Weser,

um sich den Holländern zu widersetzen, von welchen gesagt wurde, daß sie den Dänen zu Hülfe eilten. Jetzt wieder sich selbst überlassen, verfuhr Waldstein mit einem Ungestüm, das nur vom Glück gerechtfertigt werden konnte. Das Herzogthum Holstein ward in kurzer Zeit seine Beute, bis auf die Festung Glückstadt, wohin sich Christian der Vierte rettete. Weiter strebend nach Schleswig und nach Jütland, schlug der siegreiche General alles nieder, was sich ihm widersetzte; und als das Meer entgegen trat, da ließ er, wie die Sage lautet, glühende Kugeln gegen dasselbe schleudern. Umgeben von einer Kriegsmacht, die am Schlusse des Jahres 1627 sich, nach beglaubigter Abschätzung, auf 100,000 Mann belief, konnte er nicht umhin, sich die Frage vorzulegen, wie er, als Beweger einer so großen Macht, sich Gegenstände dafür schaffen wollte. Leicht waren die Herzoge von Mecklenburg verdrängt. Hierüber entstand in Waldstein der Gedanke, die Reichsständische Macht in Deutschland abzubrechen, und den Kaiser zum unumschränkten Gebieter über Deutschland zu machen; wobei er, ohne Zweifel, die Hoffnung hegte, daß er, als Beschützer der kaiserlichen Autorität, um so herrlicher hervortreten werde, je weiter er das Machtgebiet seines Herrn verbreiten würde. In diesem Geiste mißhandelte er die deutschen Reichsstände, nicht einmal verschweigend, „daß er sich berufen fühle, die Kur- und Reichsfürsten zu dem Range spanischer Granden herabzudrücken.“ Unter den nichtigsten Vorwänden quälte er den Herzog von Pommern und den Kurfürsten von Brandenburg, die ihm selbst ihre Hauptstädte einräumen mußten, damit er bequemere Winterquartire haben möchte. Wir wollen hier nicht wiederholen,

was in den Chroniken von Waldsteins unmäßiger Verschwendung ausgesagt wird; welche Uebertreibungen die Zeitgenossen sich auch erlaubt haben mögen: immer ist so viel ausgemacht, daß mit dem, was von den Unterthanen des Landes geleistet werden mußte, kein Wohlstand bestehen konnte. Am entscheidendsten spricht ein Schreiben des Kurfürsten an den Kaiser, worin es heißt: „Mancher Kreis muß monatlich über 20,000 Gulden bezahlen, Berlin allein 10,000 Gulden; die Felder liegen unbebaut, weil man dem Bauer Pferde und Spannvieh nimmt; viele hundert Häuser sind verlassen, weil die Bürger wegen Armuth und Bedrückung entfliehen."

Die Lage des Kurstaats trieb um so sicherer zur Verzweiflung, weil sich das Ende des Elends, dessen Beute er geworden war, nicht absehen ließ; denn, wenn die Zurückführung des verdrängten Katholizismus das einzige Mittel zur Wiederherstellung des Friedens war, so ließ sich mit Bestimmtheit vorhersagen, daß die Jesuiten und ihr Werkzeug, der deutsche Kaiser, nie an das Ziel ihrer Wünsche gelangen würden. Glücklicherweise lag die Rettung in der Eigenthümlichkeit des Mannes, der sich stark genug fühlte, den Kaiser unabhängig zu machen von dem guten Willen der Reichsfürsten. Bei der Durchführung dieses Entwurfs blieb die Frage übrig: was aus dem Feldherrn werden sollte, der sich einem so verhaßten Geschäft unterzog; diese Frage aber führte geradesweges in die Bahn des Ehrgeizes und des persönlichen Eigennutzes zurück. Unstreitig kamen fremde Einflüsterungen zu Hülfe: Einflüsterungen, die, wie feindselig ihre Absicht auch seyn mochte, ihre Wirkung nicht verfehlen konnten bei einem Manne, der,

wie Waldstein, vermöge seiner astrologischen Träumereien, an eine in den Sternen selbst geschriebene Bestimmung glaubte. Der kaiserliche Feldherr fing also an, von den Rechnungen zu reden, welche er, wegen der Erhaltung seines Heeres, an den Kaiser zu machen habe. Nicht als ob es ihm damit ein Ernst gewesen sei, sondern bloß, um einen Wunsch vorzubereiten, durch dessen Erfüllung seine persönliche Größe gesteigert würde.

Für einen Hof, zu dessen Eigenthümlichkeit im siebzehnten Jahrhunderte vor allen Dingen gehörte, daß er nicht aus dem Kampf mit dem Gelde kam, war das Wort „Rechnung" ein Schreckenswort. Ferdinand und seine Räthe fühlten sich also schon sehr erleichtert, als Waldstein, nach einiger Zeit, den unterpfändlichen Besitz der mecklenburgischen Herzogthümer für seine dem Kaiser gemachte Vorschüsse forderte. Seinen Zweck erreichte er hauptsächlich durch die Jesuiten, die, indem sie die ungemeinen Verdienste des Feldherrn priesen, zugleich die Nothwendigkeit einer auffallenden Härte gegen einen einzelnen Reichsfürsten geltend machten, damit die übrigen von jeder Widerspänstigkeit abgeschreckt werden möchten. Von einem Kaiser, welcher Verdienste, die man sich um seine Person erworben hatte, mit fremden Eigenthum zu bezahlen für ein Vorrecht seiner Würde hielt, nicht bloß zu einem Herzog von Mecklenburg, sondern auch zu einem Fürsten von Sagan erhoben, erschien Waldstein nicht lange darauf mit bedecktem Haupte vor dem Kaiser zu Prag; und diesem Auftritte folgte die Huldigung der Mecklenburger.

In dem Wesen des Ehrgeizes aber liegt die Unersättlichkeit. Als Herzog von Mecklenburg faßte Waldstein den

kühnen Gedanken, sich an den Gestaden der Ostsee ein Königreich zu erwerben, das Umfang und innere Stärke genug hätte, um sich durch eigene Kraft zu vertheidigen. Nichts wünschte er glühender, als vor Kopenhagen zu liegen, und es zu beschießen. Zu diesem Endzweck ließ er sich vom Kaiser zum Admiral ernennen. Alle seine Gedanken waren auf die Herbeischaffung einer Seemacht gerichtet; und da er, um seine Größe zu genießen, Zeit ersparen mußte, so knüpfte er Unterhandlungen mit den Seestädten an, die er durch die Vorspiegelung, daß er den spanischen Handel in ihre Hände bringen wolle, für sich zu gewinnen hoffte. Doch die einfache Erklärung der Seestädte war: „daß sie die Potentaten, so auf dem Meere mächtig wären, sich nicht zu Feinden machen dürften"; und sobald Waldstein das Schimärische seines Entwurfs begriffen, und die Nothwendigkeit von Bündnissen für die Aufrechthaltung seiner neuen Würde eingesehen hatte, stand er selbst von jenen Unterhandlungen ab, und suchte die Freundschaft des Königs von Dänemark, den er noch soeben mit völligem Untergange bedroht hatte. Pommern, dessen uralte Dynastie dem Aussterben nahe war, betrachtete er schon jetzt als eine Provinz des von ihm zu bildenden Staats; und je weniger Stralsund fehlen durfte, desto eifriger war er darauf bedacht es in sein Machtgebiet zu ziehen. Da dies nur durch eine förmliche Eroberung zu bewirken war: so übertrug er dies Werk dem Feldmarschall Johann George Arheim, während er sich selbst nach Böhmen begab. Nun wendete sein Stellvertreter zwar alles an, was Gewalt und List vermochten; doch die Tapferkeit der Bürger, die Stärke der Festungswerke, die offne Zufuhr von der Meeresseite,

vor allem aber die Unterstützung der Könige von Dänemark und Schweden zogen die Belagerung in die Länge, und als Waldstein aus Böhmen zurückgekehrt war, konnte er die Drohung, „daß Stralsund, auch wenn es mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, sein werden müsse," so wenig durchführen, daß er, nach einem Verluste von mehr als 12,000 Mann, die vor dieser Stadt ihr Grab gefunden hatten, nicht ungern abzog, um den König von Dänemark zu schlagen, der sich bei Wolgast wider ihn verschanzt hatte.

Dieser kurze Krieg endigte mit einer Friedensunterhandlung, welche, nachdem der Friede wirklich zu Stande gebracht war, eine neue Reihe von Begebenheiten für Deutschland und die Mark-Brandenburg herbeiführte.

(Fortsetzung folgt.)

# Staatswirthschaftliche Aphorismen.

(Fortsetzung.)

* *
*

Zivilisation, Maschinen-Wesen und zunehmende Bevölkerung sind drei gesellschaftliche Erscheinungen, die sich untereinander bedingen.

Darf unter Zivilisation nichts anders verstanden werden, als Entwickelung des menschlichen Geistes und Entwickelung der Einwirkung des Menschen auf die Natur; mit andern Worten: sind die Wissenschaften, die Künste, die Betriebsamkeit (das letzte Wort in dem ausgedehntesten Sinne genommen) die Elemente, aus welchen die Idee „Zivilisation" zusammengesetzt ist: so begreift man ohne Mühe, wie ein höherer Grad derselben nur dadurch möglich wird, daß es nicht an Werkzeugen fehlt, wodurch der Mensch vollständiger auf die Natur einwirken kann. Schon Bacon von Verulam hat in seinem neuen Organon die Bemerkung gemacht: „daß weder die bloße Hand, noch der sich selbst überlassene Verstand viel auszurichten im Stande sei, und daß alles durch Werkzeuge und Hülfsmittel vollendet werde, deren der Mensch nicht weniger zu geistigen Verrichtungen, als zu Handarbeiten bedürfe." In Wahrheit, was entscheidet über den Vorzug des einen Volks vor dem andern? Nichts weiter, als die Fülle der Mittel, die ihm zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zu Gebote stehen; die Fülle dieser Mittel aber wird ewig abgeschlossen

seyn

seyn in der Zahl und Wirksamkeit der Maschinen, wodurch es seine Kraft nicht etwa verdoppelt, sondern verhundertfacht, vorausgesetzt, daß dieser Ausdruck den Kraftzuwachs hinreichend bezeichnet, der durch den Gebrauch der Maschinen errungen wird. Da wiederum in den Maschinen die Kraft liegt, das Produkt der Arbeit (was auch immer der Gegenstand derselben seyn möge) zu vervielfältigen und der Erwerbung zugänglicher zu machen: so ist klar, daß Maschinen den unmittelbarsten Einfluß auf die Bevölkerung eines Landes üben; denn, sofern es in aller gesellschaftlichen Thätigkeit sich zuletzt immer nur um die Erzeugung von Daseins-Mitteln handelt, wird sich größere Bevölkerung immer nur da antreffen lassen, wo diese Mittel in der größten Fülle und Zugänglichkeit vorhanden sind.

Die Erfahrung bestätigt dies in allen Vergleichungen, die man anstellen kann. Was fehlt dem Neu-Holländer zu einem Europäer? Hätte jener alle Werkzeuge des letztern (woraus schon ganz von selbst folgt, daß er denselben Gebrauch davon machen würde): so würde er sich von ihm nicht wesentlich unterscheiden, und anstatt gegenwärtig seinen Hunger durch Spinnen und Eidexen zu befriedigen und in jeder anderen Beziehung auf das Nothdürftigste beschränkt, und eben deßwegen wenig zahlreich zu seyn, dasselbe gesellschaftliche Phänomen darbieten, das in den zivilisirtesten Ländern Europa's hinsichtlich der Bevölkerung angetroffen wird.

* * *

Bereichert sich ein Land, d. h. vermehrt es seine Produktions-Mittel: so vervielfältigen sich die Menschen in demselben. Aus dieser Thatsache hat man häufig die Folgerung gezogen, daß, um ein Land zu bereichern, die Zahl der Menschen vermehrt werden müsse. Man hat also in der obigen Erscheinung die Wirkung zur Ursache gemacht. Daraus ist ein zweiter Fehlschluß entstanden. Man hat nämlich geglaubt, daß, um ein Land zu bevölkern, man die Ehen begünstigen und den Vätern zahlreicher Familien Belohnungen verheißen müsse. So versprach Ludwig der Vierzehnte den Vätern, welche zehn Kinder groß ziehen würden, Pensionen; und noch größere solchen, die zwölf Kinder aufzuweisen hätten. Nun läßt sich zwar nicht läugläugnen, daß Prämien Einfluß auf die Bevölkerung gewinnen können, selbst in Familien, welche die vorgeschriebene Zahl nicht erreichen; allein, wenn gleich Aufmunterungen dieser Art die Geburten vermehren können: so folgt daraus noch nichts für ihre Güte und Angemessenheit. Um Menschen, d. h. nützliche Glieder der Gesellschaft zu erhalten, genügt es nicht, daß man viele Kinder in die Welt eintreten läßt; denn hierdurch entsteht immer nur eine Zunahme an Elend und Sterblichkeit, wenn man nicht zugleich die Summe der Daseins-Mittel vermehrt: ein Ding, das in keines Monarchen Gewalt steht, weil es das Produkt vieler Geistesthätigkeiten ist, die ihr Fundament in vorangegangenen Entdeckungen und Erfindungen haben. In Wahrheit, zum Leben wird noch mehr erfordert, als bloßer Nahrungsstoff. In den meisten Klimaten ist die Kälte eben so furchtbar, wie der Hunger; und wem es an Mitteln zur Bekleidung und Erwärmung gebricht, der geht eben so

rettungslos unter, wie der, dem es an Nahrung fehlt. Wie viel Kinder und Greise, wie viel Kranke und Genesende sterben, weil sie sich nicht vor einem strengen Winter bewahren können! Schmutzige Lumpen und die verderbte Luft enger Zimmer verkürzen die Tage sehr Vieler, denen es nicht an Brod und Nahrungsstoff fehlt.

Die Bevölkerung kann bis zu einem gewissen Punkte wachsen, ohne daß die Daseins-Mittel sich vermehren. Für diesen Fall müssen diese sich jedoch theilen. Was zum Lebensunterhalt zweier Personen verschiedenen Geschlechts hingereicht hat, kann mehre am Leben erhalten; aber werden sie noch mehr, als vegetiren? Jene hatten zu ihrem gewöhnlichen Aufenthalt ein geräumiges Zimmer, erwarben sich gesunde Nahrung, und waren mit anständiger Kleidung und ausreichendem Hausgeräth versehen. Vier bis sechs Personen werden dieselbe Wohnung überladen; das Eine Bette wird wegfallen und alle werden auf Strohsäcken liegen; sie werden sich mit Lumpen bedecken; sie werden außerdem schlecht genährt seyn, und nicht selten die Qualen des Hungers empfinden. Es giebt einen Zwischenzustand, der das Dasein vom Tode sondert: dies ist der Zustand der Entbehrung.

Es kann also eine Zunahme in der Bevölkerung Statt finden, ohne daß man in den Daseins-Mitteln eine entsprechende Zunahme wahrnimmt. Allein welchen traurigen Anblick gewährt ein solcher Zustand der Dinge! Ist er noch mehr, als ein Anwuchs von Elend und Schmerz, wenn er nicht einer von Lastern und Verbrechen ist?

Jede Zunahme der Bevölkerung, welche nicht von

einer Zunahme der Daseins-Mittel herrührt, wird selbst dann beklagenswerth bleiben, wenn sie die Produktionen vermehren sollte. Neue Bedürfnisse werden den Vater nöthigen, seine Kraft zu erschöpfen, um seine Familie zu ernähren; die Kinder selbst werden zur Arbeit angehalten werden, ehe ihre Kräfte sich entwickelt haben: allein, was daraus auch für die Produktion hervorgehen möge, immer wird Elend und Sterblichkeit dadurch nicht vermindert werden. Wenn der Amerikaner Everet sagt: „die Hinzugekommenen vermehren die Nachfrage, allein sie sorgen zugleich dafür, daß diese befriedigt werden kann:" so ist dies für Europa nur zur Hälfte wahr, und in Amerika, d. h. in den Vereinigten Staaten dieses Erdtheils, ist es nur dadurch ganz wahr, daß in einem neuen Lande Natur und Gewerbe unablässig die Mitwirkung neuer Arbeiter heischen.

* * *

Mit gewissen Statistikern behaupten zu wollen, „daß in Europa's Hauptstaaten die Menschenzahl sich genau um 1½ Prozent vermehre, heißt, sich lächerlich machen. Gewisse Exempel können sehr richtig gerechnet seyn, ohne daß ihr Resultat die mindeste Wahrheit enthält. Wer behaupten will, daß sich, innerhalb eines gegebenen Umkreises, die Menschenzahl jährlich um 1½ Prozent vermehre, macht sich anheischig zu beweisen, daß die Daseins-Mittel jährlich um eben so viel zunehmen, daß folglich auch die Betriebsamkeit mit Allem, was ihr zum Grunde liegt, um 1½ Prozent wachse; und da dieser Beweis nicht zu führen

ist, weil der Gegenstand, als durchaus immateriel, sich jeder Berechnung entzieht, so ist jene Angabe schwerlich noch mehr, als eine Rodomontade. Entsteht die Frage: was hält die Bevölkerung in Schranken? so läßt sich darauf keine andere Antwort geben, als: „die größere oder geringere Fülle der vorhandenen Daseins-Mittel.“ Nun kann man zwar unter Daseins-Mittel nichts Anderes verstehen, als „alle die Dinge, welche den Bedürfnissen der Gesellschaft abhelfen;“ allein wie mannichfaltig verschieden sind diese Bedürfnisse nach Klimaten und angenommenen Gewohnheiten, sowohl einer ganzen Nation, als besonderer Klassen in derselben!

In den nördlichen Klimaten sind Bekleidung und Obdach für die Erhaltung des Daseins eben so nothwendig, als Nahrung. Von rohem Fleische zu leben, wie die Tartaren, würde in zivilisirten Ländern unmöglich seyn. In den höheren Klassen der Gesellschaft und unter denen, welche auf Erziehung und Bildung Anspruch machen, würde Jeder, der sich mit Haderlumpen bekleiden und Armen-Suppe essen sollte, sich für verloren halten. Alles demnach, was in den verschiedenen Ländern, und in den verschiedenen Klassen eines jeden Landes für Lebensnothdurft gilt, darf als Daseins-Mittel der Bevölkerung betrachtet werden. Je nach der Quantität dieser verschiedenen Daseins-Mittel, über welche jede Klasse der Nation zu gebieten hat, vermehrt oder vermindert sich diese Klasse. Sobald nun, in irgend einer Klasse der Gesellschaft, die Daseins-Mittel eine Vermehrung erleiden, vervielfältigen die natürlichen Ursachen, deren Bestimmung die fortschrittliche Vermehrung der Menschen ist, die Zahl derselben bis zu dem

Punkt, wo die Mittel dieser Klasse verschlürft sind; und wenn diese Mittel sich über die Mehrheit der Klassen ausdehnen, noch weit mehr aber, wenn sie sich über alle Klassen verbreiten, ist die Bevölkerung eines Landes im Zunehmen.

* * *

Aus den beiden unbestreitbaren Sätzen, „daß die Bevölkerung eine Tendenz nach fortschrittlicher Zunahme hat," und „daß sie nicht über die Schranken ihrer Daseins-Mittel hinaus kann," darf man den dritten Satz herleiten: „daß die Bevölkerung eines Landes immer nur durch ihre Produkte beschränkt wird." Die Produktion ist demnach das Maß der Bevölkerung; wobei sich aber ganz von selbst versteht, daß das stärkere oder schwächere Bedürfniß dabei in Anschlag gebracht werden muß; denn da z. B. der Chinese von weniger Produkt leben kann, als der Engländer, so wird dieselbe Quantität Produkt auf die Bevölkerung beider Völker ganz verschieden einwirken.

Der Leser wird nicht unbemerkt lassen, daß hier von Produkten im Allgemeinen die Rede ist, nicht von gewissen Produkten insbesondere, z. B. von Körnern. Wollte man sagen, „ein Volk sei in demselben Maße zahlreicher, worin es mehr Körner, sich zu nähren, hervorbringt, so würde man die Wahrheit nicht auf seiner Seite haben. Die Erfahrung würde entgegen seyn. In Polen wächst auf einer Quadratmeile bei weitem mehr Korn, als in Holland; und doch leben in Polen auf einer Quadratmeile bei weitem nicht so viel Menschen, als in Holland. Fragt

man, wie dies zugehe? Der einfache Grund ist, weil der Boden Hollands, obgleich minder fruchtbar an Körnern, ein größeres Total an Produkten gewährt. Der Werth dessen, was er hervorbringt, dient zum Ankauf dessen, was er nicht hervorbringt. Nicht also das eine oder das andere Produkt begünstigt die Bevölkerung, wohl aber die Produktion im Allgemeinen.

Vielleicht wird man die Frage aufwerfen: wie es möglich sei, daß eine Produktion von Leinwand, auch wenn sie einen höheren Werth in sich schließet, Korn ersetzen könne, dessen Bedürfniß in weit größerer Allgemeinheit gefühlt wird?

Die Sache erklärt sich auf folgende Weise:

In dem gewöhnlichen Laufe der Dinge sind die Bedürfnisse einer gegebenen Bevölkerung den Produzenten sehr wohl bekannt; ihr Vortheil aber bringt nichts so sicher mit sich, als sie genau zu kennen, so wie auch alle Veränderungen, welche damit vorgehen können. Dinge, für welche kein Bedürfniß spricht, herbeizuschaffen oder zu fabriziren, gereicht ihnen eben so sehr zum Nachtheil, als Dinge, welche nur in geringer Quantität verbraucht werden, in großer Quantität vorräthig zu haben. Der Preis jedes Gegenstandes, verglichen mit den Produktions-Kosten desselben, belehrt beständig über die Beschaffenheit der Gegenstände, die am meisten gesucht werden, weil ein stärkeres Bedürfniß dazu treibt. Vergütet also der Preis einer Elle Leinwand die Produktions-Kosten, und vergütet der Preis eines Scheffels Roggen dieselben nicht: so wird man Leinwand hervorbringen, aber nicht Roggen; denn es würde eine baare Thorheit seyn, trotz dieser Anzeige zu verlangen,

daß die Gesellschaft ein stärkeres Bedürfniß nach Roggen, als nach Leinwand empfinden solle. Der Preis eines jeden Produkts, verglichen mit den Produktions-Kosten, ist also für die Produzenten die stärkste Aufforderung zur Hervorbringung dessen, was nützlicher ist; denn die Gewinne einer Produktion heben sich in demselben Maße, worin der Preis der Waare, verglichen mit den unumgänglichen Produktions-Kosten, höher steigt.

Doch die Vergleichung der Produktions-Kosten geht nicht bloß von Produkt auf Produkt; sie findet auch Statt in den verschiedenen Weisen, sich ein und dasselbe Produkt zu verschaffen. In Holland giebt es zwei Arten, Korn hervorzubringen. Die eine besteht darin, daß man ein Feld zur Seite des Verzehrers bestellt; die andere darin, daß man das Korn von Danzig, oder sonst woher, kommen läßt. Der Produzent vergleicht die Produktions-Kosten auf alle Weise, und entscheidet sich für die, welche am mindesten kostspielig ist. Wenn, nach dem Danziger Kornpreise, ein mit Roggen besäeter Morgen Landes, nach Abzug der Kosten 12 Thaler einträgt, und derselbe Morgen Landes, mit Leinsamen bestellt, 18 Thaler bringt: so wird er mit Leinsamen bestellt werden, und mit diesen 18 Thalern wird der Besteller ein Drittel mehr Roggen kaufen, als er hätte erzeugen können, wenn er seinen Morgen mit Roggen bestellt hätte. Und hierin zeigt sich, daß, wenn man das Verhältniß der Produktion zur Bevölkerung kennen lernen will, man sich sehr verirren würde, Falls man sich mit der Beschaffenheit der Produkte befassen wollte. Dies ist die Sache der Bevölkerung selbst, und die Leichtigkeit des Austausches bewirkt, daß sie auf nichts weiter Bedacht zu nehmen hat,

als wie sie gewinnen will, da der produzirte Werth gerade das verschafft, wofür das Bedürfniß am stärksten spricht. Hinsichtlich eines ganzen Volks kann man sich also mit nichts Anderem befassen, als mit der Summe seiner Produktionen; und es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß in jedem Lande die Zahl der Einwohner gerade um so viel steigt, als die Total-Produktion dieses Landes es gestattet, und daß es unmöglich ist, hierüber hinauszugehen. Was zufällige Leiden, wie Kriege, ansteckende Krankheiten u. s. w. verändern, kommt aus dem sehr einfachen Grunde nicht in Betracht, weil die entstandenen Lücken sehr bald wieder ausgefüllt werden.

Zu bemerken ist hierbei, daß der Satz: „die Bevölkerung des Landes erreicht immer die Höhe, welche die Produkten-Quantität des Landes gestattet," identisch ist mit dem Satze: „die Bevölkerung eines Landes steigt nach Maßgabe des Einkommens desselben." Denn was ist das Einkommen eines Landes? Nichts anders, als die Summe der Produkte, welche im Austausch der hervorbringenden Dienste sämmtlicher Produzenten gewonnen wird. Sagt man: „die Produktion richtet sich nach den herrschenden Bedürfnissen," so darf darunter nichts weiter verstanden werden, als „daß Jeder, um so angenehm wie möglich zu leben, sein Einkommen solchen Dingen zuwendet, welche *seine* Bedürfnisse am meisten befriedigen."

In dieser Anschauung darf es selbst an Ersparnissen nicht fehlen; denn, was zurückgelegt wird, vermehrt die Kapitale, diese aber werden auf eine Weise verbraucht, daß sie sich wieder erzeugen, d. h. sie ernähren die Produzenten. Verzehrt man sein Kapital, so lebt man davon, und die

Bevölkerung wird für den Augenblick nicht verändert; da jedoch ein verzehrtes Kapital nicht mehr für die Produktion arbeitet, so nehmen die Produkte im nächsten Jahre ab, wofern man nicht durch verbessertes Verfahren das ersetzt, was man an den Kapitalen weniger gewinnt. Die Möglichkeit, vermöge des Austausches ein Produkt gegen das andere umzusetzen, bewirkt, in den Zeiten des Mangels, die Aushülfe oder Zuflucht, einen Theil des, in günstigen Zeiten zusammengebrachten Mobiliars gegen genießbare Dinge umzusetzen. Werthe, welche zu einem ganz andern Zweck gesammelt wurden, werden alsdann auf Nahrungsmittel verwendet. Für ein sehr dürftiges Volk fällt freilich diese Hülfsquelle weg. Wir wissen daher auch, daß ein Hindu, welcher nichts besitzt, als seine Erdhütte und eine Bekleidung von Baumwolle, die nur wenige Groschen kostet, den Zeiten des Mangels nie widersteht, während, im Jahre 1812, die Armen unter den Holländern sich dadurch aus der Noth der Theurung halfen, daß sie das Entbehrliche verkauften, und zum Theil sogar ihre Wohnungen abtrugen, um von dem Verkauf der Baumaterialien zu leben.

* * *

Die Gränze der Bevölkerung ist zwar immer gegeben: sie ist nämlich in den Fortschritten der Produktion vorhanden. Da jedoch diese Fortschritte keine erkennbare Gränze haben: so läßt sich durchaus nicht sagen, ein Land sei nur ausreichend für so und so viel Hunderttausende oder Millionen. Vermehrt sich, in Folge neuer Entdeckungen oder Erfindungen, die Summe seiner Produkte, so wird sich

auch seine Bevölkerung vermehren. Nur weil man dies bisher so wenig begriffen hat, ist man zu dem Gedanken verführt worden, daß es vortheilhaft seyn könne, die Zahl der Ehen zu beschränken. Das Wahre in der Sache ist, daß die Ehen sich in eben dem Maße vermindern, worin die Bevölkerung über ihre natürliche Gränze hinauszugehen droht.

Hierüber sind in England sehr merkwürdige Beobachtungen gemacht worden. Im Jahre 1760 betrug die Bevölkerung Englands (mit Einschluß von Wales) nur 6,736,000 Seelen, und bei diesem ihren Stande wurden 57,848 Ehen geschlossen, so daß auf 116 Personen eine Ehe kam. Bekanntlich ist die Bevölkerung Englands seitdem immer im Wachsen geblieben. Im Jahre 1821 betrug sie, nach Sir James Eleland, mit Ausschluß Schottlands, 12 Millionen Einwohner. Dabei hatten die Ehen sich je mehr und mehr vermindert. Im Jahre 1770 gab es nicht mehr, als eine auf 118 Einwohner; im Jahre 1780 eine auf 123, und im Jahre 1821 nur eine auf 134. Man kann diese Enthaltung eine Furcht der Ueberlegung nennen, und als eine solche wirkt sie unstreitig dahin, die Bevölkerung der Staaten der Produktion derselben anzupassen. Da sie jedoch von dem Stande der Daseins-Mittel einer jeden Familie hervorgerufen wird: so sind die Daseins-Mittel zuletzt doch das Einzige, was die Bevölkerung beschränkt. Die Hindernisse einer schrankenlosen Bevölkerung könnte man in abwendende und in unterdrückende eintheilen. Jene sind wirksam in den Familien der Vornehmen, die sich wenig vermehren, weil ihre Einkünfte fast immer hinter ihren Bedürfnissen zurückbleiben.

Durch diese wird die Bevölkerung auf den ihr gebührenden Satz zurückgebracht, wenn der Unverstand der Individuen oder auch die Aufmunterung der Regierung, die Entwickelung der Gattung über die von der Produktion vorgeschriebene Gränze hinausgeführt haben. Gewaltsam wird sie alsdann in die rechten Schranken zurückgeführt; und dies geschieht durch die große Sterblichkeit der unbemittelten Klassen in unsern Hospitälern, welche man als Anstalten betrachten kann, worin sich der verkannte Wille der Natur ausspricht.

* * *

Wenn gewisse Schriftsteller die fast stationäre Bevölkerung, welche man bei alten Nationen wahrnimmt, lieber den zufälligen Krankheiten, den Verbrechen und Verderbtheiten, die sich bei zahlreichen Völkern einstellen, zuschreiben, und folglich läugnen möchten, daß der Mensch mit seiner Reproduktions-Kraft über das Maß der Daseins-Mittel hinausgehen kann: so vergessen sie, daß, auch bei alt-ziviliſirten Nationen, die Bevölkerung wächst, so oft sich die Produktion vermehrt, und sie vergessen zugleich, daß, wenn in der menschlichen Zeugungskraft nicht das Vermögen läge, über die Produktion hinauszugehen, sie auch nicht das Vermögen haben würde, die durch große Kalamitäten (wie Krieg, Hungersnoth und Pest) entstandenen Lücken in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum wieder auszufüllen.

In den Jahren 1709 und 1710 wüthete in Preußen eine Pest, welche ein volles Drittel der Bevölkerung weg-

raffte. Das nun, worauf man sich gefaßt hielt, war, daß die übrig gebliebenen zwei Drittel der Bevölkerung im Jahre 1711 weniger Kinder in die Welt setzen würden, als die frühere ganze Bevölkerung. Was geschah?

Man lese, was Süßmilch in seinem Werke: „die göttliche Ordnung des menschlichen Geschlechts u. s. w." betitelt, diesen Gegenstand betreffend, aufgezeichnet hat.

In dem Jahre, welches der Pest voranging, hatte sich die Zahl der Geburten auf die runde Summe von 26,000 gestellt; und in dem Jahre, welches auf der Pest folgte, erhob sie sich auf 32,000 Geburten.

Man könnte sich verführt fühlen, anzunehmen, daß die Niedergeschlagenheit, die Muthlosigkeit, der Kummer über den Hintritt so vieler geliebten Personen die Lust zu Heirathen verdrängt haben müsse. Ganz und gar nicht. Im Jahre 1708, das der Pest voranging, betrug die Zahl der neu-gestifteten Ehen 6000. Wie viel aber betrug sie im Jahre 1711, das auf die Pest folgte? Nicht weniger als 12,000. Und dabei muß bemerkt werden, daß die hinzugekommenen Ehen zu den 32,000 Geburten, welche in demselben Jahre Statt fanden, nur sehr wenig beitragen konnten, wie gut auch immer der Wille seyn mochte.

In demselben Zeitraum sank, sobald die Pest zu wüthen aufgehört hatte, die Zahl der Verstorbenen von 16,000 — so viel hatte sie früher betragen — auf 10,000 herab. Ganz natürlich, weil die Sterblichkeit in einer um ein Drittel verminderten Bevölkerung abnehmen muß! Das Verhältniß der Geburten zu den Sterbefällen stellte sich also nach überstandener Pest so, daß auf 100 Sterbefälle 320 Geburten kamen. Ein Verhältniß, welches die Fortschritte

der blühendsten Länder, zu welchen wir besonders die Nordamerikanischen Freistaaten rechnen, bei weitem übertrifft, woraus man aber mit großer Sicherheit folgern darf, daß in jeder gegebenen Gesellschaft das Bestreben liegt, den einmal errungenen Zivilisations-Grad mit allem, was sich in Daseins-Mitteln und Bevölkerung daran knüpft, so schnell als möglich wieder zu gewinnen, wenn er, vermöge einer unwiderstehlichen Einwirkung, gesunken ist. Süßmilch bemerkt auch noch, daß in der Folge die Zahl der neugeschlossenen Ehen abgenommen habe; und wer möchte daran zweifeln, daß dies wirklich der Fall gewesen sei, da sich die Bevölkerung aufs Neue der Gränze näherte, welche die Produktion des Landes in den Daseins-Mitteln gab? Um, vom Jahre 1711 an, gleichen Schrittes vorzugehen, hätten die neuen Ehen unterstützt werden müssen von einer Reihe neuer Entdeckungen und Erfindungen, deren jede die Produktion vermehrt hätte: ein Fall, der kaum denkbar ist bei der Trägheit des menschlichen Geistes, so oft es neue Entdeckungen und Erfindungen gilt, und bei der Geneigtheit des Menschen überhaupt, sich in seinen Gewohnheiten gleich zu bleiben.

Was zu Anfange des abgewichenen Jahrhunderts in Preußen geschah, ist keine so vereinzelte Thatsache, daß sich nicht eine Menge ähnlicher anführen ließen, wenn man sich die Mühe geben wollte, sie in den übriggebliebenen Dokumenten der Vergangenheit aufzusuchen. Die Pest, welche London im Jahre 1666 verheerte, war eine von den fürchterlichsten, deren die Geschichte gedenkt; gleichwohl waren 15 Jahre später alle, von ihr verursachten Lücken reichlich ausgefüllt, alle ihre Spuren ausgetilgt. Nach der Pest,

welche 1720 zu Marseille wüthete, bemerkte Messence in den provenzalischen Ehen eine auffallend größere Fruchtbarkeit; und dieselbe Erscheinung wird von andern Schriftstellern bestätigt. Wie oft ist Ostindien von einer Hungersnoth heimgesucht worden, ohne daß die Bevölkerung dieses Landes darunter gelitten hat! Haben Natur-Konvulsionen, wie vulkanische Ausbrüche, Erdbeben und Ueberschwemmungen, der Wiedererzeugung der Werthe nicht geschadet, d. h. haben sie die Bevölkerung nicht in ihrer ersten Quelle angegriffen: so sind ihre zerstörenden Wirkungen immer sehr vorübergehend gewesen. Nichts, wie es scheint, kann das menschliche Geschlecht, wie auch alle übrigen organischen Wesen, verhindern, allenthalben die Vollständigkeit zu gewinnen, welche seine Daseins-Mittel gestatten; Mittel, unter welchen die Möglichkeit, Nahrungsstoff, es sei auf dem Wege des Ackerbaus oder des Handels zu erhalten, die erste Rolle spielt. Hierin sind gegenwärtig wohl Alle einverstanden, welche die gesellschaftlichen Phänomene zum Gegenstande eines ernsten Studiums gemacht haben.

* * *

Es kommt nichts destoweniger in diesem Zusammenhange darauf an, ein System zu beleuchten, in welchem Wahres und Falsches auf eine sehr geistreiche Weise durcheinander gemischt ist; ich bezeichne hier das Werk des Engländers Malthus, das den Titel führt: „Versuch über das Prinzip der Bevölkerung.“

Den besten Aufschluß über die Entstehung dieses Werks findet man, wenn man mit dem Inhalt eines anderen

Werks bekannt ist, das den Titel „Kaleb Williams“ führt. Urheber desselben war Godwin, ein brittischer Philanthrop, welcher, unzufrieden mit den gesellschaftlichen Einrichtungen seines Vaterlandes (in denen er die Quellen aller Laster und Verbrechen sah) sich von seiner Einbildungskraft zur Schöpfung eines neuen Utopiens hinreißen ließ, worin er selbst die Ehe und das Eigenthum als verderblich bezeichnete. Godwin's Werk, nicht viel mehr als eine bloße Träumerei, machte starken Eindruck auf die Gemüther seiner Landsleute; denn auf die große Menge wirkt man nie stärker ein, als wenn man sie mit Chimären unterhält. Der Wunsch, diesen Eindruck auszulöschen, gab Herrn Malthus die Feder in die Hand. Doch anstatt sich in den Kreis des Naturgesetzlichen zu stellen, der seinem Gegner fremd geblieben war, bekämpfte er die Chimären desselben durch Hypothesen. Vielleicht war dies Mittel nicht übel gewählt; nur daß die Wahrheit dabei nicht gewinnen konnte. Was Godwin als reizende Landschaft dargestellt hatte, dasselbe schilderte Malthus als furchtbaren Abgrund; und indem es nicht an Lesern fehlte, die sein Werk mit großem Vergnügen lasen, gewann dieses den Kredit, den es bei Vielen bewahrt hat, die, gleich den Kindern, mit schaudervollen Mährchen unterhalten seyn wollen.

Die Grundlagen des Systems, das Herrn Malthus seine Entstehung verdankt, sind folgende:

„Wird die Bevölkerung durch kein Hinderniß aufgehalten, so verdoppelt sie sich wenigstens alle fünf und zwanzig Jahre; und auf diese Weise wächst sie, von einer Periode zur andern, in geometrischer Progression. Ganz anders verhält es sich mit den Subsistenz-Mitteln. Die

gün-

günstigste Voraussetzung, die man hinsichtlich ihrer Zunahme machen kann, ist, daß jede Periode von fünf und zwanzig Jahren dem Boden-Produkt eine Quantität hinzufügt, welche dem vorhandenen gleich kommt. Die Subsistenz-Mittel vermehren sich also nur in einer arithmetischen Progression. Das menschliche Geschlecht wächst, wie die Zahlen 1, 2, 4, 8, 16, 32 u. s. w.; die Subsistenz-Mittel wachsen wie die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6. Nach zwei Jahrhunderten würde sich also die Bevölkerung zu den Subsistenz-Mitteln verhalten, wie 256 zu 9; nach drei Jahrhunderten wie 4096 zu 13 u. s. w. Man sieht hieraus, daß zwei so unverhältnißmäßige Gesetze des Wachsthums und der Zunahme das menschliche Geschlecht in einen Abgrund von Elend und Verderben stürzen."

Es fehlt jedoch nur allzu viel daran, daß das Verhältniß, so wie es hier gestellt ist, der Wirklichkeit entsprechen sollte. Man könnte sich bei Herrn Malthus sogar dafür bedanken, daß er in dem einen Theil seiner Hypothese so gemäßigt gewesen ist; denn er abstrahirt ja von allem, was nöthig ist, um, unabhängig von den Subsistenz-Mitteln, zu leben, und er beschränkt sich darauf, die Bevölkerung nur alle 25 Jahre zu verdoppeln, anstatt dies Wunder alle 15 oder 12 Jahre zu Stande kommen zu lassen, da es doch auf dem Gebiet der amerikanischen Freistaaten Theile giebt, wo die Menschenzahl auf eine so erstaunliche Weise zunimmt, ohne daß die Einwanderung daran den mindesten Antheil hat. Frankreich ist ein Land, das 32 Millionen Einwohner hat. Nach der Berechnung des Herrn Malthus würde es, nach einem Jahrhundert, nur 1200 Millionen haben, während es, bei einem noch vor-

theilhafteren Ansatz, 8 Milliarden und 192 Millionen Seelen in 96 Jahren haben könnte. Doch wozu die Beispiele in bekannten Ländern suchen, wenn nur von der Schnelligkeit die Rede ist, womit die Zahl der Menschen wachsen kann, sobald ihrer Vervielfältigung kein Hinderniß im Wege steht? Selbst in dem so fruchtbaren Amerika stößt die Zunahme der Bevölkerung auf Hindernisse: Krankheiten, Leidenschaften, physische und moralische Ursachen aller Art hemmen die Ausbreitung der Menschengattung auf diesem jungfräulichen Boden. Alle Uebertreibungen, die wir zur Sprache gebracht haben, werden zu furchtsamen Ansichten, wenn man einmal voraussetzen will, daß es für die Vervielfältigung der Menschen kein Hinderniß giebt. Hypothesen dieser Art können die Erwartungen eines Godwin zu Boden schlagen; aber selbst der Schatten der Nützlichkeit weicht von ihnen, wenn man das kennen lernen will, was auf der Erde vorgeht.

Malthus „Ideen von den Subsistenz-Mitteln" sind nicht minder hypothetisch. Indem es ihm darauf ankam, die Menschenzahl ungebührlich zu vermehren, beliebte es ihm, die Masse der Nahrungsmittel in desto engere Gränzen einzuschließen. Wie wäre er sonst dazu gekommen, die Subsistenz-Mittel eines Volks auf die Nahrungsstoffe seines Territoriums zu beschränken? Norwegen, Holland, Genf u. s. w. beziehen, Jahr für Jahr, Getreide aus der Fremde; und nicht genug, daß Herr Malthus die Mittel, wodurch jene dies bewirken, nicht hätte aus der Acht lassen sollen, hätte er, nachdem er die Menschen so stark vervielfältigt hatte, nach eben so günstigen Voraussetzungen berechnen sollen, wieviel die Vervollkommnung der Trans-

port- und Tauschmittel dereinst den Nahrungsstoffen hinzufügen kann, welche der heimische Boden liefert; die einzigen, die seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben.

Die Grundlagen, welche Herr Malthus seinem Systeme gegeben hat, taugen also nichts; sie sind eben so gut Kinder der Fantasie, wie die Chimären des Philantropen Godwin, und will man die Wahrheit erkennen, so muß man die Region des Chimärischen verlassen, und in das Gebiet des Wahren herabsteigen, wo zugleich das Anwendbare und Nützliche anzutreffen ist.

* * *

Was in dem Verhältniß der Daseins-Mittel zur Bevölkerung allein der Wahrheit gemäß ist, ohne daß man je dahin gelangen wird, es durch eine mathematische Formel auszudrücken, läuft darauf hinaus: „daß, während die größere oder geringere Fülle der Daseins-Mittel der nothwendige Maßstab der Bevölkerung ist, der in dieser rastlos wirksame Schöpfergeist nur dahin strebt, die Summe der Daseins-Mittel zu vermehren, daß folglich die menschliche Zeugungskraft, wie unabhängig sie auch scheinen möge, stets abhängig ist von dem Zivilisations-Grade, den eine gegebene Gesellschaft erreicht hat. Wie viel Hunderte von Jahrtausenden verflossen sind, ehe das menschliche Geschlecht, unter anhaltender Beobachtung der Reproduktions-Gesetze, dahin gelangt ist, von Körnern zu leben, läßt sich nicht mehr ausmitteln; alles aber spricht dafür, daß die Fortschritte, die es zu diesem Ziele machte, höchst langsam waren.

Soll eine ackerbauliche Produktion Statt finden, so bedarf es dazu freilich solcher Ländereien, die der Kultur fähig sind; wie wenig ist jedoch mit diesen gegeben! Es bedarf der Werkzeuge zur Bestellung des Ackers; es bedarf ferner einer stätigen Betriebsamkeit und aller der Vorschüsse, welche gemacht werden müssen, wenn Ernten Statt finden sollen; und damit die Betriebsamkeit sich entwickele und die Kapitalien angehäuft und angelegt werden können, bedarf es endlich der beschützenden Institutionen. Warum zählt China auf die deutsche Quadrat-Meile 2 bis 3000 Ewr., während die Halbinsel Malaca, welche unter einem nicht minder günstigen Himmelsstrich gelegen ist und einen höchst fruchtbaren Boden hat, nur eine sehr schwache Bevölkerung aufweisen kann? Die Ursache ist keine andere, als daß die Malaien das Räuberhandwerk treiben, und daß die Art von Regierung, der sie den Vorzug geben, durchaus nicht geeignet ist, auf die Anhäufung von Vorräthen und Kapitalien hinzuwirken. Der Mangel an beschützenden Institutionen setzt hier der Betriebsamkeit, und namentlich der ackerbaulichen, die Gränze; aus der mangelhaften Produktion aber geht die mangelhafte Bevölkerung hervor. Man ist aber nicht einmal zu der Behauptung berechtigt, daß Produktion und die davon abhängige Bevölkerung nur in solchen Ländern beschränkt werden, wo der Mangel an einer regelmäßigen Regierung die Anhäufung der Kapitalien und jede große Betriebsamkeits-Unternehmung verhindert. Die höchst fruchtbare Ukraine ist einer regelmäßigen Regierung unterworfen, hat deßwegen aber bei weitem nicht die Bevölkerung, welche sie haben könnte; die Feudal-Institutionen verhindern die vortheilhafteste Be-

stellung des Bodens. Wie viele andere Ursachen wirken gleichmäßig dahin, daß ein an sich fruchtbares Land nicht die Bevölkerung erhält, die es tragen kann! Was ist ein Ackerbau, der nicht unterstützt ist von allen möglichen Arten der Betriebsamkeit; und wie viel fehlt daran, daß diese sich entwickeln können, wenn es etwa an Brennmaterialien, an Kanälen, an freier Kommunikation zu Wasser und zu Lande mangelt! . . .

* * *

Indem man jedes Land, und in demselben alle Oertlichkeiten einer Erforschung dieser Art unterwirft, kommt man leicht zu der Entdeckung der wahren Ursache, weßhalb der größte Theil der bewohnbaren Erde noch jetzt nicht die Bevölkerung hat, welche seiner Fruchtbarkeit entspricht. Im Alterthum, wo die Gewerbe eben nicht zahlreich waren, konnte die Bevölkerung immer nur schwach seyn; und was uns auch in den übrig gebliebenen Denkmälern jener Periode von der Anhäufung des menschlichen Geschlechts auf einzelnen Punkten erzählt werden möge, so ist der Unglaube, der sich an diese Erzählung knüpft, um so mehr gerechtfertigt, weil in den Angaben alles auf ungefährer Abschäzzung beruht, die nur einen sehr geringen Werth hat. Die ewigen Kriege, von welchen in der Geschichte der Griechen und Römer die Rede ist — was zeigen sie zuletzt an? Nichts mehr und nichts weniger, als den Mangel an Produktion. Man raubte, was man zu erwerben sich nicht getraute. Alle Römergröße beruht zuletzt darauf, daß dies unproduktive Volk den Raub in ein System gebracht hatte,

das nicht eher aufgegeben wurde, als bis ihm die Konstruktion des Erdballs unüberwindliche Hindernisse in den Weg legte. Wenn in unseren Tagen Invasionen von anderen Beweggründen herrühren: so läßt sich kein anderer Grund dafür auffinden, als daß, durch die Ausbildung des Gewerbes, die Summe der Produkte sich dergestalt vermehrt hat, daß durch den Austausch derselben das Fehlende gewonnen wird. Der Handel ist also an die Stelle des Krieges getreten; und was man mit Wahrheit sagen kann, ist, daß die Fortschritte in der Zivilisation in demselben Maße werden gesichert werden, worin dies Phänomen immer vollständiger erkannt wird.

* * *

Hat man sich zu einer richtigen Anschauung von dem Prinzip der Bevölkerung erhoben, so begreift man, wie diese, selbst unter scheinbar nachtheiligen Umständen, wachsen kann. Die französische Umwälzung bildet eine Epoche, wo Frankreich mit seinen Kolonien seinen auswärtigen Handel verloren hatte, und in seinen Kontinental-Kriegen nur durch die Aufopferung sehr starker Menschen-Massen obsiegen konnte. Wie kam es nun, daß unter so ungünstigen Bedingungen seine Bevölkerung sich nicht verminderte? Die Ursache war, daß die inneren Produktionen, sie, die bei weitem die wichtigsten sind, durch die freie Betriebsamkeit, so wie durch die Thätigkeit begünstigt waren, welche der Volkseifer entwickelte. Die Müssiggänger hatten das Land verlassen; die arbeitenden Klassen gaben sich größeren Anstrengungen hin; man brachte mehr hervor, und welche

Thränen auch die Menschenverluste den Mitfühlenden kosten mochten: so konnten diese Verluste doch nicht den Zuwachs verschlürfen, dessen jede Bevölkerung fähig ist, wenn sie von der größeren Masse der Produkte unterstützt wird *). Man darf hinzufügen, daß der Zuwachs noch weit bedeutender gewesen seyn würde, wenn er bis zum Jahre 1814 nicht durch schlechte Gesetze und durch eine gleich schlechte Verwaltung gehemmt worden wäre; denn die Verwaltung ist immer schlecht, wenn sie für das, was sie nimmt, nicht etwas zurückgiebt, das als Entschädigung betrachtet werden kann . . .

Nicht selten haben gute Gesetze die Kraft, die Zahl der Bewohner eines Landes auf eine beispiellose Weise zu vermehren. So hat die Aufhebung der Erbunterthänigkeit und des Zunftwesens in neuerer Zeit allenthalben, wo dergleichen erfolgt ist, auf eine bessere Vertheilung der Reich-

*) Napoleons Kriege waren sehr mörderisch, und sie wurden es vorzüglich dadurch, daß er seine Heere in allen Jahreszeiten und unter allen Himmelsstrichen biwakiren ließ, d. h. daß er die Zelte verwarf. Bekanntlich bob er nicht selten in einem einzigen Jahre 300,000 Rekruten aus. Nun wohl, wenn von dieser Anzahl kein Einziger den Beschwerden, Entbehrungen und Zufällen des Krieges entronnen wäre, so würde eine Bevölkerung von 30 Millionen noch immer den Verlusten gewachsen geblieben seyn, die ihr von Seiten des Krieges zugefügt werden konnten. Denn, wenn eine so starke Bevölkerung jährlich 1,200,000 Sprößlinge hervorbringt, von welchen nur ein Viertel für den Krieg verbraucht wird: so ist, vorausgesetzt, daß diese Sprößlinge gedeihen, der Krieg nicht so zerstörend, daß ein Land von 30 Millionen Einwohnern, nach einem 22jährigen, noch so zerstörenden Kriege, nicht über 53 Millionen Einwohner zählen sollte. Und hieraus folgt ganz von selbst, daß es eine noch weit stärkere Macht, als den Krieg giebt, um der Bevölkerung eine Gränze zu setzen.

thümer und durch diese auf eine verstärkte Bevölkerung hingewirkt; die Betriebsamkeit ist von den Banden befreit worden, welche sie in früheren Zeiten einschnürten, und was den Geist entwickelt, dient immer auch zur Vermehrung der Volkszahl.

Zu den verschiedenen Ursachen, welche im Alterthum die Bevölkerung danieder hielten — Ursachen, unter welchen die allgemein verbreitete Sklaverei den ersten Rang einnimmt — gehört auch die, daß die Nahrungsstoffe in jener früheren Periode weder in der Fülle noch in der Mannichfaltigkeit vorhanden waren, worin sie gegenwärtig angetroffen werden. Wie viel fehlte den Völkern des Alterthums dadurch, daß sie auf bloßen Körnerbau beschränkt waren, und eine so unschätzbare Frucht, wie die Kartoffel ist, gar nicht kannten! Und wie verhielt es sich überhaupt mit ihrer Betriebsamkeit in Vergleich mit der gegenwärtigen? Was konnte sie seyn? Zugegeben, daß ihr Ackerbau in einem hohen Grade vervollkommnet war — von wie wenig Früchten, Gemüsen und nützlichen Thieren, welche erst in den drei letzten Jahrhunderten bekannt geworden sind, konnten sie Gebrauch machen! Was sie ihrem Akkerbau nicht unmittelbar verdankten, konnten sie nur durch ihren Handel und durch den Austausch ihrer Manufaktur-Produkte erwerben. Was konnten sie jedoch von den letzteren aufzuweisen haben, bei dem Zustande ihrer chemischen und mechanischen Künste, in Vergleich mit den unsrigen? Korinth und Alexandrien waren berühmte Handelsplätze; allein was waren sie in Vergleich mit London und New-York? Unsere Kommunikations-Mittel haben ganz unstreitig bei weitem noch nicht die Vollkommenheit erreicht, deren

sie fähig sind; allein die der Alten waren noch weit unvollkommener. Sie kannten weder Schifffahrts-Kanäle, noch den Gebrauch der Schleusen, und was die Größe ihrer Fahrzeuge und die Sicherheit ihrer Seefahrten betrifft, so läßt sich davon nicht reden, ohne der Ausdehnung zu gedenken, welche die Schifffahrt durch die Erfindung des Kompasses erhalten hat. In früheren Zeiten ging die Zivilisation nicht hinaus über die Staaten, welche das mittelländische Meer bespült. Gegenwärtig verbreitet sie sich über den ganzen Erdball, und indem sich die Welt unter den Schritten des Menschen vergrößert hat, ist die Handelsproduktion unvergleichbar größer geworden.

* * *

Man wirft bisweilen die Frage auf, welcher Bevölkerung ein Land von dem und dem Umfange und der und der Fruchtbarkeit fähig sei?

Diese Frage ist gar nicht zu beantworten, sobald man alles in Betrachtung zieht, was auf die Bevölkerung einfließt. Daß die Fruchtbarkeit des Bodens, welchen Werth sie auch im Uebrigen haben möge, darüber nicht allein entscheidet, ist bereits erwiesen worden. Selbst die Fülle der Manufaktur-Produkte und die Thätigkeit des Handels haben einen untergeordneten Einfluß, wenn sie nicht in Verbindung stehen mit guten Einrichtungen, wodurch der Verkehr, im Innern sowohl als nach außen hin, erleichtert wird. Sitten und Gewohnheiten sprechen mit, sofern sie das Maß der Bedürfnisse bestimmen. Wie viel kommt außerdem auf den Stand der wissenschaftlichen Erkenntniß

an, welche in einer gegebenen Zeit wirksam ist! Ist sie es denn nicht zuletzt, was die Gesellschaft leitet? und kann sie in einem Zustande, der sich mit allen Richtungen verträgt, so wirksam seyn, als sie es seyn würde, wenn sie bereits, wo nicht von allen, doch von vielen Vorurtheilen und Wahnbegriffen gereinigt wäre?

Welche Unsicherheit sich aber auch an jede Beantwortung der obigen Frage knüpfen möge: so läßt sich doch mit großer Zuverlässigkeit behaupten, daß ein Land, wie z. B. Deutschland, bei weitem noch nicht die Bevölkerung trage, die es tragen kann, und dereinst unstreitig tragen wird, wenn alle die Widersprüche und Antipathien ausgeglichen sind, von denen es in seinem gesellschaftlichen Zustande jetzt noch bedrängt ist . . .

Arthur Young, ein vortrefflicher Beobachter (der Frankreich vor dem Ausbruch der Revolution bereisete, wo die Bevölkerung dieses Landes sich nur auf 25 Millionen belief) bemerkte, daß das Produkt des französischen Bodens hinter dem der brittischen Inseln in dem Verhältniß von 25 zu 42 zurück sei. Er wollte damit sagen, daß in England, ungeachtet des schlechteren Bodens und Klima's, derselbe Flächeninhalt, welcher ein Einkommen von 42 gewährt, in Frankreich nur 25 abwerfe: woraus denn folgte, daß, wenn der Boden in Frankreich eben so gut kultivirt würde, wie in England, jenes, Statt seiner 25 Millionen Einwohner, deren 42 Millionen ernähren könnte. Seit der Revolution ist für den Ackerbau in Frankreich wenigstens so viel geleistet worden, daß sich die Bevölkerung auf 32 Millionen gestellt hat; da jedoch der brittische Ackerbau seit jener Zeit bedeutende Fortschritte gemacht hat, so ist

sich das alte Verhältniß gleich geblieben: denn, wäre dem nicht so, so würde Frankreich statt der 32 Millionen, die es gegenwärtig ernährt, deren 50 ernähren können, ohne daß dazu noch etwas mehr erforderlich wäre, als eine der brittischen gleichkommenden Bodenkultur, welche freilich nur das zusammengesetzte Produkt aller Einwirkungen der Manufakturen und des Handels ist. Hat vollends Herr William Jakob in seinen „Betrachtungen über den brittischen Ackerbau" die Wahrheit auf seiner Seite in der Behauptung: „daß der brittische Ackerbau noch großer Verbesserungen fähig ist, und sein Produkt um ein volles Drittel vermehren kann:" so folgt daraus, daß, bei gleicher Bestellung, ganz abgesehen von den Vorzügen des Bodens und des Klima's, 66 Millionen Einwohner für Frankreich gar nicht zu viel seyn würden. Die Fortschritte im Ackerbau, welche dabei vorausgesetzt werden, haben nichts Unzulässiges in sich, wenn man bedenkt, daß in Frankreich bisher durchschnittlich nur das 5 bis 6te Korn gewonnen worden ist, während eine bessere Bestellung ein weit größeres Resultat gegeben haben würde; daß der Anbau von Futterkräutern auf den Ländereien, welche alle drei Jahre einmal brach liegen, die Heerden, die Mastungen und das Fleisch für die Schlächtereien vervielfältigen, und daß die Kartoffel, dieser das Korn selbst übertreffende Nahrungsstoff, sich noch unendlich mehr verbreiten kann, als es bisher der Fall gewesen ist. Auch das muß in Anschlag gebracht werden, daß Frankreich noch 22 Millionen Morgen unangebauten Landes zählt, das wohl einer Kultur fähig ist.

Wird Frankreich, nach etwa einem Jahrhundert, die bezeichnete Bevölkerung haben? Ja! doch nur unter einer

Bedingung. Diese ist, daß es eine Verfassung aufgiebt, vermöge welcher die Regierung nicht aus dem Kampfe mit sich selbst hervortritt, und fortdauernd genöthigt ist, das Besondere Preis zu geben, um das Allgemeine zu retten. Mit dieser Verfassung ist jeder Zweig der Betriebsamkeit, folglich auch die Agrikultur, Gefahren ausgesetzt, die allen Aufschwung verhindern, indem sie den Muth lähmen. Frankreich wird sich glücklich preisen können, wenn seine Bevölkerung sich unter diesen Umständen gleich bleibt. Wachsen wird sie nur von dem Augenblick an, wo es eine Regierung hat, deren Form sich mit einer Berücksichtigung des gesellschaftlichen Vortheils jedes besonderen Departements verträgt. Das Arbeiten im Großen (travailler en grand) führt nur ins Verderben.

* * *

„Wird aber Frankreich, wenn es wirklich nach einem Jahrhundert zu einer Bevölkerung von 66 Millionen gekommen ist, glücklicher seyn, als mit seiner gegenwärtigen Bevölkerung?"

Ganz zuverlässig! Denn die verdoppelte Bevölkerung kann nicht eintreten in die Erscheinung, ohne daß die Summe der Daseins-Mittel sich in einem angemessenen Grade vermehrt, ohne daß eine bessere Vertheilung der Reichthümer vorangeht, welche die Frucht eines ausgebildeteren Billigkeits-Gefühls ist, ohne daß endlich alle bisherigen Staats-Einrichtungen eine solche Abänderung erfahren haben, wodurch sie der Gesellschaft auf eine unverkennbare Weise dienen. Annehmen, daß es in der Bevölke-

rung ein Uebermaß geben könne, ist deßhalb eine Absurdität, weil es den Gedanken in sich schließt, daß es ein menschliches Wohlsein geben könne, welches nicht auf dem Zusammenwirken der allerverschiedenartigsten Verrichtungen beruht. Nicht in der Uebervölkerung, wohl aber in unverständigen und barbarischen Einrichtungen muß man die Ursachen des Elendes finden, das auf einzelne Länder drückt. So könnte z. B. Irland, an dessen Uebervölkerung so Viele glauben, eine verdoppelte Bevölkerung tragen, und diese sich eines hohen Grades von Wohlsein erfreuen, wenn es nicht von einer Oligarchie erdrückt würde, die ihren Vortheil dabei findet, daß die werthvollsten Agrikultur-Erzeugnisse ausgeführt werden, während ein Heer von Landleuten sich mit den gröbsten Nahrungsstoffen begnügen muß, und sich in besonderen Nothfällen außer Stande befindet, das Leben zu fristen. Ein Land, das nur große Gutsbesitzer und Agrikultur-Knechte enthält, kann sich nie wohl befinden, und ist, als Gesellschaft genommen, ein bloßer Embryo, der sich nur dadurch entwickeln kann, daß er alles in sich aufnimmt, was seine Gestalt zu vervollständigen vermag. Irlands Heloten werden aufhören zu seyn, was sie bisher gewesen sind, sobald zwischen sie und ihre geistlichen und weltlichen Gebieter ein dritter Stand getreten seyn wird, der alles in sich aufnimmt, was gegenwärtig entweder auswandert oder sich Verrichtungen hingiebt, die höchstens ein brutales Leben fristen.

(Fortsetzung folgt.)

# Plan
## des Abbé's von St. Pierre
zur
## Vertilgung der Seeräuber auf Afrika's Nordküste.

---

### Vorwort des Herausgebers.

Die nachfolgende Mittheilung hat keinen andern Zweck, als dem Leser zu zeigen, wie in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein Philanthrop auf den Gedanken gerathen konnte, sämmtlichen Bewohnern der afrikanischen Nordküste den Seeraub zu verleiden, ohne das von ihnen bewohnte Land zu einem Gegenstande der Eroberung zu machen.

Wenn die europäische Welt noch gegenwärtig von den Seeräubereien der Barbaresken zu leiden hat: so ist dies eine Folge von zwei wichtigen Begebenheiten, welche am Schlusse des 15. Jahrhunderts gleiches Erstaunen erregten: nämlich die Eroberung des Königreichs Granada durch Ferdinand und Isabella, und die fast gleichzeitige Entdeckung Amerika's durch Christoph Kolumbus. Die Ueberwältigung der spanischen Araber würde, wenn Amerika unentdeckt geblieben wäre, die natürliche Folge gehabt haben, daß Afrika's Nordküste wieder europäisch geworden wäre; denn man hätte sich vertheidigen müssen gegen die Angriffe der Bewohner dieser Küste, was mit Erfolg nur durch Landungen

in Afrika geschehen konnte. Dies unterblieb nur deßhalb, weil die Eroberung und Kolonisation Amerika's so viel Kräfte in Anspruch nahm, daß man genöthigt war, das nahe liegende Afrika darüber aus den Augen zu verlieren. Der Seeraub nahm seinen Anfang unmittelbar nach der Eroberung des Königreichs Granada, und nach der damit verbundenen Vertreibung der spanischen Araber. Daß man ihn als sehr lästig empfand, verträgt sich mit keinem Zweifel. Ihn zu hemmen, versuchte der Kardinal Ximenes de Cisneros, Erzbischof von Toledo, nach Isabella's Tode, jene Landung auf der afrikanischen Küste, welche sich mit der Eroberung von Oran endigte, ohne ein größeres Resultat zu geben. Karl der Fünfte gedachte das angefangene Werk des Kardinals fortzusetzen, scheiterte aber auf eine ausgezeichnete Weise in seinem Unternehmen, und entband sich selbst von jeder Wiederholung desselben dadurch, daß er den aus Rhodos vertriebenen Rittern des heil. Johannes von Jerusalem die Insel Malta unter der Bedingung schenkte, daß sie dem Seeraube im mittelländischen Meere steuern sollten: eine Bedingung, welche nicht leicht von einem Orden erfüllt werden konnte, dem das Seewesen fremd war, und dessen bedeutende Einkünfte nur allzu sehr zum Müssiggange verführten.

Der Seeraub der Barbaresken dauerte im 16ten und 17ten Jahrhundert um so sicherer fort, weil die gespannten Verhältnisse der europäischen Mächte, während dieses Zeitraums keinen Frieden von längerer Dauer gestatteten; denn eine nachdrucksvolle Bekämpfung der nord-afrikanischen Raubstaaten konnte immer nur aus einer Vereinigung gemeinschaftlicher Kräfte hervorgehen, und je mehr es an

dieser fehlte, desto ungehinderter trieben die Seeräuber ihr Wesen an den Küsten Spaniens, Frankreichs und Italiens. Der Schaden, den sie allen diesen Ländern zufügten, ist niemals einer Berechnung unterworfen worden; es ist jedoch zu glauben, daß er alles Maß übersteigen würde, das eine menschliche Einbildungskraft zu setzen im Stande ist. Unfähig, dem hergebrachten Uebel eine Gränze zu setzen, gewöhnten sich die westeuropäischen Regierungen nach und nach so sehr daran, daß sie es, mit gänzlicher Hintansezzung ihrer Pflichten, als etwas betrachteten, das zur Diät ihrer Unterthanen gehörte; und ohne der Schande zu achten, welche von der Erlegung eines jährlichen Tributs unzertrennlich war, brachten sie lieber dies Opfer, als daß sie sich jemals gegen den gemeinschaftlichen Feind vertheidigt hätten. Unter den westeuropäischen Königen war Ludwig der Vierzehnte der Einzige, welcher hierüber anders dachte und empfand; nur, daß auch seine Mittel nicht ausreichten, und kaum noch etwas mehr bewirkten, als ein bloßes Bombardement der Seestadt Algier, welches der Dey in einem so hohen Grade verlachte, daß er dem Könige sagen ließ: „er würde mit Freuden das ganze Nest in Brand gesteckt haben, wenn ihm Ludwig die auf das Bombardement verwendeten Kosten hätte bewilligen wollen.“

Nach Ludwigs des Vierzehnte Hintritt war die Asthenie der westeuropäischen Staaten so groß, daß man sich nicht darüber verwundert, wenn es in der Periode vom Utrechter Frieden bis zum Ausbruch des Krieges, den der Tod Karls des Sechsten herbeiführte, Köpfe gab, die, um die Gesellschaft vor neuen Entkräftungen zu bewahren, sich ernst-

ernstlich mit den Mitteln zu einem ewigen Frieden beschäftigten. Zu diesen Köpfen gehörte der Abbé de St. Pierre: ein Mann, dessen Gesinnungen und Einsichten gleich bewundernswürdig sind für die Zeiten, in welchen er lebte und wirkte. Erhaben über die verbrauchten Anschauungen seiner Standesgenossen, und bewegt von einem eben so uneigennützigen als allgemeinem Wohlwollen gegen das menschliche Geschlecht, sah er alles Heil, das der Gesellschaft hienieden wiederfahren konnte, in einer besseren Organisation ihrer leitenden Kräfte. Voll nun von diesem einfachen Gedanken, erhob er sich zur Idee eines bleibenden (ewigen) Friedens und bildete dieselbe auf eine Weise aus, daß er den Beifall seiner Zeitgenossen selbst in Denjenigen fand, welche darin nichts weiter erblickten, als die Schwärmerei eines Gutmüthigen. Gereicht dem verschrieenen Prinz-Regenten, der, während der Minderjährigkeit Ludwigs des Funfzehnten, das Schicksal Frankreichs zu leiten bestimmt war, irgend etwas zur Ehre: so ist es der Umstand, daß er den Abbé de St. Pierre der Akademie der Wissenschaften als ein würdiges Mitglied empfahl, und auf seine Aufnahme selbst da noch drang, als diese Akademie, beherrscht von ihrem Spezialitäts-Geiste, d. h. nicht wissend, was sie mit einem Mitgliede, das weder Mathematiker, noch Astronom, noch Chemiker, noch irgend etwas anderes von Profession war, anfangen sollte, seine Aufnahme verweigerte *).

---

*) Bekanntlich brachte der Prinz-Regent es dahin, daß der dem Abbé bestimmte Platz unbesetzt bleiben mußte. St. Pierre ward also Mitglied der Akademie der Wissenschaften, ohne Sitz und

Der Plan des Abbé de St. Pierre zur Vertilgung der afrikanischen Seeräuber war aus Einem Stück mit seiner Idee eines bleibenden Friedens. Wer das Nachfolgende lieset, wird finden, daß, indem von Vertilgung die Rede ist, es sich unendlich mehr um die Sache handelt, als um die Personen, durch welche diese vollbracht wird. Die letztern erscheinen den wohlwollenden Abbé in einer Unschuld, die ihm den Muth nimmt, strenger mit ihnen zu verfahren, als gerade nöthig ist, um ihnen das Handwerk zu legen. Kurz, nur zivilisiren will der Abbé de St. Pierre jene Afrikaner, die Jahrhunderte hindurch seinen Landsleuten geschadet haben. Um nun zu seinem Zwecke zu gelangen, will er Präventiv- und Repressiv-Mittel gebrauchen: jene, um die Seeräuber am Auslaufen zu verhindern, diese, wenn gleichwohl das Auslaufen gelungen seyn sollte, ihnen die Rückkehr zu erschweren und das Rauben zu verleiden. Beide Verrichtungen sind einem Orden übertragen, der nur seine Bestimmung erfüllt, wenn er das mittelländische Meer zu einer Heerstraße macht, auf welcher man sich mit voller Sicherheit bewegen kann. Alle Seemächte sollen Kreis schließen um den Orden des heil. Johannes, und ihn mit Kräften ausrüsten, die er nicht aus sich selbst hernehmen kann. In Wahrheit, der von dem Abbé de St. Pierre entworfene Plan ist so schön, daß man sich verführt fühlt, zu bedauern, daß es unter den Machthabern in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts keinen einzigen gab, der den Beruf gefühlt hätte,

---

Stimme zu haben; und dies dauerte mehr als zwanzig Jahre, bis zu seinem Tode, der im Jahre 1743 erfolgte.

dem französischen Philanthropen mit seiner Autorität zu Hülfe zu kommen. Die Ausführbarkeit des St. Pierreschen Plans liegt außer allem Zweifel. Der Malteser-Orden war ein gemeinschaftliches Institut der christlich-europäischen Welt. Zum Mittelpunkt eines großen Unternehmens erhoben, hatte dieser Orden keine heiligere Pflicht, als das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Er durfte es um so weniger an Anstrengungen fehlen lassen, weil auf diesen die Meinung von seiner Verdienstlichkeit beruhete: eine Meinung, der er sich auf die Dauer nicht entziehen konnte, ohne sein Dasein aufs Spiel zu setzen. Außerdem war der Orden bei dem Gewinn betheiligt, den die auf Kosten der Seeräuber gemachten Prisen abwarfen. Für den Erfolg stand der Umstand ein, daß unter den Mitgliedern des Ordens erfahrene See-Offiziere anzutreffen waren.

Der Abbé de St. Pierre kombinirte seinen Plan nach der Lage der europäischen Welt, so wie diese in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts wirklich war; er konnte nicht anders, weil die menschliche Schöpfungskraft sich nur in vorhandenen Materialien offenbaren kann. Nimmt man nun an, daß der in Rede stehende Plan gegen das Jahr 1730 zu Stande gekommen sei: so hat man alle Ursache, über die Veränderungen zu erstaunen, welche, während des letzten Jahrhunderts in dem gesellschaftlichen Zustande Europa's vorgegangen sind, ohne daß für die Vertilgung des Seeraubes auf dem mittelländischen Meere auch nur das Geringste geleistet worden ist. Es giebt keinen Malteser-Orden mehr; er ist untergegangen in seiner Verdienstlosigkeit. Die Republiken Genua und Venedig sind aus der Reihe der unabhängigen Staaten verschwunden, ohne daß

an eine Rückkehr derselben zu denken ist. Deutschland hat aufgehört, ein Kaiserreich zu seyn; es giebt nur noch einen österreichischen Kaiser, dessen Seemacht täglich wächst. Preussen, dessen in dem St. Pierreschen Plan gar nicht gedacht wird, weil seine Bevölkerung sich um das Jahr 1730 höchstens auf drittehalb Millionen belief, ist zu einer Monarchie erwachsen, welche fast 13 Millionen Einw. zählt und deren Kunstprodukte auf eigenen Schiffen nach Ostindien, China und Mexiko geführt werden. Von der polnischen Republik ist ein kleines Königreich übrig geblieben, worin sich nur nominis umbra wahrnehmen läßt. Nach welchen Weltgegenden erstreckt sich dagegen nicht gegenwärtig Rußlands Schifffahrt, sie, welche, nach Peters des Großen Tode, noch in ihrer Kindheit beharrte? Was ist aus dem türkischen Reiche geworden, dessen Fruchtbarkeit zu Lande und zu Wasser zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch in allen Gemüthern lebte! Wie tief ist die ganze italiänische Halbinsel in ihrer politischen Bedeutsamkeit gesunken! Welche Veränderungen hat Frankreich durch die Revolution gelitten! Wie arm, wie klein, wie kraftlos stehen Spanien und Portugal nach dem Verlust ihres unermeßlichen Kolonial-Besitzes da! Wie sehr hat sich dagegen Großbritannien vergrößert! Kurz: von der europäischen Welt, welche dem Abbé von St. Pierre vorschwebte, als er seinen Plan zur Vertilgung der Seeräuber entwarf, sind kaum noch einige Spuren übrig geblieben; und obgleich sein Plan vor einem Jahrhundert nichts weniger war, als „der Traum eines ehrlichen Mannes" — (eine Benennung, womit der Kardinal Dubois seine Idee eines ewigen Friedens bezeichnete) —: so hat ihn doch eine

Reihe außerordentlicher Begebenheiten dazu gemacht. Das Einzige, was der europäischen Welt seitdem eigen geblieben ist — Gleichgültigkeit gegen die gemeinschaftliche Schande, welche in einer standhaften Ertragung des Seeraubes liegt, und überhaupt eine entschiedene Abneigung von gemeinsamen Anstrengungen, wenn nicht die dringendste Noth dazu treibt.

Was in diesen Tagen vorgegangen ist — die Landung der Franzosen an der Küste von Algier — ist, wenn man es schärfer auffaßt, in der That nur allzu merkwürdig. Nicht um dem europäischen Handel einen höheren Charakter zu geben, den er nur dadurch erwerben kann, daß er als das wirksamste Zivilisations-Mittel vertheidigt wird, wohl aber um eine, der französischen Regierung in der Person ihres Konsuls zugefügte Beleidigung zu rächen, haben 34,000 Franzosen bei Turrita Chika den Boden eines Landes betreten, das seit 340 Jahren Spott mit der europäischen Welt treibt. Was wird die Folge davon seyn? Wie gern möchte man sich der Vermuthung hingeben, daß das letzte Resultat der französischen Unternehmung dem Wunsche des Abbé de St. Pierre entsprechen werde; und doch, wie viel steht dieser Vermuthung entgegen, wenn man sich die Hindernisse vergegenwärtigt, welche theils in der Größe des algierischen Reichs (9000 Geviertmeilen), theils in der gegenwärtigen Zwietracht der Franzosen, theils in der Eifersucht Englands liegen! Was aber auch erfolgen möge: immer wird es merkwürdig bleiben, zu wissen, wie ein Philanthrop schon vor einem Jahrh. über das natürlich Verhältniß der europäischen Welt zur afrikanischen Nordküste gedacht hat.

Hier endigen wir unser Vorwort.

„In einer holländischen Zeitung vom Anfange des Jahres 1721 habe ich gelesen, daß die Algierer den Holländern in dem Zeitraum von 5 Jahren 40 Schiffe genommen haben, deren Werth auf 6 Millionen Gulden geschätzt wird, so wie 909 Mann, welche, wenn man im Durchschnitt nur 1500 Gulden Lösegeld für jeden Einzelnen rechnet, beinahe eine Million und fünfmal Hunderttausend Gulden zu stehen kommen. Beide Summen betragen 7,378,509 Gulden. Nimmt man die runde Summe von 7,400,000 Gulden an, und vertheilt diese auf 5 Jahre, so kommen auf jedes Jahr etwa 1,500,000 Gulden, die Ausgabe für die Begleitungs-Schiffe gar nicht in Anschlag gebracht.

Dieselbe Zeitung sagt, daß die Algierer 17 Schiffe im Meere haben.

Nach der holländischen Zeitung vom 11. März 1721 haben die General-Staaten ihre Einwilligung zur Ausrüstung eines Geschwaders von 26 Kriegsschiffen oder Fregatten gegeben, um die Algierer zur Erneuerung des Friedens zu nöthigen. Hinterher hat sich gezeigt, daß die Ausrüstung der Holländer sich auf sechs bis sieben Kriegsschiffe beschränkt hat, und daß die Algierer nicht weniger als 33 Fahrzeuge im Gange haben.

Bemerken muß man sogleich, daß, wenn die algierischen Seeräuber den Frieden mit Holland erneuern, sie gleichzeitig genöthigt seyn werden, mit Frankreich oder mit England zu brechen; denn sie wollen leben, und ihr größtes Einkommen ist bisjetzt der Seeraub, weil diese Völker allzu geringe Fortschritte im Ackerbau, in der Manufaktur und im Handel gemacht haben, als daß sie ohne den Eintritt der Gewalt vom Seeraube entwöhnt werden könnten.

Sie und die Korsaren von Tunis und Tripolis hören daher nicht auf, Jagd zu machen auf die Schiffe der Venetianer, der Genueser, der Kaufleute von Livorno, der Sizilianer, Neapolitaner, Portugiesen und Spanier, und die Küsten Italiens und Spaniens zu verheeren, als wodurch sie die am Meere gelegenen Provinzen in die Nothwendigkeit versetzen, sich durch großen Aufwand gegen diese Verheerungen zu sichern.

Es leuchtet demnach ein, daß es für die sämmtlichen Nationen Europa's vortheilhaft seyn würde, wenn man ein Mittel zur Vertilgung dieser Korsaren auffinden könnte: ein Mittel, das, mit dem geringsten Kraftaufwande, in der möglich-kürzesten Zeit zum Zweck führte.

Hieraus nun folgt, daß alle diese Staaten sich über einen, ihren Verlusten, so wie dem jährlichen, zur Abwendung derselben gemachten Aufwande entsprechenden Beitrag vereinigen sollten. Könnten sie sich entschließen, zu Paris, wo sie bereits Bevollmächtigte haben, in einem Kongreß zu verhandeln: so würde sich zeigen, daß dieser Beitrag nicht die Hälfte desjenigen betragen würde, was sie jährlich in Verlusten, oder in Geschenken, oder in Convey-Kosten und anderem Aufwand zur Abwendung des Seeraubs aufopfern. Geschenke nenne ich hier die jährlichen Tribute, welche die handeltreibenden Völker, zur Erhaltung des Friedens mit den Korsaren, entrichten.

Die Schwierigkeit besteht demnach darin, daß man die Christen bestimme, die zur Entwaffnung ihrer Feinde erforderlichen Mittel aufzusuchen.

Es giebt aber ein sehr einfaches, sehr natürliches und der Vollziehung nach sehr einfaches Mittel, das ich hier

gerade so auseinandersetzen will, wie es sich in dem Verstande meines verstorbenen Bruders, des Komthurs von St. Pierre, welcher mehre Jahre hindurch das maltesische Geschwader befehligte, ausgebildet hat.

Malta hat einen sehr großen und sehr sicheren Hafen in der Nachbarschaft dieser Korsaren, und die Malteser-Ritter, obgleich beständig mit ihnen in Krieg, können fast Tag für Tag sehr bequem Nachricht von der Zahl und der Stärke ihrer Schiffe, von ihrem Aus- und Einlaufen und von ihren Prisen haben; denn mehre christliche Nationen, welche mit den Korsaren in Frieden leben, treiben Handel in ihren Städten, und langen fast täglich in Malta an.

Die Ritter, welche daselbst residiren, die Ritter, welche See-Offiziere in Frankreich, in Spanien, in Portugal sind, so wie die, welche daselbst ihr Karavanen machen, würden nichts lieber sehen, als von den christlichen Nationen bezahlt zu werden, um gänzlich diese Piraten zu zerstören, mit welchen sie schon in einem ewigen Kriege begriffen sind.

Die Bewohner Malta's haben bereits gute Matrosen, gute Soldaten, und ihr Haß gegen diese Mohamedaner ist eben so lebhaft als unsterblich.

Es würde demnach nichts weiter erforderlich seyn, als daß die christlichen Nationen, vier bis fünf Jahre hindurch, einen jährlichen Fond zusammenbrächten, um die Zahl der maltesischen Fahrzeuge zu vermehren, und um 3 bis 4 Geschwader daraus zu bilden.

Gegen das Jahr 1700 beschloß der Großmeister von Malta, Don Raimond de Rocasul, ein Spanier, auf die Vorstellungen des Bally de Zondondari, späteren Großmei-

sters, einige bewaffnete Fahrzeuge wider die Seeräuber zu unterhalten.

Dem zufolge erhielt der Ritter von St. Pierre, ein durch seine Fähigkeit ausgezeichneter See-Kapitän, der sich sehr gut auf den Schiffbau verstand, vom Großmeister den Befehl, zu Toulon zwei Kriegsfahrzeuge bauen zu lassen. Daran arbeitete er mehre Jahre lang mit großem Fleiße. Es wurden gute Segler. Er befehligte sie; und die Prisen, welche er und die übrigen Befehlshaber, Jahr aus Jahr ein, auf Kosten der Seeräuber gemacht haben, beweisen, daß, wenn die Zahl der gut unterhaltenen Fahrzeuge hinreichend gewesen wäre, sie in vier bis fünf Jahren alle von Algier oder von den übrigen Städten der Berberei ausgelaufenen Schiffe genommen haben würden, dergestalt, daß diese Afrikaner sich würden genöthigt gesehen haben, gleich andern friedlichen Völkern, vom Ackerbau, von der Manufaktur und vom Handel zu leben.

Dies war im Ganzen der Gedanke des Komthurs von St. Pierre.

## Betrachtungen über diesen Plan.

Die Algierer stehen in keiner Verbindung mit den Korsaren von Tunis und Tripolis, um gemeinschaftliche Fahrten zu machen. Die Algierer selbst haben nie mehr als fünf Fahrzeuge beisammen, weil sie sich sonst nicht über die Theilung der Prisen einigen könnten, und nach 4 bis 5 Kriegsjahren würden sie gänzlich außer Stande seyn, und, was sehr wichtig ist, bald die Uebung verloren haben, neue Ausrüstungen zu machen und wiederholte Fahrten anzutreten.

Man darf sogar behaupten, daß die Ausrüstungen von Tunis und Tripolis eine Kleinigkeit sind, in Vergleich mit den algierischen, und daß die Beschränkung der letztern sehr bald die der ersten zur Folge haben würde.

Einleuchtend ist, daß, nach dem Untergange der Korsaren, und nach dem Abschluß eines Friedens mit ihnen, wodurch ihnen die Verbindlichkeit auferlegt würde, künftig nur Handelsschiffe zu unterhalten, die Malteser-Ritter nicht nöthig haben würden, ein stärkeres Geschwader zu unterhalten, als das ihrige gegenwärtig ist. Die Beiträge der christlichen Nationen würden sich also auf ein Viertel beschränken und nach vier bis fünf Jahren gänzlich wegfallen, so, daß die See-Provinzen auf immer vollkommen gesichert wären.

Die Handels-Nationen können sich gegen diese Piraten nur durch die Traktaten beschützen, welche sie mit ihnen abschließen. In denselben verpflichten sie sich zu jährlichen Tributen, die ihnen eben nicht zur Ehre gereichen. Wollen sie diesen entgehen, so müssen sie rüsten. Was sie dadurch erreichen, ist, im besten Falle, ein kurzer Waffenstillstand; denn was für Sicherheit konnte wohl ein auf drei Jahre geschlossener Waffenstillstand gewähren? Durch eine Rüstung, welche vier bis fünf Jahre anhielte und den Händen der Malteser-Ritter anvertraut würde, gewönnen die christlichen Nationen die unvergleichbar größere Sicherheit, welche aus einem dauerhaften Frieden entspringt.

## Beitrags-Plan.

Ich nehme also an, daß die Holländer entweder zwei Linien-Schiffe von 60 Kanonen unterhalten oder den Mal-

teser-Rittern die Mittel dazu gewähren. Eben so die Engländer, die Franzosen, die Spanier. Der Kaiser hat nur Ein Linien-Schiff zu unterhalten. Der König von Sardinien unterhält eine Fregatte. Eben so die Venetianer, der Großherzog von Toskana und der König von Schweden. So kommen neun Linien-Schiffe heraus, die mit den drei maltesischen zwölf ausmachen; und an diese schlössen sich vier bis fünf Fregatten an.

Ist nun nichts so ausgemacht, als daß die Malteser-Ritter, vermöge einer solchen Ausrüstung, unsere Meere in vier bis fünf Jahren von den Korsaren befreien würden: so kann man auf der andern Seite versichern, daß der bisherige Zustand der Dinge jeder Nation das Doppelte kostet, theils durch den Verlust ihrer Handelsschiffe, theils durch den Aufwand auf Rüstungen, theils durch den jährlichen Tribut, den sie als Geschenk den Regierenden zahlen, theils durch die Plünderungen, die sie auf den Küsten leiden, theils durch den jährlichen Aufwand, den sie für Convoys machen müssen. Dieser Kalkul ist leicht zu machen; dies ist eine Wahrheit, wovon sich die Minister jeder Nation leicht überzeugen können.

## Gegenseitiger Vortheil der kontrahirenden Theile.

Um einen Vertrag thunlich, leicht und dauerhaft zu machen, müssen alle Theile dabei beträchtlich und auf eine bleibende Weise gewinnen; wir haben aber gesehen, daß die christlichen Nationen durch einen vier- bis fünfjährigen Beitrag auf immer Befreiung von jenen schändlichen Tributen, von jenen beträchtlichen Verlusten, und von den

jährlichen Ausgaben gewinnen würden, die sie gegenwärtig zu machen haben, und wahrscheinlich immer zu machen haben würden.

Die jährlichen Tribute, welche die Holländer, die Engländer und die Franzosen zahlen, um mit diesen Korsaren in Frieden und Eintracht zu leben, belaufen sich auf mehr als 3000 Unzen Silbers; und dieser Friede ist niemals zuverlässig. Nun aber würden die sechs Linien-Schiffe, welche sie den Rittern gäben, oder ihr jährlicher Beitrag zu diesen sechs Schiffen, ihnen nicht mehr kosten, und in fünf Jahren spätestens würden sie einen sicheren Frieden haben. Sehr oft wird er schon nach drei bis vier Jahren gebrochen. Die Korsaren nehmen reich beladene Schiffe, und es bedarf beträchtlicher Rüstungen und starker Ausgaben, während man durch einen vier- bis fünfjährigen Beitrag für immer von allen Tributen und Rüstungen befreit seyn, und eines unvergleichlich sichern Friedens genießen würde. Hier ist also mehr als die Hälfte zu gewinnen.

Ihrerseits würden die Malteser-Ritter ihre Rechnung dabei finden. Denn 1) was die auf den Schiffen dienenden Offiziere betrifft, so würden sie gute Gehalte bekommen; 2) würden sie höhere Grade zu erwarten haben; 3) würden ihnen die Dienstjahre auf den malteser Geschwadern als im Dienste ihrer Nation angerechnet werden; 4) würden sie den Vorzug für Gnaden-Komthureien erhalten; 5) würden sie ihren Antheil an den Prisen haben; 6) könnten die Ritter selbst eine oder zwei Komthureien von jedem Priorat absondern und sie zur Belohnung für die Dienste verstümmelter Ritter bestimmen.

Hinsichtlich des Großmeisters und der Groß-Kreuze,

welche das Konseil ausmachen, könnte festgesetzt werden, daß sie ein Drittel der zu theilenden Prisen zu gewärtigen hätten; die Hälfte dieses Drittels für den Großmeister, die andere Hälfte für das Konseil. Der gemeinschaftliche Schatz würde ebenmäßig ein Drittel erhalten. Das letzte würde den Offizieren und der Mannschaft zu Theil werden, und zwar so, daß die Offiziere die eine, die Mannschaft die andere Hälfte des letzten Drittels erhielten. Das sind jedoch Einzelnheiten, welche der Verstand der Richter gestalten mag, wie er es am angemessensten findet.

Der Großmeister und die Mehrzahl der Groß-Kreuze können, wenn sie es für gut befinden, ihren Antheil in den gemeinschaftlichen Schatz abliefern; allein ich bin der Meinung, es sei nothwendig, daß sie vorher ihre Quitungen über ihren Antheil ausgestellt haben, und daß die Ablieferung erst hierauf erfolge. Mit Einem Worte, diese muß frei seyn. Wer seinen Antheil behalten will, muß ein Recht dazu haben; und obgleich der Orden denen Dank wissen wird, welche ihm ein Geschenk damit machen, so müssen doch Alle, welche zu ihm gehören, auf seine Fortdauer bedacht seyn: die einen aus Ruhmliebe, die andern aus Eigennutz. Der Ruhm derer, die aus ihrem Beutel hergeben, wird immer bemerklicher und schätzenswerther seyn.

Der Ritterstaat würde, so wie die Ritter selbst, auf diesem Wege eine große Achtung und einen bedeutenden Ruf bei den Nationen Europa's, Asiens und Afrika's erwerben. Von den christlichen Nationen würden die Ritter als ihre Befreier, als die Beschützer des Handels betrachtet werden; und die meisten dieser Nationen würden den

Vortheil genießen, in dieser Schule vortreffliche Marine-Offiziere für ihren Dienst zu erziehen. In den protestantischen Ländern giebt es mehre Komthureien, deren Zurückgabe die Malteser-Ritter mit Recht fordern. Sie zu erhalten, oder, statt ihrer, ein Aequivalent, würde diese Gelegenheit sehr günstig seyn; denn man ist von Natur geneigt, Wohlthätern Gerechtigkeit zu beweisen, und die Protestanten könnten den Malteser-Rittern diese Eigenschaft nicht streitig machen.

Die verstärkte Marine Malta's würde nach und nach viele Matrosen anziehen; und da es nicht schwer seyn würde, aus dieser Insel eine sichere, freie und bequeme Niederlage für die Vorräthe Asiens, Europa's und Afrika's zu machen: so würde ihr Handel nach und nach sehr blühend werden; denn ihre Regierung könnte gegen Protestanten eben so gemäßigt und nachsichtig werden, als die von Amsterdam es gegen die Katholischen ist.

Da Italiens Küsten durch die Vertilgung der Korsaren sehr gewinnen würden: so würde selbst der Papst nicht abgeneigt seyn, diesen Traktat zu begünstigen.

Bedenkt man wie viel arme Christen täglich in die Sklaverei gerathen, wie viel Elend sie, und zwar Jahre lang, auszustehen haben, und wie einige von ihnen genöthigt sind, Mahomedaner zu werden; bedenkt man ferner, daß auf unseren Küsten, so wie auf den Küsten Italiens und Spaniens, fast kein Bewohner sicher ist, entführt und in den Sklavenstand versetzt zu werden, und daß wir durch den Plan, die Malteser-Ritter zu verstärken, von diesem Ungemach und von diesen Befürchtungen für immer würden befreit werden: so kann man sich nicht enthalten,

die Ausführung eines solchen Entwurfs aus allen Kräften zu wünschen.

Hieraus läßt sich ohne Mühe die Folgerung ziehen, daß ein Traktat, bei welchem alle Theile ihren Vortheil finden, ganz und gar nicht unthunlich sei.

## Bemerkungen über den Traktat.

1) In dem Traktat zwischen Malta und den christlichen Staaten würde es sehr angebracht seyn, daß die Ritter feierlich versprächen, keine Prise auf Kosten türkischer Kaufleute zu machen, damit der Sultan sich nicht darüber beklagen könnte, daß Nationen, welche Handel in der Türkei treiben, die Ritter verstärken.
2) Es würde auch angemessen seyn, daß der Großmeister Ritter beauftragte, den Entwurf dieses Traktats an den europäischen Höfen in Antrag zu bringen, und daß man die Artikel desselben zu Paris mit dem Abgesandten und Bevollmächtigten der Höfe unterhandelte.

Dieser Artikel ist wesentlich.

## Einwendungen.

Der Leser sieht wohl, daß, wenn ein solcher Vertrag wahrhaft vortheilhaft für alle Partheien ist, es nicht unmöglich seyn wird, alles, was ihm entgegensteht, allmählig zu beseitigen, und daß es folglich nicht schwer seyn wird, auf die Einwendungen zu antworten. Nun haben wir aber gesehen, daß dieser Vertrag sehr vortheilhaft seyn würde für alle Partheien, den Sultan gar nicht ausge-

nommen, wegen des Zuwachses seines Verkehrs mit den Christen, und weil er selbst befreit werden würde von der Furcht vor den maltesischen Schiffen in seinem Handel Aegyptens und Griechenlands. Er würde außerdem auch noch den Vortheil davon haben, daß indem die Barbaresken, als von Krieg und Raub entwöhnt, ihm um so mehr unterthänig werden würden. Diese Afrikaner selbst würden weit glücklicher dadurch werden, daß sie das Piraten-Handwerk gegen Fleiß in Ackerbau, Manufaktur und Handwerk vertauscht hätten.

### Erste Einwendung.

Die Engländer und die Holländer können, in einem Kriege mit den Franzosen, sich der Algierer und der übrigen Korsaren gegen eine Entschädigung in Geld bedienen, dem Handel Frankreichs großen Schaden zuzufügen. Hörten also diese Afrikaner erst vermöge des Vertilgungs-Traktats, und demnächst vermöge der Tapferkeit und Geschicklichkeit der Malteser-Ritter auf, Korsaren zu seyn: so könnten sie den Engländern und den Holländern diesen Dienst nicht länger leisten. Daraus folgt, daß das Aufhören der Seeräuberei von Seiten der Afrikaner ein Verlust für den Engländer und Holländer seyn würde.

### Antwort.

1) Kann denn Frankreich, wenn es mit den Engländern oder Holländern in Krieg ist, nicht auch durch *sein* Geld diese Korsaren vermögen, jenen zu schaden? Wenn demnach die Vertilgung der Piraten von dieser Seite für die Engländer ein Verlust ist, so werden

sie

sie dadurch zugleich von der Befürchtung befreit, daß sie ihre Feinde werden können. Jene Vertilgung verursacht also den Engländern keinen reellen Verlust.

2) Angenommen, der Dienst, den England und Holland in einem Kriege mit Frankreich von diesen Korsaren erkaufen können, sei ein reeller, könnte er jemals in Vergleich gebracht werden mit den Verlusten, welche eben diese Korsaren beiden Nationen verursachen, wenn sie mit Frankreich in Frieden leben?

### Zweite Einwendung.

Man kann eine Seestadt, wie Algier, nicht zur Einstellung des Seeraubes auf mehre Jahre verpflichten, wenn man ihr nicht gestatter, sich ihres Hafens und ihrer Schiffe zur Betreibung des Handels zu bedienen; diesen Handel aber würde man ihr nicht anders gestatten können, als vermöge eines Friedensvertrages oder eines Waffenstillstandes mit den Malteser-Rittern auf mehre Jahre. Von der andern Seite sind die Ritter verpflichtet, die Mahomedaner rastlos zu bekämpfen. Sie können daher weder Frieden noch Waffenstillstand mit Algier eingehen.

### Antwort.

Die Thatsache ist ungegründet. Die Ritter haben keine andere Verpflichtungen und Gelübde, als andere Ordensgeistliche; und die Geschichte führt mehre Friedens-, Waffenstillstands- und Handels-Verträge an, welche zwischen den Rittern und Mahomedanern zu Stande gekommen sind.

### Dritte Einwendung.

Der otomanische Hof würde mit großem Widerwillen die Malteser-Ritter, seine Feinde, durch eine so beträchtliche Flotte verstärkt sehen, wie die seyn würde, die sich aus den Beiträgen der Holländer, der Engländer, der Franzosen und so vieler anderer Nationen, welche mit dem türkischen Reiche Handel treiben, unfehlbar bilden würde; der Sultan, voll von der gerechten Furcht, daß die Ritter den Handel der Mohamedaner im Archipel oder auch anderwärts stören werden, wird demnach verlangen, entweder daß die Nationen aufhören die Ritter zu verstärken, oder daß sie dem Handel mit dem türkischen Reiche entsagen. Die Handelsvölker werden also nicht in einen solchen Vertrag eingehen.

### Antwort.

1) Der Vertrag zur Vertilgung des Seeraubes wird enthalten, daß die Ritter sich verbindlich machen nur die Korsaren anzugreifen, keinesweges aber die übrigen mahomedanischen Unterthanen des Sultans, so lange der Friede zwischen ihm und den Handelsstaaten fortdauert.

2) Die Gesandten der Handelsmächte können dem otomanischen Hofe gemeinschaftlich darthun, daß der Handel der Christen dem Großherrn und seinen Unterthanen bedeutenden Vortheil bringt, und daß dieser Handel sich wesentlich vergrößern würde, wenn es keine Seeräuber mehr gäbe, daß es folglich sein Vortheil sei, die afrikanischen Raubstaaten zur Entsagung des

Seeräuber-Handwerks zu vermögen, unter der Bedingung, daß auch die Christen ihrerseits keine Seeräuber unter sich duldeten.

### Vierte Einwendung.

Wie wollen die Ritter den Engländern, so wie den übrigen Verbündeten, Sicherheit geben, daß sie die ihnen anvertraute Verstärkung, diese erfolge in Geld oder in Schiffen, immer nur nützlich wider die Korsaren der Barbarei anwenden wollen?

### Antwort.

1) Die täglichen Erfolge, welche sie gegen die Barbaresken haben werden — diese werden den unwiderleglichsten Beweis von der nützlichen Anwendung der empfangenen Kontingente geben.
2) Die beitragenden Nationen können zu Malta zwei Abgeordnete (einen Protestanten und einen Katholiken) halten, welche Zutritt haben zu dem Konseil der Rüstungen, und folglich Zeugen der Thätigkeit und Wirthschaftlichkeit der Ritter abgeben.
3) Der Vortheil und die Ehre des Großmeisters und des Groß-Konseils der Ritter beruht darauf, daß sie das Geld der Verbündeten so rasch als möglich zur Unterdrückung der Korsaren anwenden.
4) Der Vortheil der Kapitäne und Matrosen heischt, die Prisen in ihren Nutzen zu verwandeln.
5) Die Verbündeten werden ihren Beitrag für das nächste

Jahr nur in dem Falle entrichten, daß sie, auf den Bericht ihrer Abgeordneten zu Malta, zufrieden sind mit den Arbeiten und den Erfolgen der Ritter im abgewichenen Jahre. Sie wagen also nichts; um so weniger, weil die Ritter gegen die Korsaren ihr Geschwader auf ihre Kosten gebrauchen.

# Gegenstück

zu dem

im siebenten Hefte dieser Monatsschrift mitgetheilten Schluß eines Aufsatzes

die innere Lage Großbritanniens betreffend.

(Aus Edinburgh Review No. C.)

---

## Vorwort des Herausgebers.

Das Januar-Heft der Edinburgh Review schließt mit einer geistreichen Beurtheilung der Gespräche über Gesellschaft, welche Herr Southey, einer von den vorzüglichsten Schöngeistern Englands, vor kurzem herausgegeben hat. Herr Southey ist Tory; Grundes genug für den Herausgeber der Edinburgh Review die volle Stärke seines mit positiver Wissenschaft genährten Geistes gegen ihn geltend zu machen.

Seine Arbeit ist jedoch von allzu starkem Umfange, als daß wir Raum hätten für eine vollständige Mittheilung derselben. Wir begnügen uns also mit der Mittheilung ihres Schlusses, von welchem wir hoffen, daß er unsere Leser um so mehr ansprechen werde, weil er in jeder Beziehung den Gegensatz von den Befürchtungen bildet, die wir aus dem Januar-Heft der Quarterly Review vorgelegt haben. Genug zur Erklärung des Nachfolgenden.

---

„Herr Southey untersucht die katholische Frage, die glücklicherweise jetzt beantwortet ist, damals, als er schrieb, es aber noch nicht war. Zur Rechtfertigung einer fortdauernden Ausschließung der Katholiken führt er an, „daß auch sie Verfolger gewesen, als sie sich noch im Besitz der Gewalt befunden hätten.“

Was uns betrifft, so soll keine Furcht vor Mißdeutung uns abhalten, uns für die milde, weise und ausgezeichnet christliche Art zu erklären, womit Kirche und Regierung vor kurzem gegen gotteslästerliche Bekanntmachungen zu Werke gegangen sind; wir loben sie höchlich dafür, daß sie es nicht für nöthig erachtet haben, einen reinen, barmherzigen und philosophischen Glauben — eine Religion, welcher die größten Geister gehuldigt haben — mit der Umzäunung eines falschen und blutigen Aberglaubens zu umgeben. Die Arche Gottes war nicht eher schlimm daran, als bis sie von den Waffen irdischer Vertheidiger umringt war. Während ihrer Gefangenschaft war ihre Heiligkeit hinreichend, um sie vor Schmach zu bewahren und ihre Verfolger vor dem Eingang in ihre Tempel zu Boden zu werfen. Das Christenthum muß seine Sicherheit und seine Kraft in der Milde seiner Moral, in seiner Paßlichkeit für das menschliche Herz, in der Leichtigkeit, womit es sich jedem Bildungsgrade anschmiegt, in den Tröstungen, die es dem Leidenden gewährt, und in dem Lichte finden, das es über das Geheimniß des Grabes verbreitet. Einem solchem Systeme kann weder höhere Würde, noch irgend eine Stärke dadurch zu Theil werden, daß es zu einer Parcelle des gemeinen Gesetzes wird. Nicht zum ersten Male wird es der Kraft seiner eigenen Beweise, dem Zauber seiner eigenen

Schönheit überlassen. Seine erhabene Theologie verwirrte die griechischen Schulen in dem ehrlichen Kampf der Vernunft mit der Vernunft. Die Tapfersten und Weisesten unter den römischen Imperatoren fanden, daß ihre Waffen und ihre Politik zu Schanden wurden, so oft sie sich dem Reiche widersetzten, das nicht von dieser Welt war; und der Sieg, der einem Porphyrius und Diokletian entstand, ist, allem Anscheine nach, Keinem von denjenigen aufbehalten, welche in den letzten Zeiten ihre Angriffe gegen die letzte Schranke des Mächtigen und gegen die letzte Hoffnung des Unglücklichen gerichtet haben. Die ganze Geschichte der christlichen Religion beweiset, daß sie in weit größerer Gefahr ist, verderbt zu werden durch den Beistand der Gewalt, als der Opposition zu unterliegen. Die, welche ihr eine zeitliche Gewalt beilegen wollen, behandeln sie, der That nach, eben so, wie ihre Vorbilder den Urheber derselben behandelt haben. Sie beugen ihre Knie und speicheln sie an; sie rufen Willkommen! und geben ihr Backenstreiche; sie geben ihr ein Zepter in die Hand, es ist jedoch nur von Rohr; sie krönen sie, doch nur mit einer Dornenkrone; sie schlagen Purpur um ihre Wunden, und doch hat ihre Hand diese Wunden bewirkt; sie setzen glänzende Inschriften über das Kreuz, woran sie sie genagelt haben, damit sie in Schmach und Schmerz ersterbe.

Herrn Southey's allgemeine Ansicht von der gesellschaftlichen Zukunft ist sehr düster; allein wir beruhigen uns darüber in dem Gedanken, daß Herr Southey kein Prophet ist. Kurz vor der Abschaffung der Test- und Korporations-Akte sagte er, so viel wir uns erinnern, vorher, daß dies verhaßte Gesetz unsterblich sei. In dem uns

vorliegenden Werke sagt er: „die Katholiken würden nicht eher ins Parliament kommen, als bis die, von Johnson als bodenlos bezeichneten Whigs sich der öffentlichen Gewalt bemächtigt hätten;" und siehe! während das Buch noch unter der Presse war, wurde die Prophezeihung zu Schanden, und der Tory des Tories, Herrn Southey's Lieblingsheld, erwarb sich den schönsten seiner Kränze ob cives servatos.

Die Zeichen der Zeit sind, wie Herr Southey uns sagt, sehr drohend; und ohne sein Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes, würden seine Befürchtungen für England bei weitem den Ausschlag geben über seine Hoffnungen. Da uns jedoch bekannt ist, daß Gott vor Zeiten es gestattet hat, daß die zivilisirte Welt von Barbaren über den Haufen geworfen, und daß das Christenthum durch Lehren verfälscht wurde, die es, mehre Jahrhunderte hindurch, noch schlechter machten, als je das Heidenthum war: so können wir es nicht für unverträglich mit seinen Attributen halten, daß ähnliche Kalamitäten irgend einmal für das menschliche Geschlecht zurückkehren. Wir blicken jedoch auf den künftigen Zustand der Welt und unseres Königreichs insbesondere, mit mehr Beruhigung und mit besseren Erwartungen hin. Herr Southey spricht mit Verachtung von denen, welche den Zustand der Wilden für glücklicher halten, als den gesellschaftlichen; selbst in seiner Jugend, sagt er, habe Rousseau in diesem Punkte nie etwas über ihn vermocht. Bei dem allen begreift er, daß ein Zustand halber Gesittung den Vorzug verdiene vor dem einer vollendeteren. Die Britten zur Zeit des Julius Cäsar waren, seiner Vermuthung nach, glücklicher, als die Engländer des

neunzehnten Jahrhunderts. Ueberhaupt ist er der Meinung, daß die Generation, welche der Kirchenverbesserung voranging, besser daran gewesen sei, als die, welche seitdem eingetreten sind.

Diese Art, die Dinge zu betrachten, beruht, so viel uns davon einleuchtet, auf nichts weiter, als auf individuellen Vorstellungen. Herr Southey ist ein Schöngeist, und ein Leben ohne geistige Genüsse erscheint ihm als abgestanden und geschmacklos. Er verabscheut den Geist der gegenwärtigen Generation, den Ernst ihrer Studien, die Keckheit ihrer Forschungen, und die Verachtung, womit sie hinblickt auf gewisse veraltete Vorurtheile, die seinen Geist in Fesseln gelegt haben. Ein gänzlich unerleuchtetes Zeitalter ist ihm zuwider; aber nicht minder verschmäht er ein erforschendes und reformatorisches Zeitalter. Nur die ersten zwanzig Jahre des sechzehnten Jahrhunderts würden ihm zugesagt haben; sie gaben gerade so viel geistige Anregung, als er verlangt. Die wenigen Gelehrten, die es damals gab, lasen und schrieben mit Gemächlichkeit. Ein schulmässig gebildeter Mann stand in großem Ansehn; aber der große Haufe nahm sich nicht heraus, denken zu wollen, und selbst der forschende und unabhängige Theil der höhern Klassen hatte unendlich mehr Achtung für die Autorität, und unendlich weniger für die Vernunft, als in unsern Zeiten hergebracht ist. In diesem Zustande der Dinge würde Herr Southey sich ungemein behaglich gefühlt haben; und dem gemäß thut er den Ausspruch, daß es der glücklichste Zustand gewesen sei, worin sich die Dinge jemals in der Welt befunden hätten.

„Die Wilden waren elend," sagt Herr Southey;

„aber das Volk zur Zeit des Thomas Morus war glücklicher, als jene und als wir.“

Wir dagegen sind der Meinung, daß wir den Vorzug vor den Zeitgenossen des Thomas Morus auf eine eben so entschiedene Weise in jedem Punkte haben, wie diese ihn vor den Wilden hatten. Herr Southey mag nicht einmal behaupten, daß das Volk im sechzehnten Jahrhundert besseres Obdach gehabt und besser gekleidet gewesen sei, als wir es gegenwärtig sind; er scheint zuzugeben, daß in dieser Hinsicht eine Verbesserung Statt gefunden habe. Daß die Verbesserungen der Maschinerie den Preis der Manufaktur-Artikel niedriger gestellt, und viele Bequemlichkeiten, welche sich Sir Thomas Morus und sein Lehrer um kein noch so großes Opfer hätten verschaffen können, selbst dem Aermsten im Volke zugänglich gemacht haben, ist in Wahrheit eine Sache, worüber sich selbst der allerverdrehteste Kopf keinen Zweifel erlauben kann. Allein nach Herrn Southey wurden die arbeitenden Klassen vor drei Jahrhunderten besser genährt, als gegenwärtig. Hat er darin Recht? Wir glauben, daß er sich auch über diesen Punkt im stärksten Irrthum befinde. Die Lage des Gesindes in den edlen und reichen Familien, und der Studenten auf unsern Universitäten können allerdings in jenen Zeiten besser gewesen seyn, als die des gemeinen Tagelöhners; dennoch wissen wir, daß sie es minder gut hatten, als heut zu Tage die Armen in den Arbeitshäusern. Aus dem Haushaltungs-Buche der Northumberlands Familie ersehen wir, daß in einer der größten Wirthschaften des Königreichs das Gesinde nur gesalzenes Fleisch, aber kein Brod bekam; die ungesundeste Diät, welche sich denken läßt! Als nicht

minder elend wird uns die Lage der Studenten zu Cambridge unter Eduard dem Sechsten beschrieben; und zwar auf glaubwürdige Autorität. Viele von ihnen erhielten nichts, als ein mit Salz gewürztes Gemüse, Grütze und ein Stückchen Fleisch zum Werth eines Hellers; und diese Nachricht giebt uns ein zeitgenössiger Meister von St. Johns. Unsere Kirchspiels-Armen essen jetzt Weizenbrod. Im sechzehnten Jahrhundert war ein Arbeiter zufrieden, wenn er Gerstenbrod erhalten konnte, und begnügte sich in der Regel mit schlechterem Nahrungsstoff. In Harrisons Einleitung zu Holinshed stoßen wir auf eine Nachricht von dem Zustande unserer arbeitenden Bevölkerung „in den goldenen Tagen der Königin Beß" (Elisabeth), wie Herr Southey sich ausdrückt. „Die vornehmen Leute" — heißt es daselbst — „versehen ihren Tisch reichlich mit Weizenbrod, während ihr Gesinde und ihre armen Nachbarn in gewissen Shires genöthigt sind, sich mit Reis und Gersten zu begnügen; ja, in den Zeiten der Theurung war manches Brod aus Bohnen, Erbsen, Hafer oder wohl gar aus Eicheln gebacken, und ich mag gar nicht anführen, daß das Elend eben so oft in den Zeiten des Ueberflusses, als in Zeiten der Theurung sichtbar ist." So Harrison. Wir möchten aber wohl die Wirkung sehen, welche entstehen würde, wenn man unsere Kirchspiels-Armen mit Pferdefutter abfinden wollte. Herr Southey sage was er wolle: die Heloten des Mammons lassen sich in unsern Tagen nicht so leicht zufriedenstellen, als das Landvolk in jener glücklichen Periode, welche, wie Herr Southey sich darüber ausdrückt, zwischen dem Fall der Feudal-Tyrannei und dem Emporkommen der Handels-Tyrannei verfloß.

„Das Volk," sagt Herr Southey, „ist schlechter genährt, als in jener Zeit, wo es aus Fischern bestand." Und doch beschwert er sich an einer andern Stelle darüber, daß es nicht Fische essen will. „Es hat," sagt er, „ich weiß nicht wie, ein hartnäckiges Vorurtheil gegen einen Nahrungsstoff gefaßt, der zugleich gesund und wohlschmeckend ist, und allenthalben reichlich und billig erworben werden kann, selbst wo die Nachfrage danach allgemein ist." Wahr ist, daß die untern Klassen ein hartnäckiges Vorurtheil wider Fische haben. Doch der Hunger hat nichts mit solchen Vorurtheilen zu schaffen. Wenn das, was ehemals allgemeine Nahrung war, gegenwärtig nur in Zeiten der Noth genossen wird, so weiß man, was daraus gefolgert werden muß. Das Volk will genährt seyn mit dem, was es für besseren Nahrungsstoff hält, als der der Altvordern war.

Die ärztliche Pflege und die Medikamente, die selbst die ärmsten Tagelöhner sich, im Fall einer Krankheit, oder wenn ein Unfall ihnen zugestoßen seyn sollte, verschaffen können, übertreffen bei weitem diejenigen, welche Heinrich der Achte sich zu verschaffen im Stande war. Kaum giebt es im Lande einen Winkel, wo sich nicht Aerzte finden lassen, die dem Sir Henry Helford nicht so weit nachstehen, als dieser dem Sir Antony Denny überlegen ist. Daß in dieser Beziehung ein großer Fortschritt Statt gefunden hat, giebt Herr Southey zu; in der That, es ließ sich nicht füglich läugnen. „Doch" — so fährt er fort — „die Uebel, für welche diese Wissenschaften das Palliativ sind, haben seit den Zeiten der Druiden in einem Verhältniß zugenommen, das die Fortschritte der Heilkunde bei

weitem übersteigt . . ." Wir sind eben so wenig von den Krankheiten, als von den Heilmitteln aus der Druiden-Zeit unterrichtet; das aber glauben wir zu wissen, daß die Fortschritte der Heilkunde, während der drei letzten Jahrhunderte, nicht zurückgeblieben sind hinter der Zunahme der Krankheiten. Dies ist bewiesen durch Argumente, wogegen sich schwerlich etwas einwenden läßt. Auf die entschiedenste Weise ist die mittlere Lebensdauer in England gegenwärtig länger, als in jeder früheren Periode, aus welcher wir eine zuverlässige Kunde haben; alle satyrische Einfälle, die man über die pittoreske Hütten und Tempel des Mammon haben kann, werden nie dies Argument erschüttern. Ueber den Zustand der Gesellschaft giebt es keine zuverlässigere Probe, als die, welche aus den Mortalitäts-Tabellen spricht. Daß das Leben des Volks während einer Reihe von Generationen in diesem Lande allmählig verlängert worden ist, kann für eben so gewiß angenommen werden, als irgend eine statistische Thatsache; und daß das Leben des Menschen an Dauer gewinnen sollte, wenn seine physische Lage immer schlechter und schlechter wird, ist völlig unglaublich. Mögen unsere Leser über diese Umstände nachdenken! Mögen sie sich der Schweißfieber und der Pest erinnern! Mögen sie jene furchtbare Krankheit erwägen, welche gerade die Generation traf, der Herr Southey die Palme der Glückseligkeit zuerkennt: jene Krankheit, welche durch ganz Europa auf eine Weise wüthete, daß den Aerzten der Verstand stille stand, und daß das Volk bei Tausenden fortgerafft wurde! Mögen sie aber zugleich den Zustand der nördlichen Grafschaften in Erwägung ziehen, wo Raub und Mord und Feuersbrünste

nicht zum Stillstand kamen. Und mögen sie zu allen diesen Thatsachen noch hinzufügen, daß unter der Regierung Heinrichs des Achten nicht weniger als 72,000 Menschen unter den Händen des Henkers starben! Auf diese Weise läßt sich eine Parallele ziehen zwischen dem neunzehnten und dem sechzehnten Jahrhundert . . .

Wir behaupten keineswegs, daß die arbeitende Klassen bei uns nicht viel zu leiden haben; doch sind wir geneigt zu glauben, daß, Herr Southey und alle, die über diesen Punkt mit ihm übereinstimmen, mögen einwenden was sie wollen, sie weniger leiden, als dieselben Klassen in den blühendsten Ländern des Kontinents.

Man wird doch nicht behaupten wollen, daß die Lazzaronis, welche unter den Kirchenhallen Neapels schlafen, oder daß die Bettler, welche die Klöster Spaniens umlagern, besser daran seien, als der gemeine Mann in England? Die Noth, welche jüngst in dem nördlichen Theile Deutschlands (einem der glücklichsten und best-regierten Länder Europa's) überstanden worden ist, übersteigt, wofern wir gehörig davon unterrichtet sind *), alles, was wir in den letzten Jahren in England erlebt haben. In Norwegen und in Schweden ist das Landvolk anhaltend genöthigt, Baumrinde unter sein Brod zu mischen, und selbst dies Rettungsmittel hat nicht immer ganze Familien und Nachbarschaften vor dem Hungertode bewahrt. Im Königreiche der Niederlande hat man, seit einiger Zeit, einen Versuch gemacht, der uns zur Nachahmung empfohlen

*) Dies scheint nicht der Fall gewesen zu seyn; zum wenigsten ist im nördlichen Deutschland nichts von dieser Noth bekannt geworden. Anm. d. Uebers.

ist; nämlich: Armen-Kolonien zum Anbau wüster Ländereien. Wir sehen in diesem Versuche jedoch nichts weiter, als den klarsten Beweis, daß die Unterhaltsmittel in jenem Königreiche für die Armen sehr geschmälert worden sind, und weit hinter denen zurückstehen, worüber wir in England zu verfügen haben. Alle Drangsale, an welchen England seit Jahrhunderten gelitten hat, reichen nicht an diejenigen, welche in unserer Zeit von den Franzosen ertragen sind. Der Anfang des Jahres 1817 bildete einen Zeitabschnitt großer Bedrängniß für diese Insel; dennoch war die Lage der unteren Klassen hier luxuriös in Vergleich mit der des Volks in Frankreich. In Magendie's Journal de Physiologie expérimentale finden wir alle die Thatsachen, welche das dort herrschende Elend nach seinem Umfange schildern. Es geht daraus hervor, daß die Bewohner der sechs Departements, Aix, Jura, Doubs, Haute-Saone, Voges und Saone und Loire sich zu Nahrungsmitteln haben bequemen müssen, welche sonst nur für das Vieh vorhanden sind, wie Gerste, Kartoffeln, Nesseln, Saubohnen und andere Gewächse gleicher Art, und daß sie, als sie nach der Ernte wieder Gerstenbrod haben konnten, sich darin dermaßen übernahmen, daß viele ihren Heißhunger mit dem Leben bezahlen mußten. Die vorangegangene schlechte Kost erzeugte Krankheiten, vorzüglich eine bösartige Wassersucht. Auf den Heerstraßen wurden Leichname gefunden; eben so auf den Feldern. Ein Arzt, welcher deren zehn sezirte, fand die Magen zusammengeschrumpft, und angefüllt mit ungesunden Nahrungsmitteln, welche der Hunger eingetrieben hatte.

Solche Beispiele von Noth und Elend hat man nie in

England, ja nicht einmal in Irland gesehen. Ueberhaupt sind wir der Meinung, daß, wie schwer es auch seyn möge, über diesen Gegenstand ein vollgültiges Urtheil zu fällen, es in der alten Welt kein Land giebt, wo die arbeitenden Klassen sich behaglicher fühlen können, als in England, wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß sie ihre eigenthümlichen Drangsale und Leiden haben, welche zum Theil von ihrer Unvorsichtigkeit, zum Theil von den Mißgriffen der Regierung herrühren. Aus eben diesem Grunde wird das Elend nirgends lebendiger gefühlt und vielseitiger besprochen. Was dabei nicht aus der Acht zu lassen ist, das ist die Freiheit der Erörterung und das starke Interesse, das die Gegner des Ministeriums haben, den Umfang des öffentlichen Elends zu übertreiben. In Europa giebt es mehre Länder, wo das Volk einen Nothstand erträgt, der bei uns die Fundamente des Staats erschüttern würde: Länder, wo die Bewohner einer ganzen Provinz mit weniger Geräusch zum Graßfressen zurückkehren würden, als bei uns ein Spitalfields-Weber macht, wenn die Oberaufseher ihn zu Gerstenbrod zurückführen möchten. In jenen neuen Ländern, wo eine ziviliſirte Bevölkerung über den reichsten Boden im größten Umfange zu gebieten hat, mag die Lage des Arbeiters weit glücklicher seyn, als in einer Gesellschaft, welche seit so vielen Jahrhunderten besteht. In der alten Welt müssen wir darauf Verzicht leisten, Nachrichten von einer vergangenen oder noch bestehenden großen Nation zu finden, in welcher die arbeitenden Klassen in einer noch besseren Lage gewesen sind, als in England seit den letzten dreißig Jahren. Als dies Land noch dünn bevölkert war, da war es barbarisch. Es gab wenig

Kapital, und dieses war nicht gesichert. Gegenwärtig ist es der reichste und am meisten zivilisirte Fleck auf der Erde; allein die Bevölkerung ist dicht. Wir haben also nie das goldene Zeitalter kennen gelernt, das die niedrigern Klassen in den Vereinigten Staaten Amerika's gegenwärtig genießen. Nie haben wir ein Zeitalter der Freiheit, der Ordnung, der Erziehung, ein Zeitalter, worin die mechanischen Wissenschaften zu einer bedeutenden Höhe geführt worden sind, kennen gelernt, wo jedoch das Volk nicht zahlreich genug gewesen wäre, selbst die fruchtbarsten Thäler zu kultiviren. Vergleichen wir aber unsere Lage mit der unserer Vorfahren, so ist klar, daß die Vortheile, welche aus den Fortschritten der Zivilisation entspringen, bei weitem die Nachtheile überwiegen, welche aus dem Fortschritt der Bevölkerung hervorgegangen sind. Während unsere Zahl sich verzehnfacht hat, haben sich unsere Reichthümer hundertfältig vermehrt; und wenn auch heut zu Tage mehr Individuen vorhanden sind, um die im Lande umlaufenden Reichthümer zu theilen, als deren im sechzehnten Jahrhundert vorhanden waren, so scheint dabei doch ausgemacht, daß davon jedem Einzelnen mehr zu Theil wird, als im sechzehnten Jahrhunderte irgend einer der entsprechenden Klassen zu Theil werden konnte. Der König hält einen glänzenderen Hof; die Lords machen ein prachtvolleres Haus; die Squires sind wohlhabender, die Kaufleute reicher, die Krämer begüterter; die Handwerker, das Landvolk, die dienende Klasse haben eine reichlichere und bessere Kost, wohnen besser, sind besser gekleidet. Darin liegt freilich kein Grund, Mißbräuche zu dulden, oder irgend ein Mittel zu vernachlässigen, wodurch die Lage unserer ärmsten Landsleute verbessert werden kann; wohl

aber werden wir dadurch berechtigt, ihnen zu sagen, „daß sie nicht," wie einige unserer Philosophen meinen, „das unglücklichste Volk sind, das jemals die Erde getragen hat."

Wir haben bereits aufmerksam gemacht auf Herrn Southey's wunderliche Lehre vom National-Reichthum. „Ein Staat," sagt er, „kann nicht zu reich seyn; wohl aber kann ein Volk allzu reich seyn." Seine Gründe für diese Behauptung sind höchst seltsam. Er sagt nämlich: „Ein Volk kann allzu reich seyn, weil die Tendenz des Handels, vornemlich aber des Manufaktur-Systems, es mit sich bringt, lieber Reichthümer zu sammeln, als sie zu verbreiten. Wo Reichthum in irgend einer Handels-Spekulation wirklich angelegt wird, da vermehrt er sich nach Maßgabe seines Betrages. Große Kapitalisten werden zu Hechten in einem Fischteich, welche die kleineren Fische verschlingen; und nichts ist so gewiß, als daß die Armuth eines Volkstheils sich in demselben Verhältniß vermehrt, worin der Reichthum eines andern wächst. Davon giebt es Beispiele in der Geschichte. Als in Portugal die Fluthen des Reichthums, den die Eroberungen in Afrika und Ostindien gewährten, eintraten, da zeigte sich die Wirkung dieser Einströmung eben so sehr in dem vermehrten Glanz des Hofes und in dem Luxus der höheren Stände, als in dem Elende des Volks . . ."

Herrn Southey's Beispiel ist eben nicht glücklich gewählt. Der Reichthum, der den Portugiesen so wenig zu Statten kam, war nicht die Frucht, weder der Manufakturen, noch des Handels, von Privat-Personen geleitet. Es war der Reichthum — nicht des Volks, sondern der Regierung und ihrer Kreaturen, also derjenigen, von welchen

Herr Southey annimmt, daß sie nicht allzu reich seyn können. Das Wahre in der Sache ist, daß Herrn Southey's Behauptung aller Geschichte und allen den Phänomenen entgegen ist, die uns von allen Seiten her umgeben. In Europa ist England das reichste Land; das Land, das den größten Handel und die meisten Manufakturen hat. Rußland und Polen sind in Europa die ärmsten Länder; sie haben kaum irgend einen Handel, und nur die rohesten Manufakturen. Ist nun wohl der Reichthum in Rußland und Polen besser vertheilt, als in England? Es giebt in Rußland und in Polen Individuen, deren Einkommen dem Einkommen unserer reichsten Landsmänner die Wage halten mag; es kann wenigstens gefragt werden, ob es in jenen Ländern nicht eben so viele Vermögen von 80,000 Pf. St. jährlich giebt, als hier. Allein, giebt es dort eben so viele von 5000, oder von 1000 jährlich? In England giebt es Kirchspiele, welche mehr Leute von zwischen 500 und 3000 Pf. jährlichen Einkommens erhalten, als in den sämmtlichen Staaten des Kaisers Nikolaus herausgefunden werden können. Die netten und bequemen Häuser, welche in London und in dessen Nachbarschaft, während der dreißig letzten Jahre, für Leute dieser Klasse gebaut worden sind, würden durch sich selbst eine Stadt bilden, größer als die Hauptstädte einiger europäischen Königreiche. Und dies ist der Zustand einer Gesellschaft, in welcher die größeren Eigenthümer die kleineren verschlungen haben!

Das Heilmittel, das Herr Southey entdeckt zu haben wähnt, ist des Scharfblicks würdig, welchen er in der Auffindung des Uebels an den Tag gelegt hat. Die Nachtheile, welche aus der Anhäufung des Reichthums in die

Hände weniger Kapitalisten entstehen, sollen dadurch beseitigt werden, daß er sich in den Händen eines großen Kapitalisten anhäuft, welcher keinen denkbaren Beweggrund hat, ihn besser anzulegen, als die anderen Kapitalisten, in den Händen des alles-verschlingenden Staats!!

Es ist eben nicht auffallend, daß, indem wir uns von Herrn Southey, hinsichtlich des früheren Fortschritts der Gesellschaft, so wesentlich trennen, wir auch hinsichtlich ihrer zukünftigen Bestimmung nicht gleicher Meinung mit ihm sind. Er glaubt, daß, nach allem äußeren Anschein, dies Land seinem Verderben entgegen eilt; aber er verläßt sich dabei auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit. Was uns betrifft, so finden wir es weder fromm, noch vernünftig, zu glauben, daß das höchste Wesen eine Störung der gewöhnlichen Folge von Ursache und Wirkung zulassen sollte, um zu unsern Gunsten einzuschreiten. Auch wir vertrauen seiner Güte; doch so, wie es sie in den allgemeinen Gesetzen kund gegeben hat, wodurch die physische und moralische Welt regiert wird. Wir vertrauen also dem natürlichen Streben des menschlichen Verstandes nach Wahrheit, und dem eben so natürlichen Streben der Gesellschaft nach Fortschritt und Verbesserung. Wir kennen kein hinlänglich beglaubigtes Beispiel von irgend einem Volke, das entschiedene Rückschritte in Zivilisation und Wohlfahrt gemacht hätte, es sei denn, daß es durch eine unwiderstehliche Kalamität dazu gezwungen wurde, wie etwa die, welche das römische Reich zertrümmerte, oder die, welche, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, Italien verheerte. Uns ist kein Land bekannt, das, nach Verlauf von funfzig Friedensjahren, mit einer erträglich guten Regierung nicht wohl-

habender gewesen wäre, als im Anfange dieser Periode. Die politische Wichtigkeit eines Staats kann abnehmen, wenn die Wage der Macht durch die Einführung neuer Kräfte gestört wird. Auf diese Weise hat sich Hollands und Spaniens Einfluß wesentlich vermindert. Sind jedoch Holland und Spanien ärmer, als zuvor? Wir bezweifeln es. Andere Länder haben ihnen den Rang abgelaufen; doch sind sie, wenn gleich nicht bezüglich, stets in einem positiven Fortschreiten geblieben. Wir hegen die Vermuthung, daß Holland jetzt reicher ist, als in jener Zeit, wo es seine Flotten nach der Themse sandte — daß Spanien reicher ist, als in jener Periode, wo ein französischer König gefangen zu den Füssen des Thrones Karls des Fünften geführt wurde.

Die Geschichte ist voll von den Zeichen dieses natürlichen Fortschreitens der Gesellschaft. In fast allen Theilen der Jahrbücher des menschlichen Geschlechts sehen wir, wie die Betriebsamkeit Einzelner, kämpfend mit Taxen, Kriegen, theuren Zeiten, Brandstiftungen, boshaften Prohibitionen und noch schädlicheren Protektionen, noch rascher schafft, als Regierungen vergeuden, und alles wieder aufbaut, was der Eroberer zertrümmert hat. Wir sehen das Kapital der Völker wachsen, und alle Künste des gesellschaftlichen Lebens der Vollkommenheit näher rücken, trotz dem Verderbniß und der unklugen Verschwendung der Regierer.

Unstreitig ist der gegenwärtige Augenblick schwierig und beängstigend. Allein wie unbedeutend werden seine Bedrängnisse, wenn wir dem Inhalt der Geschichte in den letzten 40 Jahren nachdenken! Ein mehr als zwanzig-

jähriger Krieg, neben welchem alle früheren Kriege unbedeutend erscheinen; Steuern, von deren Betrag die am stärksten belasteten Nationen früherer Zeiten sich keinen Begriff machen konnten; eine Schuld, größer als alle öffentliche Schulden, welche jemals in der ganzen Welt existirten; eine systematische Vertheuerung der unentbehrlichsten Nahrungsmittel; das Ausgleichungsmittel der gesellschaftlichen Arbeit, das Geld, unvorsichtigerweise erst herabgewürdigt, und dann eben so unvorsichtig wieder hergestellt. Ist jedoch das Land ärmer, als 1790? In unserer vollen Ueberzeugung ist es, bei allen Mißgriffen seiner Regierer, anhaltend immer reicher und reicher geworden. Zwar hat bisweilen Stillstand, oder wohl gar ein kurzer Rückschritt Statt gefunden; allein über die allgemeine Tendenz kann kein Zweifel obwalten. Einzelne Wellen sind zurückgedrängt worden; aber die Fluth ist offenbar im Vordringen.

Wenn wir weissagen wollten, daß im Jahre 1930 eine Bevölkerung von 50 Millionen, besser genährt, gekleidet und beobdacht, als die Engländer der gegenwärtigen Zeit, diese Inseln bedecken werde: — daß Sussex und Huntingdonshire, jetzt so arm, reicher seyn werden, als gegenwärtig die schönsten Distrikte der Grafschaft York; — daß ein Landbau, ähnlich dem Gartenbau, durch ganz Großbritannien hin, bis zu den Höhen von Helvellyn und Ben Nevis gehen wird; — daß Maschinen, nach jetzt noch unbekannten Prinzipien gebaut, alle Erzeugnisse unserer Fabriken verhundertfältigen werden; — daß es keine Landstrassen mehr, wohl aber Eisenbahnen geben wird, auf welchen wir, mittelst des Dampfs, zehn Meilen in einer Stunde

zurücklegen werden; — daß unsere Staatsschuld, wie groß sie uns auch vorkommen mag, unsern Urenkeln als eine Bagatelle erscheinen wird, welche in einem oder in zwei Jahren getilgt werden kann: — wenn wir so prophezeihen wollten, so würden Viele von uns glauben, wir hätten unseren Verstand verloren. Wir prophezeihen also gar nichts; wohl aber bemerken wir Folgendes:

Wenn Jemand den Gliedern des Parliaments, das sich im Jahre 1720 in großer Verlegenheit und Bedrängniß versammelte, gesagt hätte: der Reichthum Englands werde im Jahre 1830 ihre wildesten Träume übersteigen; — das jährliche Einkommen werde gleich seyn dem Kapital der Schuld, die sie als eine unerträgliche Last betrachteten; — statt des einzelnen Mannes von 10,000 Pf. St., den sie kannten, werde es fünf geben, welche 50,000 Pf. St. Einkommen hätten; — London werde zweimal so groß und zweimal so bevölkert seyn, und demnach werde die Sterblichkeit auf die Hälfte dessen zurückgehen, was jetzt hergebracht wäre; — die Post werde der Schatzkammer mehr eintragen, als Akzise und Zoll unter Karl dem Zweiten gebracht hätten; — die Postwagen würden den Weg von London nach York in 24 Stunden zurücklegen, und die Leute ohne Segel und Wind auf dem Wasser, ohne Pferde zu Lande fahren: — welchen Eingang meint man, daß diese Prophezeihungen gefunden haben würden? Etwa mehr Glauben, als Gullivers Reisen noch jetzt finden? Und dennoch würde die Vorhersagung der Wahrheit gemäß gewesen seyn. Auch hätte den Menschen jener Zeit wohl einleuchten können, daß sie so albern

gar nicht sei. Sie brauchten ja nur in Erwägung zu ziehen, daß der Schatz schon damals eine Summe erhob, womit man das Gesammt-Kapital der Einkünfte der Plantagents hätte erkaufen können — eine Summe, zehnmal größer, als die, womit unter Elisabeth das Staatsbedürfniß bestritten wurde — und dreimal größer, als die, welche man zu Cromwells Zeiten für unerträglich drükkend hielt . . .

Für die meisten Menschen ist derjenige Zustand der Dinge, in welchem sie zu leben gewohnt sind, der einzig nothwendige Zustand. Uns ist gesagt worden, daß 5 Prozent der natürliche Zinsfuß ist; daß die Zahl zwölf zu einer Jury und ein Einkommen von 40 Schilling zur Stimmgebung bei den Landwahlen erforderlich sei. So kommt es, daß Jeder, trotz dem Bewußtseyn, das er von einem fortschrittlichen Besserwerden in sich trägt, nicht an Fortschritte glaubt, die über seine Zeit hinausgehen sollen. Wie wäre es also möglich, denen auf eine entscheidende Weise zu widersprechen, welche behaupten, die Gesellschaft habe ihren Kulminations-Punkt erreicht, und die besten Tage seien verlebt? Allein dies war die Sprache aller unserer Vorgänger; und zwar aus gleich guten Gründen. „Eine Ausgabe von einer Million Pf. St.," sagten die Patrioten von 1640, „wird uns zu Bettlern machen." — „Zwei Millionen Pf. St." — so schrie man im Jahre 1660 — „würden das Land zu Staub mahlen." — „Sechs Millionen jährlich, und eine Schuld von funfzig Millionen" — rief Swift aus — „die hohen Verbündeten haben uns zu Grunde gerichtet!" — „Eine Schuld von 140"

— sagt Junius — „wohl darf man sagen, daß wir dem Lord Chatham mehr verdanken, als wir je zu bezahlen im Stande seyn werden." — „Zweihundert und vierzig Millionen Schulden!" riefen im Jahre 1783 alle Staatsmänner im Chorus; „das Ministerium müßte mehr als menschliche Geschicklichkeit und Sparsamkeit besitzen, das ein so belastetes Land retten will." — Und dennoch wäre nichts leichter gewesen, als die alten Schulden aus den zunehmenden Mitteln des Landes, und vermittels weit leichterer Steuern, als die, welche wir jetzt bezahlen, abzutragen, wenn nicht seitdem neue hinzugekommen wären. Wie geht es aber in aller Welt zu, daß, indem wir hinter uns nichts als Fortschritte sehen, wir von der Zukunft nichts als Verschlechterung erwarten? . . .

Nicht durch das Einschreiten einer allwissenden und allmächtigen Regierung, wie Herr Southey meint, wohl aber durch den Verstand und die Energie des Volks ist England bisher in der Zivilisations-Bahn vorgeschritten, und eben dieser Verstand, eben diese Energie ist es, worauf wir unser Vertrauen und unsere Hoffnung gründen. Am besten werden unsere Häupter die Fortschritte des Volks sichern, wenn sie streng sich in die Schranken ihrer Pflichten halten; — wenn sie den Kapitalien freien Lauf lassen, damit sie den Weg einschlagen, der den meisten Nutzen bringt; — wenn sie gestatten, daß Waaren sich nach ihrem natürlichen Werth verkaufen können; — wenn Betriebsamkeit und Einsicht ihre natürliche Belohnung, Müssiggang und Thorheit ihre natürliche Strafe erhalten; — wenn sie den Frieden aufrecht erhalten, das Eigenthum beschützen, die

Prozeßkosten vermindern, und in allen Zweigen des Staatsdienstes eine strenge Sparsamkeit einführen. Thut die Regierung dies: so wird das Volk gewiß das Uebrige thun.

---

## Nachschrift des Herausgebers.

Uns des Herrn Southey gegen den eben so kenntnißreichen, als scharfblickenden Herausgeber der Edinburgh Review anzunehmen, würde uns, die volle Wahrheit zu gestehen, als eine Versündigung an der Wissenschaft erscheinen, deren Verbreitung der ausschließende Zweck dieser Zeitschrift ist. Mit dem Antagonisten des Herrn Southey würden wir, anderseits, vollkommen übereinstimmen, wenn sich, während der Uebersetzung dieses Bruchstücks seiner geistreichen Widerlegung, uns nicht mehr als einmal die Ueberzeugung aufgedrungen hätte, daß die Fortdauer dessen, was man wohl die brittische Verfassung nennt, ihm bei weitem mehr erwiesen ist, als uns. Wir mögen, gleich ihm, nicht weissagen; wir mögen also, so wie er, nicht im Jahre 1830 vorher bestimmen, was im Jahre 1930 aus einem Reiche geworden seyn wird, das, gleich dem römischen der Vorzeit, eben so sehr durch seinen ungeheuren Umfang, wie durch die Schwäche seiner Hebelkräfte in Erstaunen setzt. Was uns jedoch, nach aller Kenntniß, die wir uns von dem Entwickelungsgange großer Reiche erworben zu haben glauben, auf das Vollständigste einleuchtet, ist, daß von allem, was in dem gegenwärtigen Augenblick noch zu den

Eigenthümlichkeiten des großbritannischen Reichs gezählt wird, nach dem Ablauf eines Jahrhunderts kaum die eine oder die andere Spur anzutreffen seyn dürfte.

Ohne hierdurch auf eine positive Verschlechterung hinzudeuten, wollen wir in diesem Zusammenhange bloß bemerken, daß diese so laut gepriesene Verfassung im Laufe der Jahrhunderte die wesentlichsten Abänderungen erfahren hat, daß diese Abänderungen seit dem Schluß des siebzehnten Jahrhunderts immer bedeutender geworden sind, und daß das, was ihr im abgewichenen Jahre durch die Emanzipation der Katholiken wiederfahren ist, eine Zukunft verkündigt, die sich aufs Wesentlichste von der Gegenwart unterscheiden wird. Man glaubt wohl mit Josua die Berechtigung zu einem „Sonne stehe stille im Thale Josaphat" zu haben; allein die sittliche Welt will sich bewegen, wie die physische; und weil dem nun einmal so ist, so geschieht nichts häufiger, als daß man sich, über kurz oder lang, auf einem Punkt befindet, den man weder erreichen wollte, noch erreichen zu können für möglich hielt.

Wenn Napoleon Bonaparte, wenige Tage vor seinem Herabsteigen in die Gruft, wirklich gesagt hat: „das unvermeidliche Geschick jeder Gegen-Revolution, selbst wenn man sie frei walten lasse, sei, sich mit eigenen Händen zu erwügen:" so dachte er dabei unstreitig nur an sich und an die Bourbons. Keine freiwaltende Gegen-Revolution erwürgt sich mit eigenen Händen; das Wahre in der Sache aber ist, daß jede Gegen-Revolution auf Hindernisse stößt, die sich nicht besiegen lassen, und daß aus dem Kampfe

der Kräfte ein Drittes hervorgeht, das Bestand gewinnt. In Großbritannien ist die Vertheilung der Reichthümer allzu wenig vorgeschritten, als daß ein Zustand ertragen werden könnte, der nicht weniger als sieben Millionen von der Wohlthätigkeit ihrer Mitbürger abhängig macht. Mögen diese sieben Millionen, wie der Herausgeber der Edinburgh Review bewiesen hat, immerhin ein angenehmeres Dasein haben, als die Armen unter der Regierung der Königin Elisabeth: so folgt daraus doch nicht, daß sie ihr Schicksal mit stets gleicher Geduld ertragen werden. Findet nun jemals eine bessere Vertheilung der Reichthümer in Großbritannien Statt — wo bleiben alsdann die Vierzigschillings-Männer als Hauptwähler, und wo bleibt alsdann die bisherige Parliaments-Form mit Unter- und Oberhaus, und mit allem, was sich in der öffentlichen Schuld und dem Unternehmungsgeiste der Regierung daran geknüpft hat? Wir sind, wie der Herausgeber der Edinburgh Review, weit davon entfernt, behaupten zu wollen, daß England seinen Kulminations-Punkt erreicht habe; aber verschieden von England ist Englands gegenwärtige Verfassung, und was von jenem nicht gilt, das könnte von dieser um so leichter gelten, weil alles, was Verfassung genannt zu werden verdient, immer nur in sofern einen Werth hat, als es den Bedürfnissen der Gesellschaft entspricht. Es kommt dazu, daß, bei der gegenwärtigen Weltlage, kein Staat dem Einflusse entzogen werden kann, den andere Staaten auf ihn ausüben. Oft ist dazu nichts weiter erforderlich, als eine veränderte Stellung, die man genommen hat, weil

man über seinen wahren Vortheil zur Erkenntniß gekommen ist . . .

Wir sagen kein Wort, weder gutes noch böses, zu der Möglichkeit, „daß Englands Boden, nach einem Jahrhunderte, mit einer Bevölkerung von funfzig Millionen bedeckt seyn kann, und daß diese Urenkel der gegenwärtigen Generation eine Staatsschuld von 800 Millionen Pf. Sterling für eine Lumperei erklären können, welche in einem oder in zwei Jahren getilgt ist;" wer hat das Recht sich gegen einen bloßen Traum zu erklären? Das Einzige, was wir uns zu bemerken erlauben, ist: daß, wenn dieser Traum in Erfüllung gehen soll, ganz andere Hebelkräfte dabei wirksam werden müssen, als die, welche bisjetzt in England thätig gewesen sind. Es liegt nur allzu viel Wahres darin, wenn Lessing (wenn wir nicht irren, in seinem Nathan) sagt: „Ich weiß, aus welchen Fehlern deine Tugend keimt." Die Fortschritte, welche England bisher in der Zivilisations-Bahn gemacht hat, erscheinen uns als das Produkt seiner staatlichen Einrichtungen in Verbindung mit den Gebrechen seines Auslandes, welche jenen Einrichtungen nur allzu viel Vorschub geleistet haben; allein, es kann uns nicht einfallen, darin ein sicheres Fundament für ein noch höheres Wohlsein zu sehen. Mit demselben Rechte würde man das Wachsthum eines jungen Menschen loben, der, weil er mit einer fehlerhaften Lunge ausgestattet ist, in einem Alter von 17 Jahren die ungewöhnliche Länge von sieben Schuhen erreicht hat, von jetzt an aber zusammensinkt, auswächst und, in einem Alter von 25 Jahren, an der

Schwindsucht stirbt. Für die dauerhafte Entwickelung der Staaten kommt alles darauf an, wie gut ihre Gesetzgebungen in dem organischen Theile derselben den Naturgesetzen entsprechen, und wie leicht das, was in diesen Gesetzgebungen fehlerhaft ist, abgeändert und verbessert werden kann.

# Ueber die Eroberung Algiers.

Si les puissances de l'Europe entendaient leurs vrais intérêts, les trésors qu'elles emploient à se faire du mal mutuellement, seraient employés à introduire la civilisation européenne dans l'Afrique septentrionale; elles pourraient toutes y former des colonies qui bientôt devenues indépendantes, comme toutes les colonies devraient l'être, fourniraient des denrées alimentaires et ouvriraient un nouvel et vaste débouché aux marchandises de l'Europe.

*Cours complet d'Economie politique par J. B. Say. T. IV. p.* 452.

Wenn irgend eine Begebenheit dem Uebergange der Ruſſen über den Balkan gleichgeſtellt zu werden verdient, ſo iſt es die Eroberung Algiers durch die vereinten Anſtrengungen des Marſchalls Grafen von Bourmont und des Vice-Admirals Duperré. Durch jenen wurde die freie Durchfahrt durch den Bosphorus und die Dardanellen, folglich der ungeſtörte Zuſammenhang des ſchwarzen Meeres mit dem mittelländiſchen erzwungen; durch dieſe iſt der Schande ein Ende gemacht, welche ſeit dreihundert und vierzig Jahren auf der europäiſchen Welt laſtete, ſofern man, dieſen langen Zeitraum hindurch, daran verzweifeln mußte, daß ſie Einheit und Thatkraft genug beſitze, ſich in ihren würdigſten Beſtrebungen gegen eine Handvoll Barbaren zu vertheidigen, welche erkauft ſeyn wollten, wenn ſie ſich des Seeraubes enthalten ſollten.

In anderer Hinſicht iſt man berechtigt, die Eroberung Algiers wegen der wichtigen Folgen, welche aus dem Un-

tergange dieses Raubstaates hervorgehen werden, über jene große Waffenthat der Russen zu stellen. Sofern nämlich die langgestreckte Küste der Berberei von jetzt an den Europäern offen stehet, sind die Pforten eines Erdtheils aufgethan, der höchst wahrscheinlich die Wiege des menschlichen Geschlechts, als solche aber in seinem Innern noch sehr wenig bekannt ist: eines Erdtheils, der große Naturschätze in sich schließt, deren sich die europäische Betriebsamkeit bemächtigen kann, um daraus ganz neue Fundamente für das gesellschaftliche Wohlsein zu bilden. Bestimmt nun, seinen Zivilisations-Grad auf alle Theile der bewohnbaren Erde überzutragen, sieht Europa sich in eine neue Bahn eingeführt, die es nicht durchlaufen kann, ohne seine Entwickelung zu vervollständigen durch die Aufnahme ganz neuer Elemente, die sich darbieten werden, sobald alles dazu vorbereitet ist. Mit Einem Worte: die Aussicht, welche durch die Eroberung Algiers eröffnet ist, schließt eine gewisse Unendlichkeit in sich, der sich das Nachdenken nicht versagen kann.

Wie abgeneigt man auch seyn möge, sanguinischen Erwartungen Raum zu geben: immer steht so viel fest, daß durch die Eroberung Algiers, und durch die Zerstörung seiner bisherigen Regierung ein Land von sehr bedeutendem Umfange gewonnen ist, das man nicht wieder verlassen kann, ohne eine Rückkehr des alten Verhältnisses der nordafrikanischen Küste zu den gegenüberliegenden europäischen Küstenländern zu gestatten, und das man aus eben diesem Grunde nicht aufgeben wird.

Wie aber verhält es sich mit demjenigen Theil der Berberei, der die Regentschaft von Algier bildet? Er

ent-

enthält einen Flächenraum von nicht weniger als 9000 deutschen Geviertmeilen. Von Osten nach Westen von Bergketten durchschnitten, die mit dem Atlas parallel laufen, ist es zwar bergigt, doch so, daß die Berge die schönsten Thäler bilden. Der bewohnte Theil dieses schönen Landes, zwischen dem 34 und 37 Grade nördlicher Breite gelegen, genießt im Sommer einer gesunden und angenehmen Temperatur: die Hitze ist nicht drückend und der Winter nie sehr kalt. Schon im Januar schmücken sich die Wiesen mit Blumen, und im April und Mai gleicht das ganze Land einem schönen Garten. Wenn, vom Juli bis zum Oktober, alle anderen Pflanzen von der Sonne verbrannt sind, werden die Fluren noch von dem immerwährenden Grün des Oleanders belebt. Das Land, das die Römer als ihre Kornkammer zu betrachten gewohnt waren, hat seine alte Fruchtbarkeit nicht verloren; am wenigsten da, wo die vom Atlas herabkommenden Flüsse sich in das Meer ergießen. An einigen Stellen ist der Boden schwarz, an andern roth; aber überall gleich produktiv. Ohne seit Jahrtausenden Fortschritte im Ackerbau gemacht zu haben, kultiviren die Einwohner Gerste und Waizen, und erndten in der Regel acht- bis zwölffach . . . Gleicherweise baut man Mais, Hirse, Reis und eine Art von Kicher-Erbsen, im Spanischen garbanzos genannt, die man geröstet ißt. Hochstämmige Bäume in der Ebene sind selten; doch wächst der Olivenbaum im Lande ohne Pflege, und Nuß- und Kastanienbäume findet man im ganzen Reiche. Der Wein schlingt seine Reben von einem Baum zum andern, und sein Stamm ist oft so stark, wie der eines mittelmäßigen Birnbaums. Orangen sind im Ueberfluß vorhanden, und

die Granaden sind dreimal größer als in Italien. Palmen finden sich in großer Zahl, und die Datteln, welche man von der Gränze der Wüste oder von Beled-ul-Djerib (dem Lande der Datteln) bringt, sind höchst wohlschmeckend. Die Früchte der gemäßigten Klimate gedeihen, doch sind sie von minderer Güte, mit Ausnahme der Feigen, Granaden und Trauben. Melonen, Kohl, Gurken und Salat werden in allen Gärten gebaut; die Artischocken aber sind einheimisch und kommen ohne Kultur fort. Jene Eicheln, von welchen in den Alten so häufig die Rede ist (die Frucht der quercus ballota) haben den Geschmack der Kastanien, und dienen den Einwohnern noch immer zur Nahrung. Ueberall stößt man auf die pyramidenförmige Zypresse, auf die Zeder, auf den Mandel- und den Maulbeerbaum. Die Hügel sind mit Tymian und Rosmarin bedeckt, welche die Atmosphäre mit köstlichen Düften erfüllen, und deren man sich zur Heizung bedient. Das Zukkerrohr gedeiht im Lande, und eine Gattung desselben, Soliman genannt, erreicht eine außerordentliche Höhe, und enthält weit mehr Saft, als irgend eine andere. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Kaffeepflanze und die Baumwollstaude, hieher verpflanzt, fortkommen und sich vervielfältigen würden. Ein Volk, das von Heerden und Ackerbau lebt, und sich das, was zur Befriedigung der feineren Bedürfnisse erforderlich ist, durch Seeraub verschafft, denkt nicht darauf, die Quellen seines Einkommens zu vermehren, und entbehrt nicht selten, was es, mit einiger Betriebsamkeit, ohne Mühe und Anstrengung gewinnen könnte. Selbst Jagd und Fischfang sind bisher von den Algierern vernachlässigt worden.

So verhält es sich mit dem Lande, das durch die Eroberung der Hauptstadt in die Gewalt der Franzosen gefallen ist. Hinsichtlich des Gebietsumfanges nur um etwa 1100 deutsche Quadrat-Meilen, hinsichtlich der Bevölkerung hingegen, um volle fünf Sechstel hinter Frankreich zurück, bietet das Land einen Raum dar, der nicht allein mit Franzosen ausgefüllt werden darf, wenn Frankreich sich nicht unnatürlich schwächen und dennoch seine Eroberung behaupten, und zur Verbreitung der Zivilisation benutzen will. Würde es nun wohl des allerchristlichsten Königs unwürdig seyn, wenn Karl der Zehnte erklärte: „er habe die Eroberung des Machtgebiets von Algier nicht für Frankreich allein, sondern zugleich für die ganze christlich-zivilisirte Welt gemacht, die er hiermit auffordere, Theil zu nehmen an den Vortheilen, welche, nach dem grausamen Verlust der transatlantischen Kolonien, sich in einer so gewinnreichen Nähe, wie die nordafrikanische Küste, darbiete; seiner Ueberzeugung nach hätten nicht nur alle Völker, welche seit Jahrhunderten den Dey von Algier tributbar gewesen, gerechte Ansprüche auf das zwischen Tunis und Marokko gelegene Land, sondern auch alle die christlichen Völker, die vermöge ihrer Weltlage den Handel fördern könnten; alle Regierungen dieser Völker fordere er demnach auf, ihm ein Land zivilisiren zu helfen, das der christlich-europäischen Welt nicht länger fehlen dürfe, wenn diese nicht von einem Jahre zum andern von ihrer Höhe herabsteigen, und die unterthänige Dienerin Amerika's werden wolle?..." Mit einer solchen Sprache würde Karl der Zehnte zuletzt nur die Idee verwirklichen, welche seinen berühmten Ahnherrn, jenen heiligen Ludwig, den das Geschlecht der Bourbonen so hoch

verehrt, nach Afrika's Nordküste führte, wo er zu Tunis an der Pest starb. Die europäische Welt war um die Zeit, wo dies geschah, noch einig durch die Lehre, und eben deßwegen fielen alle die Unterscheidungen weg, welche seit dem sechzehnten Jahrhundert von Nation zu Nation entstanden sind. Allein was verhindert denn, daß ein französischer König des neunzehnten Jahrhunderts, erhaben über diese Unterschiede, durch eine Fusion, worin die wesentlichen Interessen der ganzen europäischen Welt zusammenfließen, den Zeitpunkt näher führe, wo die neue Lehre, die das Bedürfniß aller Staaten ist, gezeitigt werden kann?

In Wahrheit, gab es jemals einen Gegenstand, der einen europäischen Kongreß zu veranlassen würdig war, so ist es die Eroberung Algiers mit den Folgen, welche nothwendig daraus abfließen. Nützlich kann diese Eroberung, so viel uns davon einleuchtet, nur dadurch gemacht werden, daß sie von der ganzen europäischen Welt nicht bloß genehmigt, sondern auch vertreten wird. Fällt diese Vertretung weg: so wird die französische Regierung ganz vergeblich einen großen Aufwand von Blut und Gold gemacht haben; denn wie wäre sie, ohne allzu viel aufs Spiel zu setzen, wohl im Stande, das angefangene Werk, dessen unverkennbares Objekt die Ziviliſation Afrika's ist, durchzuführen? Nicht ganz unrecht hatte der Graf von Laborde, als er in den ersten Monaten dieses Jahres prophezeihete: „wir werden in den Besitz von Algier kommen, aber wir werden es wieder räumen müssen; wir werden seine Wälle zerstören und sie verlassen müssen, nachdem sie uns vielleicht einen bedeutenden Verlust an Menschen und an Geld gekostet haben; wir werden verzichten müssen auf die einzigen

Vortheile der Unternehmung, auf das Mittel, einen der Zivilisation nützlichen Einfluß auf die Völker dieses Erdtheils auszuüben.“ Allein die Voraussetzung dieses Propheten war, daß Frankreich in dem großen Unternehmen gegen Algier vereinzelt bleiben, oder wohl gar bekämpft werden würde: eine Voraussetzung, die man bei einiger Achtung gegen die europäische Regierungen nicht gestatten kann. Zwar haben diese Regierungen die Franzosen den ersten Theil des Drama's durchführen lassen, weil, sofern es sich nur um die Eroberung Algiers und um die Vernichtung der Regentschaft des Dey's handelte, ihre Kräfte dazu vollkommen ausreichten, und der Beistand anderer Völker mehr hinderlich als förderlich gewesen seyn würde; ganz anders aber stellt sich die Frage, sobald es nur darauf ankommt, ein Land von 9000 deutschen Geviertmeilen zu behaupten und zum Abgangs-Punkte der Zivilisation für einen großen Erdtheil zu machen. Hierbei ist die Hülfe fast sämmtlicher europäischen Staaten sogar nothwendig; und läßt sich wohl annehmen, daß sie werde versagt werden, wenn ein König von Frankreich selbst diesen Beistand anspricht?

Untersuchen wir doch einmal, wie viel Ursache die europäischen Regierungen haben, auf ein Unternehmen einzugehen, das so viel Erleichterung verspricht, wie die Kolonisation auf der nordafrikanischen Küste . . .

Welche vortheilhafte Meinung man auch von den Fortschritten der europäischen Zivilisation haben möge: so läßt sich doch nicht läugnen, daß die Gesellschaft auf allen Punkten Europa's noch an zwei Gebrechen leidet, die ihre vollkommnere Organisation noch lange verhindern werden.

Das eine dieser Gebrechen ist die ungleichmäßige Vertheilung der Reichthümer: ein Wort, worunter wir alles begreifen, was der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse dient. Das zweite Gebrechen ist der mangelhafte Unterricht über gesellschaftliche Beziehungen, um jeden Einzelnen mit den Gesinnungen zu erfüllen, wodurch ein wahrhaft sittliches Verhalten allein gesichert wird. Die natürliche Folge dieser Gebrechen ist, daß jede größere Gesellschaft nur allzu viel Glieder in sich schließt, von welchen sie befreit zu werden trachten muß. Was nun auch für diesen Zweck in verschiedenen Staaten bisher durch Anlegung von Armen-Kolonien auf wüstgebliebenen Aeckern, von Arbeits- und Zuchthäusern, von Gefängnissen u. s. w. geschehen seyn mag: so reichen, wie es scheint, diese Nothbehelfe doch nicht aus zur Sicherung des gesellschaftlichen Friedens, nicht zu gedenken, daß alle jene Einrichtungen, obgleich im Allgemeinen als Denkmäler zunehmender Menschlichkeit zu betrachten, dem ersten Element aller Sittlichkeit, der Freiheit, schaden, und folglich für diejenigen, welche dadurch unschädlich gemacht werden sollen, nur zu einer Schule wechselseitigen Unterrichts in allen Lastern und Verkehrtheiten werden. Giebt es nun wohl für die großen Klassen derer, die, weil sie von den gesellschaftlichen Vortheilen ausgeschlossen sind, instinktmäßig zum Verbrechen hinneigen, eine bessere Auskunft, als Versetzung in einen entfernten Himmelsstrich, wo sie, allen ihren bisherigen Beziehungen entrissen, eine neue Laufbahn betreten können: eine Laufbahn, worin sich das Ziel aller gesellschaftlichen Bestrebungen, zu gelten und die Früchte einer nützlichen Arbeit zu genießen, viel leichter und sicherer

erreichen läßt? Dies gerade ist die schöne Seite aller Kolonisation: sie rettet die menschliche Organisation von dem Vorwurf, daß sie eine absolute Bösartigkeit in sich schließe; denn wäre dies der Fall, so hätte nie eine Kolonie zu einer geregelten Gesellschaft erwachsen, nie Umfang und Stärke gewinnen können.

In dem ganzen gesellschaftlichen Zustand der europäischen Staaten, so wie er gegenwärtig ist, liegt demnach eine Aufforderung zur Benutzung dessen, was in diesen Tagen durch die Eroberung Algiers und durch die Zerstörung der Regentschaft des dortigen Dey's vollbracht ist. Das Land ist groß und fruchtbar genug, um Millionen neuer Ankömmlinge in sich aufzunehmen und zu ernähren. Wir sagen hiermit nicht, daß das plötzliche Einströmen einer so großen Menge vortheilhaft seyn würde; denn es liegt am Tage, daß dadurch in dem Verhältnisse der Ankömmlinge zu den bisherigen Bewohnern sehr vieles verdorben werden könnte, nicht zu gedenken, daß die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung, wenn sie bleibenden Werth erhalten sollen, überall nur allmählig zu Stande gebracht werden dürfen. Alles, was wir behaupten, ist, daß alle größeren Staaten an der Kolonisation der afrikanischen Nordküste Theil nehmen, und daß dies Theilnehmen sich aussprechen müsse in abgesonderten Kolonien, unter welchen jede ihrem vaterländischen Charakter mehr oder weniger getreu bleibt, und mit der nöthigen Achtung vor ihren Neben-Kolonien ihre Bahn verfolgt. Nur auf diesem Wege scheint uns das Ziel erreichbar, das in der Eroberung Algiers aufgesteckt ist. Einem europäischen Kongresse, zusammengesetzt, nicht aus

gewöhnlichen Diplomaten, wohl aber aus Männern, welche mit geographischen Uebersichten gute staatswirthschaftliche Kenntnisse vereinigen, würde es zukommen, die Verhältnisse der in Afrika einwandernden verschiedenen Nationalen so zu ordnen, daß dadurch die Aussicht auf Eintracht und Harmonie gewinnen würde; vor allem aber solche Einrichtungen zu treffen, daß jedes Volk von den Opfern, die es darbringt, bleibenden Vortheil für sein höheres Gedeihen ziehe.

Es giebt sehr Viele, die sich nicht vorstellen können, daß England, nachdem es in den Besitz von Malta und den ionischen Inseln gekommen ist, seine Einwilligung zu einer Kolonisation der afrikanischen Nordküste geben werde. Was uns betrifft, so gehören wir nicht zu diesen, nach der Analogie der Vergangenheit urtheilenden Politikern; und wir wollen aus den Gründen, die uns zu dieser Abweichung bestimmen, kein Geheimniß machen. Erstlich ist die definitive Unterdrückung des Seeraubes in dem Gefühle der ganzen europäischen Welt eine so große Wohlthat, daß England, wenn es sich den Folgen derselben widersetzen wollte, große Gefahr liefe, in der allgemeinen Achtung zu sinken. Zweitens liegt in Englands gegenwärtigen Handelsgrundsätzen kein Hinderniß der Anschließung; denn vermöge dieser Handelsgrundsätze dringt es nur auf Gegenseitigkeit, nachdem es dahin gelangt ist, einzusehen, daß ein monopolistisches System in der gegenwärtigen Weltlage nicht durchgeführt werden kann. Drittens würde es, wenn es diesen besseren Handelsgrundsätzen entsagen wollte, nichts auszurichten vermögen; denn, wer würde, sofern es darauf ankäme, Frankreich auf dem Wege der Gewalt

an der Verfolgung des angefangenen Werkes zu verhindern, gemeinschaftliche Sache mit England machen? Aus diesen drei, wie wir glauben, sehr triftigen Gründen ist von Seiten Englands kein Widerstand gegen die, vom Schicksal selbst herbeigeführte Kolonisation der afrikanischen Nordküste zu erwarten. Bereitwillig geben wir zu, daß Malta und die ionischen Inseln durch die Eroberung Algiers einen großen Theil ihrer früheren Bedeutung verloren haben; allein, wie könnte dies einen Beweggrund zur Opposition abgeben, da England durch sein ausgebreitetes Kolonial-System mehr geschwächt, als gestärkt wird?

Was also auch eine gewisse Klasse von Publizisten befürchten möge: die Dinge werden eine Wendung nehmen, auf welche Niemand gerechnet hat. Dies liegt in der Natur der Begebenheiten, welche immer eine weit größere Macht ausüben, als selbst Diejenigen zu glauben pflegen, durch welche sie herbeigeführt sind; den vollständigsten Beweis für diese Behauptung liefern die letzten dreißig Jahre, vorausgesetzt, daß man, als Beobachter, die Fähigkeit besitzet, das, was Menschen wollen, von dem zu unterscheiden, was aus ihren Unternehmung und Handlungen hervorgeht.

In einer verallgemeinernden Ansicht ist die Eroberung Algiers nur die Vollendung des Ueberganges über den Balkan; denn wie viel durch den letztern immer für den weniger verhinderten Verkehr zwischen dem Osten und Westen unseres Erdtheils geleistet seyn mochte, so blieb der Vortheil doch ungewiß, so lange es Raubstaaten gab, die ihn wieder aufheben konnten. Wir fühlen uns zwar nicht aufgelegt, zu bestimmen, wiefern Rußland und Frank-

reich in Uebereinstimmung gehandelt haben; am Tage aber liegt, daß beider Unternehmungen zu einem und demselben Resultate geführt haben. Dies Resultat ist nun freilich auf Kosten der Türkei errungen worden; allein liegt darin noch mehr ausgesprochen, als daß die Türkei den edelsten Bestrebungen der christlich-europäischen Welt so hinderlich geworden war, daß ihr Gewalt geschehen mußte? Nicht auf dem von dem philanthropischen Abbé de St. Pierre vorgeschlagenen Wege haben sich die Dinge gemacht; sind sie aber deßhalb schlechter ausgefallen? Man hat vielmehr alle Ursache zu glauben, daß, in diesem Falle, das, was wirklich geschehen ist, sicherer zum Ziele führen werde, als ein sehr zusammengesetzter Plan dahin geführt haben würde. Die Eroberung Algiers wird einen sehr merklichen Einfluß selbst auf die Bildung Griechenlands haben, dessen Gränzen bisher mit allzu viel Schonung für Mahmud den Zweiten gezogen waren. Doch wir würden schwerlich das Ende zu finden fähig seyn, wenn wir uns in eine Erwägung der Folgen einlassen wollten, welche die Eroberung Algiers in ihrer Verbindung mit dem Uebergange über den Balkan nach sich ziehen wird. Besser also, wir endigen diesen Artikel mit dem Wunsche, daß das politische Ungewitter, das sich in Frankreich aufthürmt, die glücklichen Wirkungen, welche sich von der Eroberung der afrikanischen Nordküste erwarten lassen, nicht aufheben möge.

Geschrieben den 2. August.

Gedruckt bei A. W. Schade, Alte Grünstraße Nr. 18.

University of Toront
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITE